

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Lord Louis Mountbatten: Über den Atomkrieg

HÖCHSTE ZEIT FÜR UMDENKEN IN DER POLITIK –

General Gert Bastian im Gespräch mit Friedrich Hitzer

UNFÄHIG ZUM FRIEDEN? – Eine Umfrage:

*A. Astel, I. Brender, P. O. Chotjewitz, V. W. Degener,
I. Drewitz, A. Eggebrecht, J. Eggebrecht, U. Gardein,
S. Grundmann, J. W. Janker, F. X. Kroetz, D. Lattmann,
R. Limpert, M. Molsner, D. Neven-du Mont, L. Rinser,
H. Ruge, P. Schütt, E. Stöppler, A. Troppmann*

*80 Jahre Antikriegsverbrecher: Erich Mühsam,
Dieter Hildebrandt, Hanns Dieter Hüsch, Helmut Ruge*

F. J. Degenhardt, A. Cullmann, E. Jöst, H. J. Heise

G. Köpf, A. Lehdorff-Felsko, M. Worliček

Kurt Eisner: Weltliteratur 1916

Andrzej Lam: Die polnische Literatur seit 1945

Fred Schmid: Fire and forget

Gisela Elsner: Heruntergekommene Begriffe

**UNFÄHIG
ZUM FRIEDEN?**

Aufruf gegen neue Rüstungsrunde

Die unterzeichnenden Autoren wenden sich an alle, gedrängt von begründeter Angst. Der neugewählte Präsident der USA hat seine Absicht bestätigt, das SALT-II-Abkommen nicht in der ausgehandelten Form zu akzeptieren. Eine neue, wahnsinnige Runde der Rüstung droht. Spannung in Polen, kriegerische Ereignisse im Nahen und Mittleren Osten: der Friede ist gefährdeter denn je. Immer mehr Deutsche in der Bundesrepublik (nach einer Umfrage des Sommers 1980 sind es 43 %) fragen sich, ob es unter solchen Umständen noch sinnvoll ist, auf Gedeih und Verderb am bisherigen System der Allianzen festzuhalten. Die neueste Planung der NATO und vor allem des Pentagon sieht heute Europa als Pfand vor, als Selbstmord-Vorfeld, auf dem ein erster nuklearer Schlagabtausch der Supermächte stattfinden könnte, um anschließend eine „Denkpause“ einlegen zu können.

Europa wäre dann nicht mehr vorhanden. Durch die Liquidierung von SALT II ist, darüber hinaus, der Zustimmung zur hierfür erforderlichen „Nachrüstung“ der Boden entzogen.

Dies ist die Stunde Europas. Wir appellieren an die Verantwortlichen, wir appellieren an die Öffentlichkeit: befreien wir uns von der selbstaufgelegten Lähmung, machen wir uns und der Welt klar, daß wir nicht zum nuklearen Selbstmord entschlossen sind. Wir appellieren insbesondere an die SPD, ihre Berliner Bedingungen zur „Nachrüstungs“-Zustimmung ernst zu nehmen und diese Zustimmung nun zurückzuziehen. Wir fordern eine radikale Überprüfung unseres Verteidigungskonzepts, wie sie von zahlreichen militärischen Denkern verlangt wird, unter breiter demokratischer Beteiligung der Öffentlichkeit.

Wir sind keine Experten, aber wir sprechen mit größerem Recht als jeder Experte – wir sprechen als Betroffene.

*Carl Amery, Irmela Brender, Peter O. Chotjewitz,
Bernt Engelmann, Gerd E. Hoffmann, Jo Pestum,
Werner Peterich*

**Wer sich diesem Aufruf anschließen möchte, der teile dies bitte mit an die
Bundesgeschäftsstelle des Verbands deutscher Schriftsteller,
Postfach 12 82, 7000 Stuttgart 1.**

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

UNFÄHIG ZUM FRIEDEN?

<i>Lord Louis Mountbatten: Über den Atomkrieg</i>	3
<i>Zu diesem Heft</i>	7
<i>Unfähig zum Frieden? – Eine Umfrage</i>	8
<i>Arnfried Astel, Irmela Brender, Peter O. Chotjewitz, Volker W. Degener, Ingeborg Drewitz, Axel Eggebrecht, Jürgen Eggebrecht, Uwe Gardein, Siegfried Grundmann, Joachim Hackethal, Josef W. Janker, Franz Xaver Kroetz, Dieter Lattmann, Michael Molsner, Luise Rinser, Peter Schütt, Helmut Ruge, Erika Stöppler, Artur Troppman</i>	
<i>Franz Josef Degenhardt: Der Liedermacher</i>	36
<i>Josef W. Janker: Eisbärte</i>	45
<i>Ingeborg Drewitz: Traum – notiert am 29. Juni 1980</i>	50
<i>Hans-Jürgen Heise: Die Angst hinter den Gardinen</i>	51
<i>Jürgen Eggebrecht: Der Rest</i>	52
<i>Marianne Worlicek: Ich bin vor dem Jahre Null geboren</i>	54
<i>Achtzig Jahre Antikriegsverbrecher – Dieter Hildebrandt: Selbstschutz-Übung</i>	59
<i>Hanns Dieter Hüsch: Lied vom sogenannten Frieden</i>	59
<i>Erich Mühsam: Kriegslied</i>	61
<i>Helmut Ruge: Die längste Wand auf dieser Welt</i>	64
<i>Kriegsvoyeure</i>	66
	67
<i>Höchste Zeit für Umdenken in der Politik – Generalmajor a. D. Gert Bastian im Gespräch mit Friedrich Hitzer</i>	70
<i>Fred Schmid: Fire and forget</i>	90
<i>Armin Cullmann: Das Pulverfaß – oder: Friedenspolitik zum Anfassen</i>	99
<i>Angelika Lehnendorff-Felsko: „Frieden – das ist die Zeit zwischen zwei Kriegen“</i>	104
<i>Gisela Elsner: Heruntergekommene Begriffe</i>	108
<i>Kurt Eisner: Weltliteratur der Gegenwart</i>	121
<i>Gerhard Köpf: Der halbe Türke</i>	127
<i>Andrzej Lam: Die polnische Literatur seit 1945 und die Wandlungen des sozialen Bewußtseins</i>	140
<i>Erhard Jöst: Kulturkampf in der Provinz</i>	148
<i>Anmerkungen</i>	160

Lord Louis Mountbatten Über den Atomkrieg

Rede des Admirals der Flotte, Earl Mountbatten of Burma, bei der Verleihung des Preises der Louise Weiss-Stiftung an das Internationale Stockholmer Friedensforschungsinstitut in Straßburg, 11. Mai 1979.

Veranlassen die erschreckenden Tatsachen des Wettrüstens, die anzeigen, daß wir geradewegs auf einen Abgrund zurasen, die Verantwortlichen dieses verhängnisvollen Kurses dazu, sich zusammenreißen und nach den Bremsen zu greifen?

Die Antwort lautet „nein“, und ich kann nur wünschen, ich wäre Bote von guten Nachrichten darüber, daß es zu einer Änderung der Einstellungen gekommen ist und wir eine stetige, allmähliche Abrüstung erleben. Das ist aber nicht der Fall.

Ich bin zutiefst betrübt, wenn ich darüber nachdenke, wie wenig erreicht wurde, trotz allen Redens, das besonders zum Thema Atomabrüstung stattgefunden hat. Es hat zahlreiche internationale Konferenzen und Verhandlungen über dieses Thema gegeben und wir haben alle Träume von einer Welt in Frieden genährt, die aber zu keinem Ende führten. Seit Beendigung des Zweiten Weltkrieges vor 34 Jahren hat es Kriege über Kriege gegeben. Es finden nach wie vor bewaffnete Konflikte in verschiedenen Teilen der Welt statt. Wir leben in einem Zeitalter äußerster Gefahr, da jeder Krieg heute die Gefahr in sich trägt, daß er sich ausbreiten und die Supermächte hineinziehen könnte.

Und hier liegt die größte aller Gefahren. Eine militärische Konfrontation zwischen den Atommächten könnte das furchtbare Risiko eines Nuklearkrieges nach sich ziehen. Die Westmächte und die UdSSR haben mit der Produktion und Lagerung von Kernwaffen als einem Abschreckungsmittel gegen einen allgemeinen Krieg begonnen. Die Idee schien einfach zu sein. Aufgrund der riesigen Zerstörung, die durch eine einzige atomare Explosion Vergeltung hervorrufen könnte, sollten beide Seiten in dem, was wir als Ost-West-Konflikt betrachten, davon abgeschreckt werden, irgendeine aggressive Aktion zu unternehmen, die die lebenswichtigen Interessen der jeweils anderen berührten.

Es dauerte indessen nicht lange, bevor kleinere Atomwaffen verschiedener Macharten hergestellt und für den Einsatz in einem Krieg weiterverbreitet wurden, der als Theaterkrieg oder als Krieg taktischer Art betrachtet wurde. Man glaubte, wann immer es zu Feindseligkeiten in Westeuropa kommen würde, wären solche Waffen in der Kriegsführung zu Land zu gebrauchen, ohne daß es zu einem allgemeinen nuklearen Schlagabtausch kommen müßte, der zum endgültigen Holocaust führen würde.

Ich habe diese Idee nie für glaubhaft gehalten. Ich war niemals fähig, die Gründe für die Annahme zu akzeptieren, daß irgendeine Klasse von Atomwaffen im Sinne ihrer taktischen oder strategischen Zwecke hätte in Kategorien aufgeteilt werden können.

Im nächsten Monat trete ich in mein 80. Lebensjahr ein. Ich bin einer der wenigen Überlebenden des Ersten Weltkrieges, der zu einem hohen Befehlshaber im Zweiten Weltkrieg aufstieg, und ich weiß, wie unmöglich es ist, militärische Operationen mit fixierten Plänen und Übereinkünften in Einklang zu bringen. Bei der Führung eines Krieges ist das Nichtvorhergesehene die Regel, und niemand kann vorhersagen, wie die Reaktion des Gegners zu dem Nichtvorhergesehenen sein wird.

Als Matrose habe ich genug Tod und Zerstörung zur See erlebt, ich hatte aber auch die Möglichkeit, die völlige Zerstörung der Kriegszone an der Westfront im Ersten Weltkrieg zu erleben, wo diejenigen, die in den Schützengräben kämpften, die durchschnittliche Lebenserwartung von nur einigen Wochen hatten.

Sodann wurde ich 1943 Oberkommandierender der Alliierten in Südostasien und erlebte Tod und Zerstörung in einem noch größeren Ausmaß. Aber all dies war konventionelle Kriegsführung und so schrecklich, wie es war, fühlten wir alle eine „kämpfende“ Chance des Überlebens. Im Fall eines Atomkrieges wird es keine Chancen geben, es wird keine Überlebenden geben: alle werden vernichtet werden.

Ich unterstreiche dies nicht, ohne daß ich mich mit der Sache nicht gründlich beschäftigt hätte. Als ich Chef des Britischen Verteidigungsstabes war, machte ich meine Ansichten bekannt. Ich habe Argumente dagegen angehört, aber ich fand sie nie überzeugend. So wiederhole ich in aller Öffentlichkeit, als ein Mann des Militärs sehe ich keinerlei Zweck in Nuklearwaffen, die nicht in einer Eskalation münden und Konsequenzen nach sich ziehen würden, die sich niemand vorstellen kann.

Nukleare Verwüstung ist keine Science-fiction – es ist eine Tatsache. Vor 34 Jahren hat es die schreckliche Erfahrung der beiden Atombomben gegeben, die die Städte Hiroshima und Nagasaki von der Landkarte auslöschten. Die Schilderung des Alptraums lautet in den Worten eines japanischen Journalisten:

„Plötzlich erschien ein gleißendes, weißlich-rosafarbenes Licht am Himmel, begleitet von einem unnatürlichen Beben, dem sofort eine Welle erstickender Hitze und eines Windes folgte, die alles wegfegten, was ihnen im Weg stand. Innerhalb weniger Sekunden wurden Tausende, im Zentrum der Stadt befindliche Menschen von der glühenden Hitzewelle verbrannt. Viele wurden auf der Stelle getötet, andere krümmten sich in Agonie auf dem Boden, schreiend von dem unerträglichen Schmerz ihrer Wunden. Alles was aufrecht stand – Mauern, Häuser, Fabriken und andere Gebäude – wurde ausgelöscht. . . Hiroshima gab es nicht mehr.“

Aber dies ist nicht das Ende der Geschichte. Wir erinnern uns an Zehntausende, die sofort getötet oder, noch schlimmer, den langsamen schmerzhaften Tod der Verbrennungsfolgen starben. Wir vergessen dabei, daß viele noch immer an den verspäteten Folgen der Strahlungen sterben. Zu diesem Wissen müssen wir die Tatsache hinzuzählen, daß wir nun Raketen haben, die tausendfach bedrohlicher sind. Ich wiederhole: um ein Tausendfaches schrecklicher.

Ein oder zwei atomare Schläge auf diese große Stadt Straßburg mit Waffen, die

man als verhältnismäßig kleine Waffen bezeichnen kann, würden alles, was wir um uns herum sehen, zerstören und wahrscheinlich die Hälfte seiner Einwohner sofort töten. Stellen Sie sich das Bild vor, wenn größere nukleare Schläge nicht nur gegen Straßburg sondern gegen zehn andere Städte, sagen wir in einem Umkreis von 200 Meilen gerichtet würden, oder noch schlimmer: malen Sie sich das Bild eines unkontrollierten Schlagabtausches von Atomwaffen aus – und dies als das widerwärtigste Risiko alles Bisherigen –, so kann ich mir das nicht als die Situation vorstellen, in der Atomwaffen als Waffen in einer Feldschlacht eingesetzt werden – ohne eine Ausbreitung des Großbrandes. Könnten wir nicht Schritte unternehmen, damit sich diese Dinge nie ereignen? Ein neuer Weltkrieg ist kaum ohne Anwendung eines allgemeinen Einsatzes von Atomwaffen denkbar. Solch ein Krieg würde nicht Jahre dauern. Er könnte in wenigen Tagen zuende sein.

Und wenn all das vorüber ist, wie würde dann die Welt aussehen? Unsere schönen, großen Gebäude, unsere Behausungen wird es nicht mehr geben. Die Tausende von Jahren, die zur Entwicklung unserer Zivilisation nötig waren, wären vergeblich gewesen. Unsere Kunstwerke werden verloren sein. Rundfunk, Fernsehen, Zeitungen wird es nicht mehr geben. Es wird keine Transportmittel mehr geben, auch keine Krankenhäuser. In keiner Stadt wird es für die wenigen, verstümmelten Überlebenden Hilfe von einer benachbarten Stadt mehr geben, denn Nachbargemeinden werden nicht mehr da sein. Es gibt keine Hilfe, es gibt keine Hoffnung.

Wie können wir abseits stehen und nichts tun, um die Vernichtung unserer Welt zu verhindern? Einstein, dessen hundertsten Geburtstag wird dieses Jahr begehen, wurde darum gebeten vorherzusagen, welche Waffen man im Dritten Weltkrieg gebrauchen würde. Man sagt mir, er habe darauf in folgender Weise geantwortet:

„Unter der Voraussetzung, daß ein Dritter Weltkrieg zur nuklearen Verwüstung führen muß, kann ich ihnen sagen, der Vierte Weltkrieg wird mit Pfeil und Bogen ausgefochten.“

Die Tatsachen über das globale atomare Wettrüsten sind wohlbekannt und wie ich bereits ausführte, hat SIPRI (Stockholm International Peace Research Institute. Anm. des Übers.) seinen Anteil dazu beigetragen, fundiertes Material über die Rüstung in der Welt und die dringenden Anstrengungen ihrer Verminderung zu verbreiten. Doch wie richten wir es ein, praktische Maßnahmen atomarer Waffenkontrollen und Abrüstung durchzusetzen?

Zunächst können wir höchstwahrscheinlich den Frieden erhalten, wenn es zwischen Ost und West ein militärisches Gleichgewicht gibt. Für beide Seiten ist es nötig, die Versuche, ein Gleichgewicht durch immer mehr wachsende und kostspieligere Aufrüstungen zu erlangen, durch ein Gleichgewicht zu ersetzen, das auf beidseitiger Beschränkung basiert. Noch besser wäre es indessen, durch eine Reduzierung der Atomwaffen größere Sicherheit bei einem niedrigeren Niveau der militärischen Konfrontation zu erzielen.

Ich bedauere zutiefst die Verzögerungen, die Amerikaner und Russen beim Bestreben nach einem SALT II-Abkommen zur Begrenzung auch nur einer größeren Klasse der zur Debatte stehenden Nuklearwaffen erfahren hatten. Ich bedauere noch mehr die Tatsache, daß die Opposition gegen jedwede

Vereinbarung, die eine Beschränkung bei der Produktion und Verbreitung von Nuklearwaffen vorsieht, in den Vereinigten Staaten so mächtig geworden ist. Welche Motive könnten sie dabei haben?

Als ein Mann des Militärs, der ein halbes Jahrhundert aktiven Dienstes hinter sich hat, kann ich in aller Aufrichtigkeit sagen, daß atomares Wettrüsten keinerlei militärischen Zweck hat. Mit Atomwaffen kann man keine Kriege führen. Ihr Vorhandensein vergrößert unsere Gefährdungen aufgrund der durch diese Waffen hervorgebrachten Illusionen.

Es gibt mächtige Stimmen rund um die Welt, die nach wir vor auf die alte römische Maxime setzen: Willst du den Frieden, bereite den Krieg vor. Dies ist absoluter atomarer Nonsense, und ich wiederhole: es ist eine furchtbare Fehlkonzeption anzunehmen, daß wir durch Vermehrung der totalen Unsicherheit die eigene Sicherheit steigern.

Dieses Jahr haben wir bereits Anfänge eines Wunders erlebt. Durch die mutige Entschlossenheit der Präsidenten Carter und Sadat sowie des Premierministers Begin haben wir den ersten wirklichen Schritt dorthin erlebt, wo unsere Hoffnung für einen dauerhaften Frieden zwischen Ägypten und Israel sein könnte. Ihr Reiseunternehmen hat soeben begonnen und der Weg, den sie wählen, wird lang, mit Enttäuschungen und Hindernissen gepflastert sein. Doch diese entschlossenen Führer haben die Alternative verwirklicht und sich ihrer Aufgabe gestellt, in einer Art und Weise, die jene unter uns, die sich nach einer Welt des Friedens sehnen, mit Beifall bedenken.

Wird es möglich sein, daß diese Initiative zum Ausgangspunkt eines noch lebenswichtigeren Wunders führt und irgendwo irgendwer den ersten Schritt auf dem steinigen Weg geht, der uns zu einer wirksamen Form atomarer Waffeneindämmung führt – einschließlich einer Ächtung taktischer Atomwaffen?

Schließlich ist es wahr, daß uns die Wissenschaft nahezu unbegrenzte Möglichkeiten bietet, doch es hängt von uns, den Menschen, ab, die moralische und philosophische Wahl zu treffen. Da die Bedrohung der Menschheit vom Menschen ausgeht, hängt es vom Menschen ab, sich vor sich selbst zu retten. Die Welt steht nun am letzten Abgrund. Laßt uns gemeinsam den Entschluß fassen, alle möglichen praktischen Schritte zu unternehmen, um zu sichern, daß wir nicht durch unsere eigene Torheit über den Rand gehen.

Aus dem Englischen von F. Hitzer

Mountbattens Straßburger Rede wurde in nahezu allen Medien der westlichen Welt totgeschwiegen. Die Friedensbewegung Großbritanniens gab sie in Form eines Prospekts unter der Überschrift „Die Rede, die wir ignorierten“ heraus. In der Bundesrepublik Deutschland ist diese, ein halbes Jahr vor dem verhängnisvollen Beschluß der NATO zur sogenannten Nachrüstung gehaltene Rede, unbekannt geblieben: ein Vorgang, der mehr als vieles andere die bewußte Täuschung der Öffentlichkeit durch die Anhänger und Antreiber der Nachrüstung beweist – Lord Mountbatten, einer der führenden Militärstrategen der Alliierten im Zweiten Weltkrieg, Chef des Verteidigungsstabes Großbritanniens nach 1945 und ein profilierter, in den Spitzenstäben der NATO tätiger Mann, der vor der inzwischen unter Führung der US-Administration durchgepeitschten neuen nuklearen Hochrüstung Äußerungen der höchsten Alarmstufe gegeben hat, war als „Moskau-Fraktion“ nicht abzustempeln; für die Medien wurde er einfach „getötet“. Dagegen sprachen nicht nur seine Äußerungen über die Nahostpolitik Carters, die durch die Wirklichkeit widerlegt sind. Mountbatten wurde für die Medien deshalb „getötet“, weil mit seinen Warnungen und den Mahnungen anderer führender Militärs der NATO der lange vor Afghanistan und Polen beschlossene Kurs der Konfrontation gefährdet gewesen wäre: Hätte Schmidt angesichts solcher Warnungen den sgn. Doppelbeschluß – ein durch und durch bewußtes Täuschungsmanöver – bei den Delegierten des Westberliner Parteitages der SPD durchgebracht? Ohne diesen Beschluß wäre es der Bundesregierung unmöglich gewesen, die Entscheidung der NATO in Brüssel mit durchzupeitschen.

Inzwischen stellt sich auch die Frage, ob die US-Administration die Weltöffentlichkeit mit der Unterschrift unter SALT II nicht schon gezielt hinters Licht führte, wohlwissend, daß sie den Vertrag nicht ratifizieren lassen wollte. In Wirklichkeit ist doch mit Carters Direktive 59, den Erklärungen der neuen Administration Reagan klar, daß die USA die Bundesrepublik Deutschland als ihre vorgeschobene Raketenabschußrampe einplant, absolute militärische Überlegenheit ansteuert, um der ganzen Welt ihren Willen zu diktieren. Daß dies wenig Aussicht auf Erfolg hat, ist kein Trost – die Welt kann dabei über den Rand gehen, wie Lord Mountbatten formulierte.

Es gibt keinen Zweifel: Wer die Stationierung der neuen US-Nuklearwaffen bejaht, betreibt die Politik des nationalen Selbstmordes. Wer mitwirkt, dies zu verhindern, ist ein Patriot, ja mehr als dies: er hilft mit, die Pläne einer verbrecherischen, menschenfeindlichen Politik zu durchkreuzen, wie sie durch Statut und Urteil des Nürnberger Prozesses geächtet wurden.

Mit unserer Umfrage „Unfähig zum Frieden?“ wollen wir eine Diskussion beginnen. Die Antworten zeigen an, daß sich unter Schriftstellern – über alle Meinungsverschiedenheiten hinweg – das Bewußtsein verbreitert, nicht mehr in Resignation zu verharren sondern durch gemeinsames Handeln den Frieden zu erhalten.

Dies erfolgreich zu tun, ist lebensnotwendig, es ist auch möglich. In England liegen bereits über 500 000 Unterschriften gegen die Stationierungspläne vor, den Krefelder Beschluß haben schon jetzt über 100 000 Menschen unterzeichnet, die Chance auf eine Million zu kommen und diese am 2. April – vier Tage vor der Beratung der Nuklearen Planungsgruppe in Bonn vorzulegen, ist real. Helfen wir mit! Was Dieter Lattmann in seiner Antwort unterstreicht, möchten wir unterstützen: daß die Schriftsteller unserer Republik ihre besonderen Möglichkeiten im Anstiften zu vernünftigen Handeln einbringen und nutzen, solange dafür noch Zeit ist.

München, Februar 1981

Redaktion kürbiskern

Unfähig zum Frieden? Eine Umfrage

1. Interessieren Sie Bücher über den Krieg?
2. Welche Titel kennen Sie und welche davon machten auf Sie den stärksten Eindruck?
3. Ziehen Sie bestimmte Darstellungsformen dieses Themas gegenüber anderen vor?
4. Teilen Sie die Meinung, daß die humanistische Literatur auf diesem Gebiet gegenüber den Traditionen der Literatur der Aggression in der Bundesrepublik Deutschland so gut wie nicht ins Gewicht fällt? Wenn Sie dem zustimmen, worin sehen Sie hierfür die Gründe?
5. Wäre der Zweite Weltkrieg zu verhindern gewesen? Wenn ja, unter welchen Voraussetzungen und durch wen?
6. Den Überfall auf die Sowjetunion vor 40 Jahren begründete Adolf Hitler öffentlich damit, daß er einer „sowjetischen Bedrohung“ Deutschlands zuvorgekommen sei. Sehen Sie Parallelen zur Gegenwart?

Arnfried Astel

Lieber Hitzer,
ich fülle nicht gern Fragebögen aus. Wenn Dich interessiert, was ich zum Thema *Frieden* denke, dann druck meine Rede von Sofia ab. Sie liegt bei.

Rede am 30. September 1980 in Sofia zum Internationalen Friedenstag der Schriftsteller

(Das Gleichnis der indischen Kollegin eben von einem zu niedrig hängenden Himmel, der die Menschen in der Anfangszeit ihrer Entstehung am aufrechten Gang gehindert hat, erinnert mich an eine französische Wandparole, die ich einmal in Straßburg gelesen habe:

„A bas le ciel! / Nieder mit dem Himmel!“)

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen!

Der Schütze weiß nicht, was er tut. Er glaubt, einen Graben auszuheben – aber es ist sein Grab. Es gibt einen alten jüdischen Witz, da fragt der Leutnant den Rekruten: Weshalb soll der Soldat sein Gewehr nicht fallen lassen? Worauf der Rekrut antwortet: Ja, warum soll er eigentlich nicht?

Das „Grabmal des Unbekannten Soldaten“ ist ein Denkmal. Ich denke: Grabmal den unbekannten Soldaten aus! Denk mal! Andere sind mit *einem* Arm aus dem Krieg zurückgekommen. An Heldengedenktagen habe ich Einarmige paarweise klatschen sehen.

Wir leben in einer Zeit, da bekämpfen ABC-Schützen die Analphabeten mit ABC-Waffen. ABC-Waffen, das sind A) atomare, B) biologische, C) chemische Waffen. ABC-Schützen nennt man auf deutsch die sechsjährigen Kinder,

die gerade in die Schule gekommen sind, um das ABC, das Schreiben zu lernen.

Man sagt, die Neutronenbombe sei „human gegen Sachen“. Aber sie ist sachlich gegen Menschen. Als die CSU in Bayern mit ihrem Protagonisten Franz Josef Strauß – der übrigens gerade Kanzler der Bundesrepublik Deutschland werden will – den Bau der Neutronenbombe begrüßte, schrieb ein sarkastischer westdeutscher Schriftsteller, diese Waffe würde es erlauben, ganz Bayern zu entvölkern, ohne die Baudenkmäler zu zerstören.

Wir leben im Frieden, aber im Saarland, wo ich wohne, stürzte vor ein paar Wochen ein Starfighter in das Büro einer Fabrik. Es gab drei Tote, drei Sekretärinnen. Es sind schon mehr als hundert von diesen Starfightern mitten im Frieden in der Bundesrepublik abgestürzt. Man sagt, das sei der westdeutsche Beitrag zur Abrüstung.

Die Unschuld trägt einen Ring aus jüdischem Zahngold. Das ist nicht nur eine Metapher, sondern tatsächlich hat die SS den ermordeten Antifaschisten das Zahngold herausbrechen lassen, und dieses Zahngold wurde natürlich nicht ins Museum gegen den Faschismus gegeben, sondern an die Deutsche Bank abgeführt, die es einschmelzen ließ und wieder in Umlauf brachte.

Die Überlebenden planieren die Erde. Sie sorgen für eine schöne Vergangenheit. Wir gehen durch Grünanlagen. Im ländlichen Garten meiner Freundin steht eine hohle klassizistische Säule aus Gips. Im letzten Krieg hat ein Soldat durch diese Säule geschossen, die er wohl von weitem für einen Menschen hielt. Jetzt hat die Säule zwei Löcher. Im Sommer nisten Vögel in der Säule. Sie fliegen durch das Einschußloch hinein und durch das Ausschußloch heraus. Wir entrüsten uns über die Aufrüstung. Die Wiederbewaffnung entwaffnet uns wieder. Sei rüstig, Alter, rüste dich, junger Mann. Spar dir deine Entrüstung. Entrüste *Dein* Militär!

Ich gehe mit meiner Freundin an einem Juniabend spazieren. Wir laufen über die Spicherer Höhen bei Saarbrücken, wo 1870 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich vom Zaun gebrochen wurde. Es war der letzte Krieg, in dem noch im Exerzierreglement gekämpft wurde. Es ist der längste Tag im Jahr. Eh es ganz dunkel ist, eh wir den Glühkäfern nachfliegen in die Dunkelheit, reden wir über den Krieg. Auf dem Sockel des Grabmales sitzt du. Schlacht kommt von schlachten. Unter freiem Himmel reden wir, mitten auf der Sommerwiese, auf der Spicherer Höhe.

EPITAPH

Ich sage ich,
und du bist im Krieg
gefallen. Das würde
auch dir gefallen, stündest du hier,
und ich wäre gefallen.

Warum soll der Soldat sein Gewehr nicht fallen lassen? Ja, warum soll er eigentlich nicht?

Wir feiern Geburtstag. Es wird ungemütlich. Im Anschnitt des Marmorkuchens wächst der Atompilz.

Während des Weltparlaments der Völker für den Frieden schlendere ich durch Sofia. Ich besuche Dimitroff in seinem Mausoleum. In Leipzig hat er sich 1933

selbst vor dem Reichsgericht verteidigt gegen die Anklage, er sei der Brandstifter des Reichstagsbrandes. Auf deutsch hat er den deutschen Richtern erklärt, daß Kyrill zu einer Zeit das bulgarische Alphabet geschaffen hat, als Karl der V. deutsch nur mit seinen Pferden sprach.

Ich schlendere den russischen Boulevard hinunter. Überall die Friedenstaube auf Plakaten und Transparenten. Hat ein Ölweig im Schnabel. . . In Schaukästen der Militärakademie bringen Militärfotos etwas Abwechslung in den Frieden. Mit meiner Polaroidkamera fotografiere ich die Fotografie eines gepanzerten Fahrzeuges im Wald mit einer sowjetischen Atomrakete. Hat kein Ölweig im Schnabel. . .!

Jemand grinst: War das nicht nach der Sinflut, als die Taube mit dem Ölweig in die Arche Nochs zurückkehrte?

War das Applaus,
war es Gelächter?

Die Taube ist aufgefliegen.

Irmela Brender

1. Wenn ich die vielgelesenen unter meinen Büchern betrachte, komme ich zu dem Schluß, daß mich Kriegsliteratur interessiert: Hemingway, *In einem anderen Land* und *Wem die Stunde schlägt*; Sartre, *Die Eingeschlossenen* und *Die schmutzigen Hände*; Andersch, *Die Kirschen der Freiheit* und *Sansibar oder der letzte Grund*; Jerzy Kosinski, *Der bemalte Vogel*; Kogon, *Der SS-Staat*; Schwarz-Bart, *Der letzte der Gerechten*; Arno Schmidt, *Leviathan*; Heller, *Catch 22* – das sind Bücher über den Krieg. Oder Bücher über die Opfer?

2. Das *Tagebuch der Anne Frank* war und ist mir das Wichtigste. Ich las es zum ersten Mal in dem Alter, in dem Anne Frank war, als man sie umbrachte. Dann die Aufzeichnungen von John Sack über Leutnant Calley: *Ich war gern in Vietnam*. Zum Nachlesen, wie fatal die Sozialisierung des Menschen mißglückt ist. Auch diese beiden sind Bücher über Opfer.

3. Umgekehrt: Ein Graus sind mir artistische, wortschwelgerische oder vom „Machismo“ bestimmte Darstellungsformen, von Jüngers *Stahlgewittern* bis Buchheims *Boot*.

4. Was fällt ins Gewicht? Qualität oder Quantität? Ich glaube doch, daß Texte wie etwa *Die Ermittlung* von Peter Weiss beim Leser oder Theaterbesucher andere Bewußtseinsschichten erreichen als die kurzböige Spannung von Landserheftchen. Und die Zahl der ernstzunehmenden Bücher mit humaner Tendenz, die in der Bundesrepublik erschienen sind, ist doch beachtlich. Damit will ich die Heldenglorifizierungsschinken und die kampflüsterne Trivialliteratur nicht verharmlosen. Was man über ihre Wirkungen weiß, genügt nicht.

5. Politisch und militärisch kann ich die Frage nicht beantworten. Man hat da Träume: Daß jeder seinen Gestellungsbefehl zerrissen hätte; daß jeden

verhafteten Juden, Kommunisten, Sozialdemokraten, Zigeuner oder psychisch Kranken zwei „ungefährdete“ Nachbarn freiwillig begleitet hätten; daß Dorfbewohner die Straflager auf ihren Gemarkungen abgerissen hätten; daß Menschen den Mord verweigert hätten.

6. Wenn ich richtig lese und höre, gibt es seit langem keine Überfälle, Invasionen und Okkupationen mehr: Es handelt sich immer nur darum, Bedrohungen zuvorkommen. In Vietnam kamen die Amerikaner der kommunistischen Bedrohung zuvor; 1968 in der CSSR kamen die Truppen des Warschauer Paktes der konterrevolutionären Bedrohung zuvor; ebenso war es in Afghanistan. West- und Osteuropa werden zu Waffenarsenalen wegen der gegenseitigen Bedrohung, wer hier wem einmal zuvorkommt, wird für das Resultat höchst gleichgültig sein. Das ist der ganz gewöhnliche Zynismus der Mächtigen, die ihre Rüstungsministerien in West und Ost Verteidigungsministerien nennen, ihre Soldaten zum Friedensdienst mit der Waffe ausbilden und Informationen über Themen des Militärs Friedenskunde nennen. Beide Lager bedienen sich mit der gleichen Leichtzügigkeit dieser pervertierten Sprache und machen die Menschen unfähig zum Verstehen – und das ist vielleicht: unfähig zum Frieden.

Peter O. Chotjewitz

Mit Kriegen habe ich mich viel beschäftigt, auch Bücher darüber gelesen, seit ich in das Land meiner Jugend, nach Hessen, zurückgekehrt bin. Dieses Land hat im Laufe der deutschen Geschichte ja wohl am meisten unter den Kriegen anderer gelitten. Frühe Ansätze zu einem Herzogtum, wie in anderen deutschen Ländern, wurden hier von außen verhindert, territoriale Zerrissenheit und Kleinstaaterei mehr als andernorts verursacht, um kein starkes Territorium entstehen zu lassen. Der Grund liegt in der geografischen Lage des Landes als Tor zum Süden, wie zum Norden. Die Römer haben durch Hessen (vergeblich) die Annexion Germaniens versucht und sind letztlich nicht im Teutoburger Wald, sondern an den Chatten gescheitert. Franken, Merowinger und Karolinger haben ihre sächsischen Feldzüge ebenso durch Hessen vorgebracht, wie die sächsischen Könige ihren Griff auf das Rhein-Main-Gebiet und den deutschen Südwesten. Tilly hat meine engere Heimat dem Erdboden gleich gemacht und Napoleon hat mit hessischem Flankenschutz über Thüringen seinen Feldzug zur Neuordnung Deutschlands vorgetragen. So ging das hin bis Bismarck, der sich zielstrebig das Kurfürstentum, Nassau und Frankfurt/Main griff, weil dies die strategischen Knotenpunkte waren.

Ich müßte lügen, wenn ich nicht zugeben wollte, wie ich mit Spannung lese, mit welchem Geschick Kriegsherren zu allen Zeiten, in denen es keine Offiziersschulen und keine Landkarten gab, die Kunst beherrschten, Kriege zu führen. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, ich empfinde keine Bewunderung für Kutusow und Ho Tschu Minh.

Ich weiß nicht einmal, ob es nicht Kriege gibt, die notwendig sind. Wenn ich mir vorstelle, die imperialistische Staatengruppe könnte die sozialistischen Staaten

vor die Alternative stellen, wesentliche Bestandteile ihrer Gesellschaftsordnung aufzugeben oder sich einem Krieg zu stellen, so meine ich, die sozialistischen Staaten täten gut daran, ihre Errungenschaften notfalls auch mit Mitteln des Krieges zu verteidigen. Wenn ich mir vorstelle, daß in Vietnam heute noch die Amis saßen, in Cuba noch irgendein Zuckerdiktator, in Nikaragua noch die Somozas, in Persien noch die Mörderbande Pahlewi, tue ich mich, zugegebenermaßen, schwer mit der Friedfertigkeit, nach der ich mich sehne.

Wie hätte der Zweite Weltkrieg verhindert werden können? Indem England und Frankreich den Eroberungen der Nazis weiterhin tatenlos zusahen? Indem die Amerikaner sich neutral verhielten angesichts der Nazi-Verbrechen und der imperialistischen Feldzüge Deutschlands? Ein Sieg Deutschlands hätte langfristig eine Pax Germanica von Schottland bis zum Ural, vom Nordkap bis zur Sahel-Zone, einen germanisierten Mittelmeerraum bis zum persischen Golf und die afghanische Grenze zur Folge gehabt.

Natürlich ist Hitler einer sowjetischen Bedrohung zuvorgekommen. Seine Vorstellungen von einer zukünftigen Weltordnung waren ohne Unterwerfung der Sowjetunion so unrealistisch, wie heute jeder Versuch, das bestehende Weltgefüge wesentlich zu ändern, nur um den Preis einer Niederlage der Sowjetunion zu haben wäre. Was sonst soll der Sinn der Nachrüstungsbeschlüsse der NATO und der neuerlichen Hochrüstung in den USA sein? Es geht, wie 1941, darum, die Sowjetunion als weltpolitischen Faktor kleinzuschalten, um Terrain für den Imperialismus gutzumachen.

Daß hierzu der Begriff der „Bedrohung“ verkehrt wird, ist eine jahrtausendealte Praxis der psychologischen Kriegsvorbereitung und nachträglichen Legitimation eines Krieges. Die „Bedrohung“ geht immer von dem aus, der den eigenen Absichten im Wege steht.

Aber mal etwas anderes: Ihr seid Schlitzohren. In Wirklichkeit wollt Ihr von mir hören, daß wir alle, jeder in seinem Land, dafür kämpfen müssen, daß gesellschaftliche Bedingungen geschaffen werden, die die Kriege als Mittel der Politik in Zukunft ausschließen. Und da bin ich ganz Eurer Meinung.

Volker W. Degener

Lieber Frieder,

zum Thema *Unfähig zum Frieden* habe ich mir ein paar Gedanken gemacht, insbesondere zu den Fragen 1 bis 5; die 6. Frage kann ich wegen der vorgegebenen Einschränkung innerhalb der Fragestellung nicht beantworten. Trotz der miesen Prognosen: Alles Gute für 1981!

1. Wenig – wenn überhaupt, dann nur in der den Krieg ächtenden Form.
2. Ich lese gerade das rororo-Buch „Kämpfen für die sanfte Republik – Ausblicke auf die achtziger Jahre“, hrsg. von Freimut Duve / Heinrich Böll / Klaus Staeck.
3. Grundsätzlich bevorzuge ich jene Darstellungen, in denen bereits die Aggressivität und ihre Ursachen innerhalb unseres Alltagslebens sichtbar gemacht werden. Insofern ziehe ich die belletristische Behandlung des Themas

einer theoretischen Darstellung vor. Ich meine auch, sie erreicht damit mehr Leser bzw. Zuhörer.

4. Humanistische Literatur fehlt heute weitgehend. Sie hat in Deutschland (West und Ost) zu wenig Tradition, wird belächelt, als realitätsferne, als Fluchtliteratur abgetan. Versöhnungsromantiker, Kapitulanten, Verzichtspolitiker, Masochisten, Utopisten, Träumer sind gängige Etiketten für solche Leute. Humanistische Literatur gehört in die Schulbücher, in unsere Jugendbücher!

5. Mit humanistischer Literatur sicherlich nicht. Aber sie hätte mehr Menschen nachdenklicher, skeptischer, widerstandsfähiger gemacht – nicht so anfällig für eine aggressive Politik. Möglicherweise hätten sich die Deutschen eher zu einer politischen Umkehr entschlossen. Das Riesenheer der Uninformierten, der Schweigenden war es, mit dem Hitler in seinen Krieg ziehen konnte. Wie sehr diese Literatur fehlt – in Ost und West – macht die gegenwärtige Weltlage deutlich.

Ingeborg Drewitz

1. Bücher über den Krieg interessieren mich, wenn sie den Wahnsinn kriegerischer Auseinandersetzungen bloßstellen.

2. Als ich noch nicht zehn war, gab mir mein Vater *Im Westen nichts Neues* zu lesen. Das hat mich zutiefst geschockt. Ich kenne so viele Titel, die sich mit dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg beschäftigen, sei es *Der Streit um den Sergeant Grischa* von Arnold Zweig, sei es Alexander Kluges *Schlachtbeschreibung*, um nur zwei herausragende Bücher zu nennen, daß ich die Frage

4. nicht mit Ja beantworten kann, denn in der *Literatur* der Bundesrepublik (um mich nur darauf zu beschränken) wird der Zweite Weltkrieg kritisch, ablehnend dargestellt. Anders als in der *Trivallliteratur*, die sich nicht auf Landserhefte beschränkt. Diese Trivallliteratur hat leider mehr Leser als die engagierte Auseinandersetzung mit dem Krieg durch die Autoren von Rang.

3. Nein, wenn nur der Autor fähig ist, mit der Sprache umzugehen.

5. Ich halte dafür, daß jeder Krieg, insbesondere die Kriege der Neuzeit, durch die bewußte Eskalation der Konflikte vorbereitet worden sind, also vermeidbar gewesen wären. Daß die Intelligenz, die auf die Vernichtung gelenkt worden ist und wird, auf Konfliktbewältigung ohne Waffengewalt gelenkt, die mörderischen Auseinandersetzungen hätte verhindern können und würde verhindern können.

6. Die Frage ist zu undifferenziert, um sie mit wenigen Sätzen zu beantworten. Der emotionale Antikommunismus der Gegenwart hat andere Ursachen als der 1941 mobilisierbare Antikommunismus. Die heute mobilisierbare Angst hat 1941 erst geschürt werden müssen – und nicht, weil die Nazis etwa prokommunistisch gewesen wären, sondern weil die öffentliche Aufmerksamkeit vor Beginn des Zweiten Weltkrieges vornehmlich auf den „Erbfeind“ Frankreich gerichtet worden war. Insofern ist die Spannung zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion in ihren jeweiligen Bündnissystemen

heute deutlicher als 1941 die zwischen Hitler-Deutschland und der Sowjetunion, darum aber auch analysierbar und entsprechend einzugrenzen, zu emotionalisieren, wenn die Intelligenz vieler auf Konfliktbewältigung ohne Waffengewalt gerichtet ist.

Axel Eggebrecht

Lieber Friedrich Hitzer,

gern beantworte ich Euere Fragen zum Thema *Unfähig zum Frieden*. Wenn ichs hinausschiebe, geräts in Vergessenheit – zu viel nimmt mich in Anspruch, bis weit ins Jahr 1981 hinein. Natürlich sind meine knappen Antworten improvisiert, nicht 'erarbeitet'. Wenn Ihr sie haben wollt, müßt Ihr sie aber *ohne Ändern oder Kürzen* abdrucken, das ist doch klar? Die Numerierung bezieht sich auf Euere Fragenliste. Alle guten Wünsche.

1. Selbstverständlich. 1918 schwer verwundet, lebenslang der Folgen wegen operiert. Meine politischen Ansichten veränderten sich in Jahrzehnten mannigfach von links nach links etwa. In diesem Punkt blieben sie unverändert: Ich war, bin, werde sein Kriegsgegner.
2. Vor allem: *Edlef Köppen, Heeresbericht*. Zuerst 1930, endlich wieder als Reprint 1976, dann Rowohlt Taschenbuch No. 4318 – 1979. Klassische Darstellung des Infernos. Für mich nachprüfbar, weil ich den Krieg 1917/18 unter ähnlichen Umständen erlebte wie Köppen und sein 'Held' Reisinger. – Wahllos nenne ich noch ein paar Titel:
A. Zweig, *Sergeant Grischa*. L. Renn, *Krieg*. H. Barbusse, *Le feu*. R. Aldington, *Heldentod*. (Sehr bemerkenswert!) J. Dos Passos, *Drei Soldaten*. E. Hemingway, *In einem anderen Land*. N. Mailer, *Die Nackten und die Toten*. J. Jonas, *Verdammt in alle Ewigkeit*. Th. Plivier, *Stalingrad*. Auch, mit leichtem Zögern, E. M. Remarque, *Im Westen nichts Neues*. Und hierher gehört eigentlich auch W. Borchert, *Draußen vor der Tür*.
3. Nein. Ungekünstelter Realismus sagt mir am meisten zu. *Krieg und Frieden* von L. Tolstoj; und dessen Anregung, die Schlachtbeschreibung von Waterloo in Stendhals *Kartause von Parma* bleiben Vorbilder.
4. Trifft zu. Gründe? a) Wir Alten haben nicht genug getan, um den Krieg zu verfemen. b) Aufrüstung verharmlost ganz allgemein den Schrecken. c) Anti-Kriegs-Literatur wird in der Bundeswehr erklärlicherweise nicht gerade propagiert. . . d) Und etwas Wichtiges: Jahrzehnte des Friedens, des relativ ruhigen Wohlstands haben in jungen Leuten Langeweile und Hunger nach Abenteuern entstehen lassen. Wo Rocker, Punker usw. Zulauf bekommen, träumt mancher schon wieder vom frisch-fröhlichen Krieg. Dies gilt für alle Armeen! Siehe das Schulungsmaterial der DDR-Volksarmee! Leider. . .
5. Nachdem Hitler an der Macht war: Nein.
6. *Noch* sehe ich diese Parallelen nicht. *Möglich* sind sie, falls die Weltlage sich entscheidend ändert, d. h. verschärft. Das ist auch mir, einem fast 82jährigen Optimisten, klar. Doch bedarf dieser Punkt eigentlich einer subtileren Betrachtung, eine kurze Antwort muß vage bleiben.

Jürgen Eggebrecht

Lieber Herr Hitzer,

nicht gerade insgeheim, öffentlich möchte ich Ihnen sagen, daß, was Sie dieserart von Deutschland sagen, schwankt. Mal ist man bereit, Frieden zu halten, mal wieder nicht. Ich las den Franzosen Barbusse „Le feu“, von den eigenen Leuten; Renn, Remarque und, nicht sinnloserweise, G. v. d. Vring. Da ich aus eigener Anschauung den Krieg aufs genaueste kenne, kann ich gar nicht anders, als gegen ihn sein. Ich wurde nämlich durch Bauchschuß, anno 1917 in der Flandernschlacht verwundet.

Eisenhower und die nachfolgenden Generationen bis zu Hans Apel hin wollen die Waffen erheben. Ich bin aber dafür, auf jeden Fall Frieden zu halten. In meinem Buch „Vaters Haus“ habe ich vor zehn Jahren schon geschrieben, die Enkel seien es, die nicht mehr wüßten, was mit dem Frieden eigentlich los sei. Es fehlt ihnen an Vorstellungskraft, an Phantasie. Wenn ich gehe und du nicht gehst, ist es dem, der geht, ein Greuel.

Der 2. Weltkrieg führt sich klar auf Hitler zurück. Natürlich wurde er geschlagen und das mit dem höchsten Recht.

Eine Erzählung „Der Rest“ schicke ich Ihnen hierneben mit.

Uwe Gardein

1. Wenn damit Panzerschlachten, Luftkämpfe etc. gemeint wären, würde ich eher nein sagen. Ich habe während meiner Schulzeit eine Reihe von Lehrern erlebt, die sich in Erzählungen aus ihrer Sicht ergingen, die mir das Thema wegen der Einseitigkeit der Erzähler gründlich verleidet haben. Mich interessieren natürlich Bücher, die den geschichtlichen und politischen Hintergrund mit dem Schicksal der Menschen verbinden.

2. Besonders beeindruckt haben mich zwei Bücher von Simonow: „Die Lebenden und die Toten“ und „Man wird nicht als Soldat geboren“, weil darin die tiefe Friedenssehnsucht in aller gnadenlosen Kriegsführung dominiert. Mit großem Interesse las ich auch die „Erinnerungen und Gedanken“ von Marschall Shukow, vielleicht gerade deshalb, um „die andere Seite“ zu hören. Bei den Deutschen würde ich zwischen Autoren der BRD und der DDR trennen, weil es deutlich erkennbare, verschiedene politische Akzente gibt. Zum einen denke ich an „Wanderer, kommst du nach Spa. . .“ oder „Der Zug war pünktlich“ von Heinrich Böll, Arno Schmidts „Leviathan“, zum anderen an Dieter Nolls „Die Abenteuer des Werner Holt“, Hermann Kants „Der Aufenthalt“ und Christa Wolfs „Kindheitsmuster“. Ob von denen, die mir außerdem spontan einfallen, alle direkt als hiesige Autoren vereinnahmt werden können, weiß ich nicht. Ich denke an Wolfgang Borcherts „Gesamtwerk“, an die „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss und „Winterspelt“ von Alfred Andersch.

3. Authentische oder biografische Texte. In Biografien kann man den Wahrheitsgehalt leichter überprüfen. Das ist für mich wichtig. Die Schule hat meine Generation hier ja im Stich gelassen, selbst die Väter waren nur bedingt

auskunftsbereit. Man hat uns in den Trümmern spielen lassen, ohne uns zu erklären, warum es diese Trümmer gab. Deshalb ist die Aufrichtigkeit der Erzähler für mich am wichtigsten.

4. Die Ursachen liegen in der Betrachtung des Krieges insgesamt. In der offiziellen Geschichtsschreibung haben die Deutschen den Krieg verloren. Einige Zeitgenossen sprechen vom Zusammenbruch. Nur wenige sagen „Befreiung von Faschismus“, wie es etwa in Italien üblich ist. Dieses „den Krieg verloren haben“ klingt ähnlich wie die Formulierung „ein Fußballspiel verloren haben“. Quasi einmal verloren heißt nicht immer verlieren. Dabei werden die Gründe des Krieges, seine Ursachen, schlicht zugedeckt.

Ein daraus resultierender Punkt, etwas zynisch formuliert: für eine Literatur, die „Befreiung vom Faschismus“ sagt, gibt es in diesem Land nur einen begrenzten Käuferkreis, sprich Markt. Ich weiß nicht, wie viele Autoren zu diesem Thema Bücher geschrieben haben. Ich kann mir aber vorstellen, daß nur wenige einen Verlag gefunden hätten. Unser Geschichtslehrer sagte einmal, Kriege hat es immer gegeben, Kriege wird es immer geben. Der Krieg ist der Vater aller Dinge und der Einzelne kann dagegen nichts unternehmen. Daß wir den Krieg verloren haben, ist Schuld des verrückten Hitler.

Er sagte uns nicht, wer dem „verrückten“ Hitler das Geld auf seinem Weg zur Macht gab und wer nach '45 in diesem Land schnell das Parteibuch wechselte und zum Demokraten avancierte, ohne viel Interesse an der Aufarbeitung der Geschichte zu haben. Es war in diesem Land ja wieder viel zu schnell wichtig, ein guter Antikommunist zu sein, statt ein guter Antifaschist.

Oder hat sich da etwas geändert? Ohne den geschichtlich aufgeklärten Leser wird es diese Art Literatur in der BRD kaum erfolgreich geben. Daran müßten wir – auch als junge Autoren – mitarbeiten.

5. Durch wen? Schlicht gesagt durch die, die schon immer unter Kriegen am meisten gelitten haben. Nach meiner Meinung sind Kriege grundsätzlich verhinderbar. Was den 2. Weltkrieg betrifft, so stellt sich für mich die Sache so dar:

Der deutsche Imperialismus hatte 1918 einen schweren Schlag erlitten. Ausbeutbare Kolonien waren ihm genommen, der Weltmarkt von den Alliierten beherrscht und im eigenen Land wuchs der Ruf nach Zerschlagung des Imperialismus und dem Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft. Außerdem gab es seit 1917 die Sowjetunion!

Man kann sich leicht vorstellen, welche Gedanken das Großkapital bewegten, als bei den Reichstagswahlen am 20. Mai 1928 die KPD 10,6 % und die SPD 29,8 % bekamen, zusammen also 40,4 %. Die Nazi-Partei hatte ganze 2,6 % erreicht.

Krupp, Thyssen und Konsorten befürchteten wohl nicht zu Unrecht eine Entwicklung hin zum Sozialismus. Da sie den sonstigen bürgerlichen Parteien nicht viel zutrauten, lenkten sie ihre Gelder auf die Nazi-Partei, die mit ihren Antigewerkschaftsphrasen und ihrem Antisozialismus gerade recht kam. Das heißt, der „innere Feind“ sollte in den Griff genommen werden, damit nach außen wieder vorgegangen werden konnte. Schon alleine das Rüstungsvolumen des Naziprogramms, das noch um ein vielfaches nach der Machtergreifung erhöht wurde, ließ die Barone von Rhein und Ruhr in die Taschen greifen.

Verhängnisvoll für das deutsche Volk war sicherlich die Spaltung der Arbeiterbewegung, sowohl innerhalb der Gewerkschaften, als auch zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Ein gemeinsamer Block, der geeint gegen die National-„Sozialisten“ vorgegangen wäre – dann hätte der Krieg nicht stattgefunden. Daraus ist für mich historisch erwiesen, wie verhängnisvoll die Spaltung der Arbeiterklasse und aller fortschrittlichen Kräfte sich gegen den Frieden auswirken kann. Auch heute kann für mich nur von diesen Kräften die Erhaltung des Friedens erreicht werden.

6. Die „sowjetische Bedrohung“ ist das Vehikel, mit dem sowohl wieder Rüstung, als auch weltweite Politik betrieben wird, die auf die Unterdrückung anderer Völker ausgerichtet ist. Wer die „sowjetische Bedrohung“ akzeptiert, der anerkennt natürlich leichter den Militärputsch in der Türkei, die Drohung militärischen Eingreifens gegen einige Ölststaaten, das Augenzudrücken gegenüber Süd-Afrika und Israel, sowie die gesamte US-Politik gegenüber den Faschisten von Mittel- und Südamerika. Jeder, der öffentlich für Frieden und Abrüstung eintritt, darf gewiß sein, von bestimmten Kreisen in diesem Land zumindest als Helfershelfer Moskaus diffamiert zu werden, von der „Betreuung“ durch den Verfassungsschutz einmal ganz abgesehen. Die Sowjetunion als „Hauptfeind“ hat den „Fehler“, daß sie es ist, die weltweit dem US-Imperialismus Paroli bieten kann. Als die UdSSR das noch nicht konnte, setzten US-Ledernacken im Libanon und Santo Domingo gewählte Regierungen ab und USA-Freunde ein. Wer glaubt denn allen Ernstes, es hätte ein Kuba, ein Vietnam ohne die Sowjetunion auf Dauer geben können.

Das heißt, die „sowjetische Bedrohung“ ist eine Bedrohung der imperialistischen Machtentfaltung in der Welt. Daß dieser Begriff in unserem Land auf fruchtbaren Boden fiel, hat auch etwas damit zu tun, daß Antikommunismus und Antibolschewismus seit 1917 gepflegte Begriffe aus dem kapitalistischen Gruselkabinett darstellten.

Gehen wir deshalb noch einmal zurück in das Jahr 1945. Die Deutschen wußten damals sehr gut, wer die Nazis bezahlt hatte und in wessen Interesse sie in Wahrheit im Krieg waren. Auch in den Arbeiterparteien trug man dem Rechnung, auch nach den bitteren Erfahrungen zwischen '33 und '45.

Konrad Adenauer schreibt dazu in seinen Memoiren (Fischer Tb. Bd. 798 S. 212/213): „Wir wiesen darauf hin, daß, als die SED gegründet wurde, von dem obersten Sozialdemokratischen Parteigremium in Berlin, das aus 14 Personen bestand, 12 zur SED übergegangen waren. Von den SED-Ministerpräsidenten der Sowjetzone sind fünf frühere Sozialdemokraten gewesen.“

An anderer Stelle schreibt Adenauer (S. 202 ebenda): „Die Lage Europas hatte sich in den letzten 50 Jahren von Grund auf geändert. . . .“

Um die Tradition und um den Bestand der europäischen Länder, insbesondere gegen den großen kommunistischen Machtblock im Osten, zu wahren, war die Schaffung eines vereinten Europas notwendiger denn je.“

Die USA formuliert ihren Machtanspruch in Westeuropa noch klarer. John Foster Dulles sagte laut Adenauer (S. 235 ebenda): „Wir treiben in Europa keine deutsche Politik, wir treiben in Europa keine französische Politik, wir treiben in Europa amerikanische Politik.“ Dies wäre ohne Antisozialismus, mithin eben auch Antisowjetismus, in der Bevölkerung sicherlich nicht durch-

setzbar gewesen.

Die „sowjetische Bedrohung“ ist eine Doktrin US-amerikanischer Außenpolitik und somit von jeder BRD-Regierung zu akzeptieren. Es gibt keinen Friedensvertrag zwischen den Befreierten und uns. Hat sich das, was Adenauer da äußert, tatsächlich verändert? Ich meine nein.

Bei der begrenzten Souveränität der BRD sehe ich große Schwierigkeiten, sich dem US-Sog zu entziehen. Einige Äußerungen Ronald Reagans lassen das befürchten. Ich weiß nicht, ob Churchill den nachfolgenden Satz wirklich gesagt hat, aber er steht wohl immer noch für viele Kreise im Westen: „Wir haben (im 2. Weltkrieg) das falsche Schwein geschlachtet.“

Siegfried Grundmann

1. Bücher über den Krieg interessieren mich eigentlich nicht mehr. Es gibt allerdings ein paar Bücher von so großem literarischem Bekanntheitsgrad, daß ich sie vielleicht doch noch einmal lesen würde. Zum Beispiel Gert Ledigs *Stalinorgel* oder *Die Nackten und die Toten* von Norman Mailer. Wahrscheinlich würde ich sie aber nur dann lesen, wenn ich sicher sein kann, daß der Wahnsinn nicht erneut ausbricht, jedenfalls nicht mehr in Europa.

2. Ich habe in meiner Schulzeit viele Kriegsbücher gelesen: Schwarten über Indianer auf dem Kriegspfad ebenso wie ein *Kampf um Rom* oder die *Burg im Osten* (Deutscher Orden), Geschichten aus den Freiheitskriegen (Lützow), von den Kämpfen der deutschen Schutztruppe in Afrika (Lettow-Vorbeck), über See- und Luftschlachten während des Ersten Weltkriegs (Manfred von Richthofen: *Der rote Kampfflieger*) und den Verrat an den „unbesiegten“ deutschen Frontkämpfern 1918.

Den stärksten Eindruck machten auf mich Bücher von Autoren, die die Materialschlachten im Westen selbst mitgemacht hatten: *Im Westen nichts Neues*, *Sieben vor Verdun*, *Gruppe Bosemüller*, vor allem wegen ihrer realistischen, ungeschminkten Darstellung und ihrem Nihilismus.

Nach dem Krieg hatte ich gegen solche direkten Kriegsschilderungen eine fast unüberwindliche Abneigung, weil ich in den letzten eineinhalb Jahren des Zweiten Weltkriegs selbst genug mitgemacht hatte.

Krieg und Frieden gehört sicherlich nicht zu der Art von Kriegsromanen, um die es hier geht, aber ich habe das Werk ein paar Jahre nach dem Krieg mit großem Vergnügen an der meisterhaften literarischen Darstellung gelesen. Schließlich sind mir aber dann doch noch ein paar Kriegsbücher untergekommen, vom großen Meister Hemingway *Wem die Stunde schlägt* und *In einem anderen Land*, außerdem dieser Arztroman von Peter Bamm *Unter weißer Flagge* oder so ähnlich.

Nun will ich aber, je länger ich über das Thema nachdenke, noch zwei andere Bücher zu den Kriegsbüchern oder besser: den Antikriegsbüchern rechnen, nämlich den *Schwejk* und *Die Kirschen der Freiheit* von Alfred Andersch. Damit kann ich gleich und am besten zu Punkt 3 kommen:

3. Der *Schwejk* nimmt dem Krieg seine Faszination, weil seine Hauptfigur sich nicht von den großen Sprüchen und der nationalen Begeisterung anstecken

bzw. nicht aus seiner Identität herauschießen läßt. Seine Perspektive zeigt das Banale des großen vaterländischen Geschehens, entlarvt es total, macht es sogar hier und da lächerlich.

Bei Alfred Andersch zieht einer spät, aber noch nicht zu spät die Konsequenzen, weil er alles, wenn auch aus anderen Gründen, durchschaut hat.

Diese Darstellungsform des Themas würde ich allen anderen, die mehr oder weniger doch der Faszination des Kampfgetümmels erliegen, vorziehen.

Filme sind ja bei dieser Umfrage ausgeklammert, obwohl sie meiner Ansicht nach mehr Einfluß auf die Masse haben als die Landserhefte. Trotzdem möchte ich noch auf einen Film wie *Die Brücke* von Wicki hinweisen als Beispiel für die Darstellungsform des Themas, die ihre abschreckende Wirkung trotz realistischer Kampfszenen behält.

4. Ich teile diese Meinung nicht.

5. Nachdem Hitler und die Nazis an die Macht gekommen waren, war er meiner Ansicht nicht mehr zu verhindern. Hätte sich die Weimarer Republik behauptet, hätte sicher eine Chance bestanden, den Zweiten Weltkrieg zu verhindern.

6. Die Parallelen sind leider allzu deutlich. Noch immer wird das Gespenst einer sowjetischen Bedrohung am Leben erhalten, trotz Entspannungspolitik und Gewaltverzichtsverträgen. Wäre Hitler 1941 nicht einer angeblichen sowjetischen Bedrohung zuvorgekommen, existierte Deutschland heute vermutlich noch in den Grenzen von 1939. Will man nun den Rest auch noch aufs Spiel setzen?

Joachim Hackethal

1. Jede Art der Kriegsvorbereitung hat mich zu interessieren. In einem Land mit einem Wehretat von über 40 Mrd. kann andererseits keine effektive Antikriegsliteratur erscheinen.

2. Den erschreckendsten Eindruck machen auf mich die Landserhefte und ihre enorme Verbreitung. Auch erschreckt mich die Wirkungslosigkeit eines Plivier und Remarque.

3. Nur die Latrinenperspektive vermittelt ein richtiges Bild des Kriegsgeschehens. Die beherrschende Kriegsliteratur verwendet aber den Blickwinkel des Generalstäblers. Ich verfolgte einmal, kurz nach dem letzten Krieg, ein Streitgespräch zwischen einem Major a. D. Stahl und dem Obergefreiten a. D. Heinrich Böll. Der Major schnitt dabei sehr schlecht ab. Die Wahrheit lag bei dem Obergefreiten.

4. Der Zweck der Literatur in der BRD ist es, den jeweils Mächtigen zu dienen. Die Mächtigen versuchen mit Hilfe der Kriegsrüstung ihre Position gegen die ohnmächtigen Massen zu erhalten. In dieser kapitalistischen Konstellation haben die Antikriegsliteratur und die Friedensforschung naturgemäß keinen Stellenwert.

5. Es müssen demokratische Entscheidungen gegen die Kriegsgewinnler – genauer: Kriegsspannungsgewinnler – zustandekommen. Kriegsvorbereitung und Rüstung dürfen kein Wirtschaftsfaktor mehr sein. Andererseits werden die Kriege im Kapitalismus ausschließlich von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt.

6. Im Gegensatz zum Kanzler Schmidt sehe ich keine Parallelen, weder zum Zweiten noch zum Ersten Weltkrieg. Manchmal macht es uns der „Fortschritt“ schwer aus der Vergangenheit zu lernen. Die Agenten des Kapitals werden sich neue Methoden einfallen lassen, die wir zu durchschauen haben. Allerdings nützen uns diese Erkenntnisse wenig, wenn wir keine entsprechende Plattform haben, sie zu veröffentlichen.

Josef W. Janker

Lieber Frieder Hitzer,

Deine Anfrage macht mich irgendwie traurig, auch ratlos. Ich sehe ja ein, daß sie wert ist, beantwortet zu werden, aber vor allem erkenne ich, ohne mich da lange erst prüfen zu müssen, daß ich nicht imstande bin, Dir angemessene Antworten zu geben. Diese Anfrage einfach mit Ja oder Nein zu beantworten, also bieder und brav abzuhaken, widerstrebt mir.

Du kennst mich von früher her, weißt, daß ich ein paar schmale Bücher bei Suhrkamp geschrieben habe, die meine Antwort über den Krieg enthalten. Heute könnte ich also nur auf sie verweisen und bitten, da meine Antworten zu entnehmen, nur sie wären mir angemessen. Autoren meines Schlages haben keine aktualisierten Antworten parat, keine historisch bedingte Korrektur bietet sich mir jetzt an.

Außerdem kommt ein privates Handicap bei mir hinzu, lieber Frieder Hitzer: ich schreibe ja nicht mehr für die Verlage wie früher, bin vielmehr seit langem ehrenamtlich Funktionär einer Literaturfachgruppe am Dreiländereck, veranstalte jeden Monat Gespräche, Lesungen und Sitzungen von vornehmlich unbekannten Autoren in Meersburg, bin also mit Korrespondenz und Organisation und Kleinkram so belastet, daß ich gar keine Zeit habe, mich an einer solch wichtigen Befragung über das Thema Krieg zu beteiligen.

Wenn ich da ernsthaft mich hinsetzen würde, um so wichtiges zu formulieren, käme ich ganz schnell ins Schwimmen. Außerdem ist ein Funktionär der literarischen Basis innerhalb dieser Seeregion zu sehr in der Treitmühle laufender Pflichten eingespannt, um diese innere Freiheit zu schaffen für eine Antwort, die nicht nur moralische Kategorien verarbeitet, sondern diese literarisch faßt. Dein alter, hier festgenagelter und in die Pflicht genommener J.W.J

Lieber Josef W. Janker,

ich verstehe Dich vollkommen und würde mich freuen, wenn Du uns vielleicht ein Stück Literatur, das Du neu gemacht hast, schickst. . .

Das ist „Eisbärte“ in diesem Heft. fh.

Franz Xaver Kroetz

Lieber Frieder,

dankeschön für Dein vervielfältigtes Anti-Kriegs-Umfrageschreiben. Mir sind die Fragestellungen ein bißchen zu sehr formalisiert, deshalb eine kurze, mir

mundgerechte Antwort.

Da ich 46 geboren bin, spielt Krieg in meinem persönlichen Erfahrungsbereich (glückliche Generation) keine Rolle. Da ich mein Leben lang immer nur über das geschrieben habe, was ich auch erlebt hab (egal in welcher Form, aber irgendwie war es immer eine direkte), kommt Krieg auch in meinen Stücken nicht vor. Und wenn, dann in Auswirkung meiner Figuren auf die Zeit nach 45, also etwa „Die Wahl fürs Leben“ und „Agnes Bernauer“. Da bezog und beziehe ich mich normalerweise auf das, was ich von meinen Eltern darüber weiß, bzw. was ich an „Beschädigungen“ via Eltern als Kind mitgekriegt habe. „Kriegsliteratur“ beschreibt sich für mich nachdrücklich vor allem mit folgenden Titeln: Hemingway „Wem die Stunde schlägt“, Tolstoi „Krieg und Frieden“, Remarque „Im Westen nichts Neues“, Gustav Regler „Das große Beispiel“.

Was das Medium anbelangt, so ist Krieg auf der Bühne meines Erachtens kaum darstellbar. Ich würde, müßte ich mich damit befassen, den Film vorziehen. Am nachdrücklichsten beeindruckt hat mich auf diesem Gebiet der 1977 bei den Dokumentations-Kurzfilmfestspielen Leipzig (damals war ich Jurymitglied) mit dem 1. Preis ausgezeichnete sowjetische Dokumentationsfilm über den 2. Weltkrieg; jetzt fehlt mir der Titel, aber ich glaube, der Film selber war von dem leider verstorbenen Konstantin Simonow. Er war vor allem so toll, weil er Krieg als Arbeit definiert hat. Weder hat er mythologisiert noch archaisiert, sondern einfach gezeigt, was Krieg neben den bekannten Erscheinungen wie Leid, Elend, Unglück etc. wirklich an Arbeit bedeutet. Die Materialisierung hat mich tief beeindruckt, denn dahinter steckt ja auch die große Frage, wieviel Arbeitskraft Krieg vergeudet. Ja nicht nur vergeudet, sondern wieviel Arbeitskraft eingesetzt werden muß, um Arbeit zu zerstören (Häuser, Brücken, Straßen, sogar Menschen, die ja alle Eltern hatten, die sie durch Arbeit groß bekommen haben).

Da die Verbrechen der Deutschen im 2. Weltkrieg zum großen Teil noch heute nur unterm Tisch „gehandelt“ werden, bei uns Schuld meistens nur als Aufrechnungsverfahren stattgefunden hat, ist auch klar, daß wir keine auflagenstarke antifaschistische Kriegsliteratur haben können. Landserhefte passen eben besser ins Klima unserer Republik wie etwa Scheringers großartiges Buch „Das große Los“.

Schuld daran sind viele, die Kommunisten unseres Landes ganz sicher nicht. Liebe Grüße

Dieter Lattmann

Lieber Friedrich Hitzer,

Ihre Umfrage 'Unfähig zum Frieden?' beantworte ich stichwortartig:

1. Unter allen Kriegsbüchern interessieren mich diejenigen am meisten, die den Krieg nicht rückwirkend verherrlichen, sondern ernsthaft durch Aufklärung auf seine Überwindung hinarbeiten.
2. Von Remarques „Im Westen nichts Neues“ über Willi Heinrichs Rußlandroman „Das geduldige Fleisch“, Ledigs „Stalinorgel“, Kluges „Stalingrad“,

Pumps „Vor dem großen Schnee“ bis zu Zwerenz' „Heldengedenktag“.

3. Tatsachenroman und Drama ohne literarische Überhöhung.

4. Ich sehe nicht, daß in der Literatur seit 1945 in der Bundesrepublik eine 'Literatur der Aggression' überwiegt. Im Gegenteil, seit der 'Gruppe 47', der 'Gruppe 61' und der Literatur der Arbeitswelt ist die Gegenwartsliteratur vom Widerstand gegen reaktionäre Militanz geprägt. Ein anderes Kapitel bedeuten die Landerhefte und zum Beispiel amerikanische Kriegsfilme, die nur scheinbar den Zweiten Weltkrieg aufarbeiten.

5. Solche Wenn-Voraussetzungen haben wenig Sinn. Das Wichtigste ist, den dritten Weltkrieg zu verhindern – unter anderem dadurch, daß wir mit dem Mittel literarisch-politischer Aufklärung die irrationalen Ängste abbauen (in der Bundesrepublik den massenpsychologischen Horror „Der Russe kommt“, aber zum Beispiel auch in der Sowjetunion entsprechend irrationale Angst vor deutschem Militär). Gegenwärtig droht der Welt im Zeichen der Administration Reagan/Haig eine neue Eskalation des Kalten Krieges. Dem muß mit Hilfe der Schriftsteller eine breite Bewegung der Aufklärung entgegentreten. Die Industrienationen der Welt werden entweder lernen, ohne Krieg zu leben, oder es besteht die akute Gefahr, daß wir uns alle umbringen.

6. Ich fürchte die Westpropaganda einer angeblich militärisch überlegenen UdSSR. Viele Westdeutsche tun unter dem Eindruck öffentlicher Manipulation so, als habe die Sowjetunion 1941 Deutschland überfallen, Millionen Menschen umgebracht, und es drohe nun eine Wiederholung. Der Krieg der Systeme dient keiner Mehrheit, die Menschen wollen überleben. Für Kapitalismus stirbt man nicht. Ich meine: auch für kein anderes System. Notwendig ist, die Kirchen solange zu beeinflussen, bis sie den Krieg ächten. Der Papst sollte keine Paradenfronten mehr abschreiten. Das Gebet für den Sieg der eigenen Waffen war immer heidnisch, zumal der Gegner im Namen derselben Religion das Gegenteil von Gott erbat. Eine Milliarde Dollar Rüstungsausgaben auf der Welt pro Tag – das beweist, daß Menschen noch glauben, sie könnten mit Verteidigungsmythen aus der Ritterzeit im Kopf die Waffentechnik des Atomzeitalters meistern. Jeder Rückfall in den Nationalismus und die Verherrlichung von Gewalt bedeutet konkrete Kriegsgefahr, dagegen müssen wir uns wehren, wir, die Betroffenen und denkbaren Opfer in Ost und West.

Mit freundlichen Grüßen Ihr Dieter Lattmann

Richard Limpert

1. Ja.

2. Konstantin Simonows „Kriegsbücher“: *Die Lebenden und die Toten*, *Waffengefährten*, und *Man wird nicht als Soldat geboren* haben mich am stärksten beeindruckt, weil Simonow neben dem Patriotismus auch rücksichtslos und kritisch die negativen Zeiterscheinungen z. B. Fehleinschätzungen, menschliche Schwächen, Personenkult und viele mir bis dahin unbekannte Widersprüche nicht ausgeklammert hat. Eigentlich Antikriegsbücher, die ich als Friedensstrilogie bezeichnen muß.

3. Die Beantwortung ergibt sich aus Frage und Antwort 2.

4. Ich teile diese Meinung, da die herrschende Minderheit als Stützen dieser Gesellschaft nie bemüht war, unsere unrühmliche Vergangenheit durch das Beschreiten notwendiger neuer Wege zu bewältigen.

5. Hier muß ich passen. Es war ein imperialistischer Krieg. In Verbindung mit den Gesetzmäßigkeiten der geschichtlichen Entwicklung gibt es rückblickend kein „wenn“ sondern nur absolute Realitäten. Der Notausgang für den gefährdeten Imperialismus war der Zweite Weltkrieg. (Den weltweiten Veränderungen als Folge des Krieges ist zu verdanken, daß die Menschheit vom dritten Weltbrand bis heute verschont blieb.)

6. Die heißen Kriegsstrategen möchten lieber heute als morgen losschlagen (lassen). Aber die Verhältnisse sind nicht so (Brecht), Parallelen sind trotzdem offensichtlich. Z. B. die Propagierung des vorbeugenden atomaren Erstschlags gegen die UdSSR.

Michael Molsner

1. Mit dem Wort *Krieg* ist die Wirkung der Atompilze, die unserer Zukunft blühen könnten, nicht beschreibbar. Der *Große Strategische Schlagabtausch* zwischen den Supermächten käme der Selbstvernichtung der industriellen Welt gleich. Selbst ein bloß taktischer nuklearer Schlagabtausch würde Westeuropa vernichten. Das lerne ich aus Büchern wie:

2. Fischer Taschenbuch 4217, *Der Tod in der Grauzone* von Anton-Andreas Guha; als Ergänzung empfehle ich dtv 1576: *Vom Frieden*, verfaßt von Georg Leber. Der frühere Verteidigungsminister führt aus, „daß der Roten Armee bisher im internationalen Klassenkampf keine Rolle als Speerspitze der Revolution zugewiesen worden ist, . . . daß die Rote Armee eine Schildfunktion hat. . .“ Diese „besteht in ihrer Fähigkeit, durch ihr bloßes Vorhandensein revolutionäre politische Entwicklungen in der Welt so abzuschirmen, daß sie sich ohne Behinderung oder Störungen durch eine Intervention von außen voll auf ihr Ziel hin entfalten können.“ Als Beispiel nennt Leber Vietnam: „Die Sowjetunion hielt den USA den Schild der Roten Armee entgegen. Sie schützte so die Nordvietnamesen vor der Unterwerfung durch die USA.“ Es ist dieser *Schild*, gegen den immer neue *Schwerter* geschmiedet werden. Warum? Leber sagte es. Die Welt würde sonst „Punkt für Punkt zuungunsten des Westens verändert“. (S. 236 f.)

3. Die drohende Selbstvernichtung der industriellen Welt kann nur in Sachbüchern angemessen dargestellt werden, oder in Science-fiction-Romanen.

4. In der Bundesrepublik schreiben fast alle angesehenen Literaten gegen den Krieg – überwiegend freilich in abstrakter (undialektischer) Weise, daher wirklichkeitsfremd und wenig überzeugend. Es hat keinen Sinn, gegen Gewaltanwendung *an sich* zu argumentieren, denn: „Alle rechtsstaatlichen Errungenschaften beruhen auf revolutionärer Gewalt“ – wie Otto Schily gesagt hat. Man kann doch nicht heute erklären, der Sturm auf die Bastille sei unmoralisch, weil gewalttätig gewesen.

Dialektische Abhandlungen dieses an Widersprüchen reichen Problems können jedoch in der Bundesrepublik nicht durchdringen, solange das Bündnis

zwischen der intellektuellen Linken und der organisierten Arbeiterschaft Lippenbekenntnis ohne hinreichende praktische Konsequenz bleibt. Dafür ein Beispiel. Der meines Erachtens beste Roman über Ursachen, Auslöser und Folgen des Ersten Weltkrieges ist *Weltende* von Upton Sinclair. Ich weiß nicht, ob das Buch momentan im Handel ist – aber selbst wenn, so fehlt doch eine Presse, die einflußreich genug wäre, ein breites Publikum von der sachlichen und literarischen Qualität dieses Werkes zu überzeugen.

5. In seinem Buch *Die Welt im Krieg* (eingeleitet und kommentiert von General a. D. Johannes Steinhoff) schreibt der Engländer Mark Arnold Forster: „Im Sommer 1939 hatte Chamberlain eine letzte Chance, durch ein Bündnis mit Rußland einen Krieg mit Deutschland zu vermeiden, . . . Allerdings hielt er, und das muß heute als eine ungeheure Fehleinschätzung der Lage gesehen werden, Polen für einen stärkeren Verbündeten. . .“ Schon 1936 „erklärte der sowjetische Botschafter in London, Maisky, Halifax gegenüber, daß . . . obwohl Rußland jeden Verteidigungskrieg gewinnen könnte, und zwar allein, könne es doch nicht, auf sich allein gestellt, den Krieg ganz allgemein verhindern. Rußland sei daher bereit, zu diesem Zweck mit anderen Ländern zusammenzuarbeiten.“ Die westlichen Bourgeoisien verpaßten eine zeitige Allianz mit der SU – sie sympathisierten sogar mit Hitler, sofern sie hofften, er werde den sowjetischen Sozialismus in Schach halten. Andererseits ist es den führenden westlichen Arbeiterparteien nicht gelungen, sich zu einer antifaschistischen Front zu vereinigen: auch dies ein Versagen von geschichtlicher Dimension.

6. In diesem bereits zitierten Buch *Vom Frieden* führt Georg Leber aus, Krieg werde „zu den vielleicht nicht vermeidbaren Zwangsläufigkeiten gezählt, die sich dann ereignen, wenn die Geschichte einen Verlauf nimmt, wie ihn die Sowjetunion will: Die kommunistische Revolution macht weltweit Fortschritte. . . Der Westen wird mehr und mehr eingeengt. Die Sowjetunion sucht in diesem Stadium ihrerseits keinen Krieg. Er liegt gar nicht in ihrem Interesse. Die Weltrevolution verwirklicht sich ja ohne Krieg in ihrem Sinne. . .“ (S. 242) Für einen solchen Fall könnte, wie Leber meint, die Sowjetunion einen Verzweiflungs-Erstschlag des Westens befürchten. Könnte also ihrerseits versucht sein, einen allerersten Schlag zu landen. . . Was wiederum im Westen den Gedanken an einen aller-allerersten Schlag aufkommen lassen könnte. . . Grundsätzlich geht es heute, wie in den beiden Weltkriegen, um die Rohstoffe der Welt. Da die Sowjetunion erheblich aufrüsten konnte, vor allem auf dem Flottensektor, ist der *Schild* stärker geworden – der Schild, unter dessen Schutz nationale Befreiungsbewegungen sich sammeln können, um ihren Ländern Souveränität zu erkämpfen. Dadurch geraten nicht die „Lebensgrundlagen“ des Westens in Gefahr, wie Strauß interpretiert – wohl aber die des Kapitalismus, nämlich die Extraprofiten. Nur abhängigen Ländern kann man Rohstoffpreise diktieren, mit unabhängigen muß man sie aushandeln. Ronald Reagan hat den amerikanischen Wählern ein patent Rezept gegen diese Entwicklung angeboten. Um den stabiler gewordenen *Schild* weiterhin wegschlagen zu können, brauche man halt ein schärferes *Schwert*. Was Reagan und seine Freunde befürchten, ist leicht zu erkennen; sinken die Extraprofiten, so stagniert das Wirtschaftswachstum. Die Arbeiter könnten dann Interesse für

sozialistische Wirtschaftsformen entwickeln. Damit würden die Kapitaleigner direkt gefährdet. Sie müssen also, solange sie noch mächtig genug sind, die Extraprofiten gewaltsam garantieren. Sie müssen ‘. . . ein, zwei, drei Chiles schaffen’. Breschnew hat aber aus Anlaß der Afghanistan-Intervention ausdrücklich gesagt, die SU werde kein zweites Chile hinnehmen. Es muß im Interesse der SU liegen, daß die Länder der Dritten Welt von national orientierten („patriotischen“) Regierungen vertreten werden, die ihre Rohstoffe so teuer wie möglich verkaufen und den Erlös volksfreundlich investieren.

Im Interesse der westlichen Kapitaleigner muß es liegen, jede Störung ihres Ausbeutungsverhältnisses zur Dritten Welt zu unterbinden. Sie sind also aus strukturellen Gründen tatsächlich *unfähig zum Frieden*, außer man zwingt sie dazu.

Dietlind Neven-du Mont

Lieber Frieder,
ich fürchte, daß ich Deine Fragen falsch beantworte, weil ich ein Fernsehmuffel bin und möglichst keine Kriegsbücher lese.

1. Ich habe Angst vor ihnen.
 2. „Im Westen nichts Neues“ etc.
 3. Ja, realistische.
 4. Weil Leute, die Landserheftchen schreiben, weniger Hemmungen dem Thema gegenüber haben, möglicherweise auch selbst nicht viel erlebt haben, ein Geschäft wittern, während ernsthafte Autoren oft Jahre brauchen, bis sie darüber sprechen oder schreiben konnten und keine Unterhaltung bieten.
 5. Wenn die Menschen aus dem ersten Krieg gelernt hätten.
 6. Überall wird die wahnsinnige Rüstung mit Bedrohung motiviert. Wie sollte man sie sonst motivieren?
- Ich hoffe, daß trotz aller retardierender Elemente, ein ganz langsamer Lernprozeß stattfindet. Die intelligenteren unter den jungen Leuten sind Kriegsdienstverweigerer. Wenn wir noch einmal davonkommen, wirkt sich das vielleicht aus, bevor es zu spät ist!

Luise Rinser

1. Natürlich. Der Krieg ist ein Grundphänomen des Lebens, er interessiert mich politisch, psychologisch und theologisch.
2. Bereits als Studentin las ich die Kriegsbücher Ernst Jüngers (sie bezogen sich auf den Ersten Weltkrieg): „In Stahlgewittern“, „Der Kampf als inneres Erlebnis“. Während des Zweiten Krieges las ich sein Kriegstagebuch „Gärten und Straßen“. Jüngers Bücher sind die literarisch besten und daher die gefährlichsten, allerdings nur für Intellektuelle, da schwierig, jedoch eben für die alten und neuen Chefideologen des Krieges (Verteidigungskrieg genannt) besonders attraktiv.

3. ?

4. Da nützt eine bloße *Meinung* wenig. Ich kann aber berichten, was ich am eigenen Leib erfahren habe in dieser Hinsicht: Mein letzter Roman „Der schwarze Esel“ ist eine Darstellung des Aufkommens des Nazifaschismus, des Verlaufs und des Zustands nach dem Zusammenbruch. Dieser Roman ist von seinem *Inhalt* her Gegenstand der Schmähung in Deutschland geworden. Die „ewige Vergangenheitsbewältigung“... Auch mein letztes Tagebuch („Kriegsspielzeug“) ist, wieder vom Inhalt her, verrissen worden, vor allem von der FAZ. Der Roman ist ins Italienische, Französische, Polnische, Russische, Holländische und Koreanische übersetzt und bekam in Italien den großen „Premio Europa“, weil er das beste Buch über Heraufkunft, Blüte und Vernichtung des Nazifaschismus und seines Krieges sei, laut Jury.

In Deutschland aber lehnt man (die Kritiker) meine kritisch-humane Art ab. Dies als kleines Mosaiksteinchen im Gesamtbild.

5. Ob geschichtliche Ereignisse noch aufzuhalten sind, wenn eine lange Entwicklung darauf hindrängt, ist die Frage. Man kann sagen, daß der Hitlerkrieg nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht Frankreich, England und die USA Hitler als den Retter des Abendlands vor dem Bolschewismus betrachtet und ihn dementsprechend unterstützt hätten: ideologisch, politisch, wirtschaftlich, rüstungsmäßig, moralisch. Die Deutschen allein hätten ihn nicht verhindern können, auch nicht durch einen Militärputsch, der ja nicht einmal 1944 erfolgreich war, obwohl da der Krieg schon verloren war, nach Stalingrad.

6. Eine lustige Frage an mich... Die Menschen unterliegen dem Zwang zur Errichtung von Feindbildern. Unsere Kollektiv-Weltangst projizieren wir auf Konkretes, einmal auf den Zionismus, einmal auf den Bolschewismus oder „Kommunismus“, obgleich niemand aus dem Normalvolk genau weiß, was das ist. Wer eigentlich ist denn so erpicht auf Rüstung, angeblich zur Verteidigung oder vielmehr zur Abschreckung? Wer anders als die Rüstungsindustrie, diese Weltlobby? Gäbe es keine Rüstung und keine Kriege mehr auf Erden, wovon sollten die denn leben? Aber das Normalvolk ist nicht dazu zu bringen, dies zu *sehen*. Es ist „brainwashed“. Man weigert sich, *vernünftig* sich zu konfrontieren mit dem Phänomen Krieg. Man überläßt sich irrationalen Ängsten (oder Lüsten!). Die werden schon unseren Kindern eingeimpft, im Fernsehen: Gewalttaten ohne Ende. So ist das Leben also, müssen die Kinder denken. „Man muß zuschlagen, um nicht geschlagen zu werden.“ Man ist immer bedroht, vor allem aus dem Weltall durch geheimnisvolle Laserstrahlenwaffen. Angst macht aggressiv. Aber auch das Weltverbot solcher Filme und Bücher und Heftchen würde den Krieg nicht abschaffen helfen: solange es die Rüstungsindustrie gibt, gibt es Kriege. Und solange man die Wehrdienstverweigerung als Zeichen verräterischer, krimineller Gesinnung betrachtet, bleibt die öffentliche Meinung bestehen, daß Kriege sein werden und daß immer die anderen damit beginnen und daß es ehrenhaft ist, Menschen als Feinde zu töten.

Dagegen sind alle „humanen“ Bücher ohnmächtig und werden als sentimental und unrealistisch abgewertet. Allerdings muß gesagt werden, daß etwaiges Gegengift zu jugendverderbenden Büchern über den Krieg leider oft Kitsch ist.

1. Nicht mehr als andere; es kommt auf den Autor und die Behandlung des Themas an.

2. Alfred Andersch, Winterspelt

Juri Bondarew, Das Ufer

Ernest Hemingway, Wem die Stunde schlägt

Sara Lidman, Vietnam

Mary McCarthy, Vietnam

haben mich besonders beeindruckt und beeinflusst.

3. Ja, vor allem dokumentarische und realistische Darstellungen.

4. In dieser Schroffheit sicher nicht, aber ich sehe auch ein deutliches Ungleichgewicht zuungunsten der humanistischen Literatur. Als Hauptgrund sehe ich, daß das Thema „Krieg“ hierzulande als von der Reaktion „besetzt“ gilt.

5. Er wäre meines Erachtens zu verhindern gewesen, einmal durch eine antifaschistische Einheitsfront der Arbeiterbewegung und der Demokraten, die 1933 den Machtantritt der Faschisten in Deutschland und damit den Grund zum späteren Weltkrieg vereitelt hätte, und zum anderen in den späteren Jahren durch eine gemeinsame Anti-Hitler-Strategie aller europäischen Staaten unter Einschluß der Sowjetunion.

6. Die Bedrohungslüge lebt fort, seit Afghanistan stärker denn je. Kalte Krieger vom Schlage Carters, Reagans, Haigs, Strauß' und Apels begründen damit ihre enormen Rüstungsausgaben und spekulieren sogar mit dem „atoma-ren Erstschlag“.

1. Ich lese lieber was anderes. Aber man muß sich damit beschäftigen.

2. *Im Westen nichts Neues* – dto. andere Bücher von Remarque. – Mühsam – Gedichte dazu.

3. Romane (Tatsachenromane – Romane über Einzelschicksale – Gedichte, welche die Friedenssehnsucht zum Ausdruck bringen).

4. Es kommt auf die Ebene an. In Schulbüchern z. B. gibt es kaum humanistische Literatur.

5. Durch die Einheit aller Antifaschisten hätten die Nazis verhindert werden können und damit der Krieg.

6. Nein, nicht für die BRD. Siehe die Abschlüsse über gegenseitige Kontakte und über die neuen Erdgaslieferungen. Wir brauchen uns.

Erika Stöppler Friedensarbeit

Endlösung

1

Die Juden

Sind unser

Unglück

2

Das Haben

Wir immer

Gesagt

3

Das hat

keiner

Gewußt

Volker von Törne

18 Jahre lang hat Volker von Törne als Geschäftsführer der Aktion Sühnezeichen im In- und Ausland, vornehmlich in Polen und Israel, für das andere, das bessere, das geläuterte Deutschland geworben. ... In dem Bemühen, die Welt zu begreifen und insbesondere seinen eigenen Posten in dieser Welt zu definieren, wurde er ein Dichter, einer der ganz wenigen der jüngeren Generation, denen es gelungen ist, die besudelte Sprache dieses Landes „der Träumer und der Toten“, wie es in einem seiner Gedichte heißt, zu reinigen, ihr etwas von ihrer ursprünglichen Unschuld zurückzugeben.

Michael Stone, Nachruf auf einen Dichter

Er hatte schon viel zu tun, aber da war noch mehr Arbeit. Da mußte die Initiative „Künstler für den Frieden“ gegründet, die „Friedenserklärung“ geschrieben werden. Er war nicht nur dabei, er war es, der sagte, „Wir erklären den Frieden!“ Er nahm die Arbeit, wenn andere so belastet waren, lächelnd, freundlich. Wir waren nicht so freundlich. Seine Zurückhaltung verstanden wir auch nicht. Dann die Nachricht: Intensivstation. Schweigend sagten wir uns das. Noch wollten wir nichts an ihm versäumt haben, jetzt müssen wir, ohne es ihm zeigen zu können, selbst finden, was wir an ihm hatten.

Es ist diese Trauer, warum ich den Brief mit der Bitte um einen persönlichen Beitrag zu einer Reihe von eindeutig beantwortbaren Fragen, die aus der Umfrage eigentlich eine Abfrage machen, nun doch beantworte. Um mit Herrn K. zu fragen, hätte man nicht im Interesse der Propaganda eine Liste der Fragen aufstellen können, die uns ganz ungelöst erscheinen? Aber wir sind ja schon beim Wiegen, murmeln vor uns hin, gewogen, gewogen und zu leicht befunden, halten jüngstes Gericht. Gegen wen? Gegen uns selbst. Ich komme nicht darüber hinweg, daß die humanistische Literatur „kaum ins Gewicht fallen“ soll gegenüber Landserheften und den Aggressionskrieg verherrlichenden Erzeugnissen. Da bricht an einem Ort ein Dichter unter seiner Friedensarbeit zusammen und stirbt und andernorts spricht man vom Nicht-ins-Gewicht-Fallen. Und ich will gar nicht glauben, daß man andernorts nicht wüßte, wie

anstrengend Friedensarbeit ist. Was ist denn das, was uns so grob gegen uns selbst macht?

Ein Eindruck. Da ist ein schlechter Eindruck, der sich verstärkt hat durch Gespräche und Untersuchungen, davon, daß etwas zu leicht befunden wird, zu leicht, um ins Gewicht zu fallen, um ein Gegengewicht zu sein.

Sechs Fragen zu einer einzigen, zu der Unfähigkeit zum Frieden. Wir haben eine Antwort. Also frage ich mal, wie die fragen, die von unseren, so gestellten Fragen abgeschreckt werden. Ob ein Frieden von den Menschen wirklich zu leisten ist, ob er menschenmöglich ist? Nichts scheint ewiger als die Gestik, die Gebärden der Befragten: Kopfschütteln, Achselzucken, vorgeschobene Unterlippe mit herabgezogenen Mundwinkeln, abwinkende Handbewegung, müder Augenaufschlag. Vielleicht fährt eine Hand über eine Stirn. Vielleicht ein Jaja. Mir wird in der Regel meine Jugend zugutegehalten. Als sie selbst noch jung waren, wenn sie dagegen waren.

Die Hilflosigkeit derjenigen, die da sagen, wir da unten..

Parallelen von vor vierzig Jahren zur Gegenwart? Wer sieht sie nicht? Ganz davon abgesehen, daß man Parallelen von ganz verschiedenen Standpunkten aus ziehen kann. Machen wir uns nichts vor, wir wissen es. Aber es gibt nicht nur Parallelen von vor vierzig Jahren. Es gibt ältere, neuere, die Fünfziger z. B. Parallelen, daß einem die Zukunft längsgestreift vorkommen kann.

Für die Antwort auf die fünfte Frage – es gibt eine – konnte man in den Fünfzigern u. U. wohl ins Gefängnis kommen. Heute wird so etwas mit Berufsverbot belegt. Ich werde das schleunigst zurücknehmen, denn ein Berufsverbot im freiheitlich-demokratischsten deutschen Staat gibt es nicht und hat es nie gegeben; andere Auffassungen sind verfassungsfeindlich, denn im Bonner Grundgesetz steht es klar und deutlich, daß niemand wegen ... benachteiligt werden darf. Damit habe ich die vierte Frage schon beantwortet. Oder? Alles unverständlich? Also nehmen wir mal an, wir hätten über Nacht den Sozialismus, in den Kiosken gäb es nur humanistische Literatur zu kaufen und auch sonst gäb es keine Landserhefte, keine Aggressionsliteratur, sondern nur das, was uns gut und teuer ist, so daß jeder Kiosk eine kleine fortschrittliche Buchhandlung wäre, und da wir ja den Sozialismus über Nacht bekommen hätten, nämlich ohne die Seele entstellende Kämpfe, ohne Krieg, da ginge es uns dann wie den märchenhaften Schatzsuchern, plötzlich wären die unglaublichen Reichtümer, die wir an kulturellen Leistungen besitzen, sichtbar und für jeden zugänglich. (Natürlich hätte über Nacht unglaublich viel gedruckt werden müssen, wiederaufgelegt und neuaufgelegt. Volker von Törne bekam für seinen Sonettenkranz mit Ach und Krach eine fünfhunderter Auflage. Aber wenn schon alles über Nacht geht, ist das ja auch kein Problem. Den Kürbiskern und die Tendenzen gäb es natürlich auch in jedem Kiosk zu kaufen.) Und nehmen wir an, es würde den Leuten über Nacht wie Schuppen von den Augen fallen, daß ihnen Besseres vorenthalten worden ist, daß sie Tag für Tag dumm und blind gemacht wurden, daß ihre Seelen wie Hofhunde angekettet waren an die Zwänge kapitalistischer Ausbeutung. Soll ich weitermalen? Nun ich geh nur so weit: über Nacht den Sozialismus, das allen zugängliche Angebot an humanistischer Kultur in voller Bandbreite und die augenblickliche Erkenntnis über die Vergangenheit im Kapitalismus. Jubel bei

den einen, für die das alles nicht über Nacht gekommen ist. Heulen und Zähneklappern bei den anderen, für die das wirklich über Nacht gekommen ist. Platons Höhlengleichnis wird dann zum erstenmal massenhaft verstanden, denn da steht schon der Alltag des realen Sozialismus vor der Tür. Wir sind nicht Shakespeares Prospero, nur der Stoff, aus dem die Träume sind. Jetzt haben wir es mit dem Alltag gleich zweimal zu tun, mit dem kapitalistischen hier und dem sozialistischen andernorts und keine weiße und keine schwarze Magie zaubert uns den weg. Nicht genug, der 35jährige Alltag ist in Gefahr, der Kapitalismus rüstet auf, um eins seiner typischen Feste zu feiern. Und wenn wir nicht zum fröhlichen oder nur phlegmatischen Schlachtvieh für dieses Fest werden wollen, müssen wir uns die freien Geister, die Kunst und die Wissenschaft, dienstbar machen. Also doch, jeder ein Prospero.

Und nun zu den zwar immer noch abfragenden, aber wenn ehrlich, dann nur persönlich beantwortbaren ersten drei Fragen. Da fange ich vorne an. Nein, mich interessieren keine Bücher über den Krieg. Ich habe es letzstens wieder ganz deutlich gemerkt, als ich den Ernst Friedrich „Krieg dem Kriege“ auf dem Buchtisch sah. Prompt trat ich einen Schritt zurück. Ich hatte mich erschrocken. Ich suchte Zuflucht bei netten, bei schönen Büchern, bei witzigen, hatte ein Bedürfnis nach Comics plötzlich. Ich bin, weil ich u. a. schreibe, ja nichts Extras oder Besonderes. Da war ich wie jemand, der fast nur noch Comics liest. Comics sind auf ihre Art immer lustig, ob da einem Wesen ein Bein ausgerissen wird oder ob gleich die Welt untergeht mit bunten Atombomben, das tut niemandem weh. Also hab ich mir den Ernst Friedrich „Krieg dem Kriege“ nicht gekauft. – Ich hab ihn schon. Wie hätte ich auch sonst erschrecken können. Neben ihm auf dem Bücherregal steht der Ulrich Bräker, „Der arme Mann im Toggenburg“. Wegen der Parallelen.

Nein, der Ulrich Bräker hat nicht den preußischen – auch nicht einen anderen – Militarismus verhindert. Und Ernst Friedrich hat den Zweiten Weltkrieg nicht verhindern können. Selbst wenn ich – entsprechend dem technischen Fortschritt der Ausrüstung eines Schreibenden – meine ganze physische Kraft zusammennähme und meine elektrische Schreibmaschine als Wurfgeschöß benutzte, gegen die Neutronenbombe z. B. richtete ich auf der Ebene nichts aus. (Wie komme ich in dem Zusammenhang ausgerechnet auf die Neutronenbombe?...) Ja, auch ich hab noch den guten alten kämpfenden Helden oder Recken im Kopf. Prüfungen bestehen. Harte Prüfungen gut bestehen. Durchs Feuer gehen. Aber wie sieht denn so einer hinterher aus? Und wie sieht das heute aus? Die wirklichen Heldenkämpfe finden vorher statt, bevor es zum Krieg kommt. Die Kämpfe der Kopfarbeit können tödlich sein. Am Ende oder mitten drin kann die Intensivstation sein.

Nur die ewigen friedlichen Kopfschütteler, blindgeworden von den Sachzwängen, taub von Technik und Strategie, sagen: Kriege wird es immer ... Von wegen! Nicht geben, sondern Kriege wird es immer zu verhindern gelten. Das ist Arbeit. Das ist Mühe. Und das ist hierzulande gar nicht gut gelitten. Wer es hierzulande als Dichter zu seiner Lebensaufgabe macht, für die Versöhnung mit den osteuropäischen Völkern zu wirken, wird nicht mit Preisen behängt. Wer sich auch noch abseits des breiten literarischen Stromes, der zur Zeit das Ungereimte liebt, begibt und obendrein die Dialektik des Sonetts meistert,

wird nicht mit Verlagsangeboten überhäuft.

Und inmitten dieser unserer wehleidigen und tristen Zeit kommt er daher, der Törne, macht einen Sonettenkranz, der da heißt „Hals über Kopf: Arkadische Tage“. Während andere mit ihren Fehlern beschäftigt oder verinnerlicht an ihren Federkielen hängen, zelebriert er Selbstbefreiung. Muß ich mich schützend vor ihn stellen und sagen, daß er kein Bukoliker sei, wenn er ansetzt: „Weinlaubumrankt: Ein Dionys / Will ich mit Wünschen nicht mehr geizen / Schon wächst mir aus der Hand der Weizen / Und aus der Zunge sprudelt süß / Nie wieder will ich im Gedicht / Mit Preußens sauren Gurken handeln ...“ wo er doch endet: „Schon spielt der Tod mit uns in heißen Drähten / Daß ich uns Hoffnung aus dem Boden stampf / Will ich die Stirn an deiner kühlen“ – muß ich ihn verteidigen? Hoffnung aus dem Boden stampfen, das hat ihm die Stirn so heiß gemacht, die Stirn, die offenbar zu wenig Kühlung bekam, zu wenige haben mitgeholfen, die Hoffnung aus dem Boden zu stampfen. Nein, mit 46 Jahren stirbt man nicht einfach an einem Gehirnschlag. Wie schwer und gewichtig das leicht Daherschreitende sein kann...

Ob mich Bücher über den Krieg interessieren? Nein! Ich interessiere mich für Arkadien mehr als für Kriege. Ich betrachte mir eher z. B. Poussins Reich der Flora als ein realistisches Gemälde gegen den bzw. vom Krieg. Statt harter Prosa lese ich lieber zum wiederholten Mal ein einziges Sonett. Und wenn ich nun doch etwas zum Tod sagen muß, wie schön ist doch ein arkadischer Liebestod gegen den in einem Massengrab des dritten Weltkrieges. Der ist allerdings eher möglich, als daß wir noch vor Liebe krank werden könnten. Deshalb steh ich zu dem Thema Krieg und Frieden. Deshalb seh ich mir immer wieder die Bilder in Ernst Friedrichs „Krieg dem Kriege“ an. Deshalb kann mir keine Prosa über den Krieg hart genug sein.

Was reg ich mich überhaupt auf? Das Winterwetter draußen ist leidlich schön. Der Schnee schluckt die sonst nervenden Geräusche. Augenblicklich stört kein schutzmächtiger Helikopter die Ruhe. Im Blick aus dem hinteren Fenster stehen die hohen Bäume eines alten Friedhofs. Bei offenstehenden Zimmertüren kann ich auch nach vorne raussehen zu den hohen Bäumen des Friedhofs auf der andern Straßenseite. Der ist allerdings nicht so altherwürdig. Über den hatte mich die über 80jährige Bibliothekarin im Haus aufgeklärt: „Früher war das alles noch freies Feld, das Grün vor der Stadt, aber stellen sie sich vor, der Hitler hatte das alles mit Kasernen zubauen wollen, aber das hat er nicht mehr geschafft, da wurde es nur noch ein Heldenfriedhof. Wissen Sie, was das war“, und dabei lächelte sie ganz hintersinnig, „das war die Vorsehung.“ Wenn das faschistische Bauwerk nicht wäre, wo jedes Jahr der Volkstrauertag abgehalten wird, könnte das vergessen sein und der Friedhof wäre ein ganz normaler städtischer Friedhof.

Wieso mach ich mir einen heißen Kopf? Beim Bäcker gibt's frische Brötchen. Die Milch ist nicht sauer. Die Wohnung ist gut beheizt. In dem bislang andauernden 35jährigen Frieden ist es mir durchweg gut gegangen. Ich habe reichlich Muße zu schreiben. Nur gestern Abend sah ich an einer Wohnungstür einen von Kinderhand geschriebenen Zettel hängen, darauf war Spaß mit zwei s geschrieben, Spaß mit hinten so was wie SS-Runen. – Neben meinem Schreibtisch stapelte ich auf dem Fußboden Zeitungen, inländische und auslän-

dische mit Artikeln über die Natopläne im Ernstfall. Flächenbombardierung. Ich komme aus einer Gegend, wo die Landstraßen mit Kanaldeckeln bestückt sind, die gar keine Kanaldeckel sind. Die Bauern fahren inzwischen mit ihren Traktoren und Pkw gelassen drüber hinweg. Nur mir sitzt der noch als Kind vermittelte Schrecken in den Knochen, als es hinter der vorgehaltenen Hand hieß: Atomsprengköpfe. Das war lange vor dem Physik- und Chemieunterricht in der Schule. Die Landstraßen mit den seltsamen Kanaldeckeln gehen westöstlich. Der Gegensatz west-östlich sitzt tief in meinem Bewußtsein, mit dem bin ich sozusagen groß geworden und nicht, weil im Osten die Sonne auf und im Westen untergeht. Neben meinem Schreibtisch stapelte ich ausschließlich westliche Zeitungen, englische, bürgerliche, linke, die veröffentlichen, was man am Tag X mit uns vorhat. Ich reg mich auf, weil die sogenannte Nachrüstung uns dem Tag X näherbringt.

Es ist ja nicht so, daß niemand wüßte, was man mit einem Militär und mit einer Rüstung machen kann. Als die Alten sahen, daß man sogar einen Spaten schultern kann, wußten sie, wozu das gut bzw. schlecht sein sollte. Und es ist auch nicht so, daß niemand, auch nicht die in der Rüstungsindustrie Beschäftigten, nicht wüßten, daß Rüstungsproduktion in jeder Beziehung tote Produktion ist. Hier wird immer statt Volksvermögen Schrott produziert. Je neuer die Schrottproduktion, je höher deren technischer Entwicklungsstand, um so teurer. Das aber wird irgendwem weggenommen. Das muß legitimiert werden. Damit der ganze Legitimationsschwindel klappt, muß durchgreifend an den Bildungsmöglichkeiten derer gespart werden, die ohnehin ihren Kopf hinhalten sollen. Aber im Legitimieren sind wir ja hierzulande wahre Meister. Das Böse, das das Gute schafft. Der militär-industrielle Sektor als Förderer von Technologie und Wissenschaft. Das Energieproblem. Ich lasse mir erzählen, daß bei der entsprechenden wissenschaftlich-technologischen Entwicklung das Energieproblem das lächerlichste aller Probleme sei. Die Wasserstoffbombe beweise das. Ich werde euphorisiert über den Energievorrat eines ganzen Eimer Wassers – es darf da auch Salzwasser sein –, wobei auch noch so ein edles Nebenprodukt wie Helium gewonnen werde. Phantastisch, aber was passiert in den dreißig Jahren? Da nickte denn doch der Naturwissenschaftler traurig mit dem Kopf. Das Dumme sei eben, meinte er, das Dumme mit der ganzen Atomenergie sei eben, daß vor der friedlichen Nutzung zuerst die Bomben gemacht würden. Das ist wirklich dumm. Und das Dumme an dieser Dummheit ist, daß sie ohne eine andere Dummheit gar nicht mehr möglich ist, daß da ein Feind sei, bei dem einer kriegerischen Auseinandersetzung nur durch dessen Sich-Totrüsten zu begegnen sei. Um diesem bösen Feind, der vorzugsweise als der Feind der Freiheit dargestellt wird, dem geht es irgendwie wie weiland den Hexen in den Hexenprozessen, entweder schafft es der Sozialismus über seine fortschrittliche Organisation, die Schwerter tatsächlich in Pflugscharen zu verwandeln und dem Dilemma innerhalb des Wettrüstens, dem Sich-Totrüsten zu entgehen, dann ist seine Schuld erwiesen und er muß kriegerisch bekämpft werden oder er schafft es nicht und wird über das Wettrüsten wirtschaftlich liquidiert, dann ist es ebenfalls jedermann klar, daß der Sozialismus ganz und gar untauglich ist und er braucht nicht mit kriegerischen Mitteln besiegt zu werden. Letzteres ist den Militärs eine Vorstellung von

geradezu melancholischer Art, da, wenn es so leicht wäre, ihre schönen Spielzeuge tatsächlich verstaubten und verrosteten. Das aber wäre wirklich ohne alle Vernunft und geschichtliche Erfahrung, nämlich anzunehmen, daß es dabei bliebe. Aller Hoffnungen entledigt, befänden wir uns epochal zurückgeworfen in der bekannten Wahnwitzigkeit imperialistischer Kriege, weltweit mit einer wirklich alles zerstörenden Destruktivkraft. Die Welt ein einziger Scheiterhaufen. Wo man auch immer stehen mag – ausgenommen, man ist kein Selbstmörder –, wird man zwei Dinge zugeben müssen, daß zu der derzeitigen Aufrüstung das Feindbild des Sozialismus notwendig ist und gleichzeitig, daß der fünfunddreißigjährige Frieden in diesen Breitengraden, der ja die Abwesenheit eines imperialistischen Weltkrieges auf dem geschichtlichen Stand des 1. Weltkrieges bedeutet, der Existenz des realen Sozialismus zu verdanken ist, was wiederum das Ergebnis der Niederlage des deutschen Faschismus ist. Daß dem nicht so sei, das soll mir mal einer denkend widerlegen.

Begegnung

Für Völker von Törne

Mein Großvater starb nicht an der Westfront
mein Vater starb nicht an der Ostfront
ich bin meiner Mutter Kind und genährt von Klagen
über solcher Väter Schuld und laß mir von der Freundin sagen
nachdem wir den geläuterten Sohn zu Grabe getragen, daß
die höheren Schichten immer besser überleben, unterdrücke den Haß
der mir aufkommt gegen uralten abgezweigten Adel
gegen die höheren Schichten, treibt ins Gehirn mir den Nagel
daß meine Füße zu plump, zu ungeschickt die Bewegungen
meine Sprache zu direkt und nicht fähig der feineren Regungen
meine Stimme zu rau, mein Gesicht rotbäckig
ohne vornehme Blässe und überhaupt, zu eckig.

Mein Großvater starb nicht an der Westfront
mein Vater starb nicht an der Ostfront
ich bin meiner Mutter, der niederen Schichten Kind
die mich aufzog mit ihren Klagen, geschrien in den Wind.
Ich bin nicht bereit, zu sühnen für völkermordende Täter.
Ich bin kein Kind stammbaummäßig wertvoller Väter.
Ich nehm es nicht an, das Bekehrungs- und Kainszeichen
will mich nicht an die höheren Schichten angleichen
und sage hier, ich bin der Freundin von Herzen gram
von der ich nach jenem Begräbnis den Teller Suppe nahm.

Was trieb mich im kalten Winter zum Friedhof hin?
Die Liste der Trauergäste – wollt ich wissen, wer ich bin?
War's der Gedichte wegen, die ich noch nicht gelesen
oder wollt ich gar am gesellschaftlichen Ereignis genesen?
Was war es denn, das ich sah, das mich noch immer bewegt?
Nichts weiter als das:
Wie einer sein letztes Gedicht geschaffen und weiterlebt.

Sein Großvater starb an der Westfront
sein Vater starb an der Ostfront
an was starb er?

In einer geteilten Stadt, in einer verharschten Zeit
waren die, denen die Väter feindlich, sein letztes Geleit.

Lieber Frieder,
ich schicke Dir zum Thema *Unfähig zum Frieden?* statt eines anderen Beitrags
zwei Gedichte, vielleicht passen sie dazu.

Artur Troppmann

10 Gebote der demokratischen Wehrpflicht

1. *Sei mutig*
laß dich nie
gegen Arbeiter und Angestellte
kommandieren.
2. *Sei wachsam*
gegen die Oberbefehlshaber.
3. *Erkenne deinen wirklichen Feind*
die undemokratische Macht
der Konzerne im eigenen Land.
4. *Verteidige zäh*
die arbeitende Klasse.
5. *Kämpfe*
für dich und Deinesgleichen
um mehr Demokratie
und Mitbestimmung.
6. *Wehre dich*
gegen den geisttötenden
Barrasdrill.
7. *Gehorche*
keinem Angriffsbefehl.
8. *Stürme*
nicht für das Großkapital
und die Rüstungsgeier.

9. *Sei Kamerad*
hilf deinesgleichen
organisier dich.

10. *Sichere den FRIEDEN*
durch die Solidarität mit
den Arbeitenden aller Völker.

Ein Kriegsbeschädigter

Wenn Heldenveteranen
von Kriegstaten schwärmen
zeig ich den Jungen
meine Prothesen
und sag:
Laßt's nie mehr zu!

Wenn Heldenveteranen
eiserne Kreuze
an die Brust heften
zeig ich den Jungen
Bilder von den Kreuzemeeren
der Soldatenfriedhöfe
und sag:
Laßt's nie mehr zu!

Wenn Heldenveteranen
von Besatzungspuff
und Kameradensuff erzählen
sag ich den Jungen:
Das wurde mit 50 Millionen
Toten bezahlt.

Wenn Heldenveteranen
unverbesserliche
Faschisten sind
sag ich den Jungen:
Demonstriert sie nieder!
Schreit ihnen ins Gesicht
Nie wieder!

Auszug aus einem Roman

Sollte ich ihn wieder angebrüllt haben, seine blöde Lache gefälligst herunter zu schlucken, damals auf der Fahrt zu Kreiters Landhaus? Wahrscheinlich. Als ob er eine Ahnung auch nur davon gehabt hätte, was da ablief zwischen den beiden Frauen. Warum die Mutter der Tochter demonstrierte, daß sie zusammengehörten. Daß nichts mehr sie trennen würde, auf keinen Fall und nie mehr. Daß die Tochter sich nicht mehr von der Mutter distanzieren würde – auf keinen Fall und nie mehr. Als ob er sich überhaupt vorstellen könnte in seinem schlichten Front-Begradigungs-Denken, was mit den beiden geschehen war, ehe sie dieses verharkte Verhältnis beschlossen hatten. Ich will dir mal eine Geschichte erzählen, und die wird vielleicht einmal zum Lied, zur Ballade von Mutter und Tochter.

In der 1. Strophe knien sie in der Kirchenbank, alle drei. Der Vater, Berufsoffizier, die Mutter bescheiden und stolz im Kostüm, und die Tochter trägt ihre erste Binde. Sie danken dem Herrn und bitten, daß er der Ursel ein reines erfülltes Glück einmal schenke. Die Mutter flüstert am Abend strickend am Couchtisch im Schein der flimmernden Truhe zu den Späßen von Peter Frankenfeld, wie man sich Schmerzen und Männer vom Leib hält. Drei Jahre später in Strophe 2 wird Ursel vom Vater zusammengeschlagen, als sie nach Mitternacht durchs Klofenster heimkommt. Sie blutet oben und unten. Die Mutter steht schweigend daneben, auch später als er ihr Zimmer durchsucht nach Anti-Baby-Pillen. Zwei Dinge gibt es, die kann der Vati nun gar nicht vertragen: Heimlichkeiten und Kommunismus. Mutter muß ihm da Recht geben – wieder mal. Defloration nach der Party in Büschen am Bahndamm. Entlaubt ist der Ho-Chi-Minh-Pfad, sagt Köpke am Abend. Was das ist, weiß sie nicht, geschweige denn wo, und sie hört das Wort erst wieder in Strophe 3 und im 2. Semester. Da stolpert Magnifizenz nach, einen Tritt in den Arsch, denn einer mit wilden Haaren tritt vom Podium ins Audimax. Kugelblitz-Erhellung. Davon hat sie immer geträumt. So ist es recht, weiß sie sofort. An die Tafel schreibt einer *Wer die Vierteilung nicht fürchtet, reißt den Kaiser vom Pferd*. Diesen Mut will sie lernen, besetzt mit den anderen das Rektorat, diskutiert durch die Nächte, schläft kaum und liest und liest, Kapital und Arbeit, Fanon und Marcuse. Guevara, der Jesusgesichtige, blickt von der Wand und der blau rote, lächelnde Mao Tsetung. Wieder ein Kugelblitz: Benno Ohnesorg liegt auf der Straße, die Frau im Pelz mit den Ohrringen kniet daneben. Und mit den Massen – so nennen sich guten Glaubens noch die vereinigten Kommilitonen – läuft sie den Sturmschritt Ho-Ho-Chi-Minh – durch die Straßen von Westberlin. Als sie nach Hause kommt, einfach um einmal auszuatmen, und sie erzählt, was so los ist da draußen, haut ihr der Vater die Ohren taub. Die Mutter weint. Ob sie denn nicht mehr studiere? Das gute Geld, am Urlaub gespart, seit Jahren. Sie wären auch gern ins Ausland gefahren, ihr Traum, einmal auf die Azoren. Daß auch der SDS wieder nur

Männersache ist, merkt sie in Strophe 4, bewirft die Genossen auf dem Kongreß in Hannover mit faulen Tomaten. Ein Foto geht durch die Presse: Im Gerichtssaal wegen Landfriedensbruch bei Herrn Springer singen sie und sieben Genossinnen ein Spottlied – mit erhobener Faust, lachend und oben ohne. Der Vater verbietet ihr über Anwalt das Haus. Warum denn das alles bloß, schreibt die Mutter in der Schrift einer, die das Trinken noch nicht gewohnt ist. Ursels Geliebter, ein wirklicher, und Genosse zieht mit den Sozialliberalen noch Bonn als Assistent von MdB. Das schmerzt. Aber dem anderen schlägt sie wenigstens mit dem Hammer das Nasenbein ein, als er ihr eine Boutique verspricht – als Abfindung sozusagen, nachdem er, zurück von gemeinsamer Reise ins Italienische, wo das Rot so viel fröhlicher blüht als bei den Deutschen, von einem Wochenblatt eingekauft wird. Noch ist sie verliebt in die Zahnücke von Angela Davis. Aber in Strophe 5 sind es die Augen von Leila Kahled, später die herabgezogenen Mundwinkel von Ulrike. Natürlich darf auch geschossen werden. Die Mutter trinkt immer mehr. Einmal treffen sie sich in einem schwäbischen Gasthaus, geheim. „Terrorishte“, flüstert der Wirt den Männern am Stammtisch. Jetzt prügelt der Vater die Mutter, doch so, daß man nichts sieht: Leberhaken und Nierenschläge. Er läßt sich scheiden, nachdem im Löwenthal-Magazin die Tochter als RAF-Gehilfin vorkommt. Die Mutter sucht ihre Tochter durch Strophe 6 in Hinterhofhäusern und Bauruinen, Abbruchgebäuden und leeren Fabriken – immer die Flasche dabei. Die schweifenden Kommunarden nennen sie „Mami blue“. Die Tochter beginnt zu schießen, nicht auf andere, nimmt die Nadel. Will kaputt machen, was sie kaputt macht. Einmal treffen sie sich am Bahnhof Zoo, Mutter und Tochter und heulen die ganze Nacht hindurch. Die Mutter kommt für Jahre nach Tannenhofen, die Tochter nach hier und da und auf Bonys Ranch. Erst in Strophe 7 meinen sie, daß sie zusammengehören. Die Mutter liest, was die Tochter gelesen hat. In der gemeinsamen Wohnung lesen und machen sie alles gemeinsam, bis sie mit anderen Frauen zusammenziehen. Gemeinsam wollen sie weitermachen.

Schluß und Refrain fallen mir irgendwann ein. So ist das. Aber von solchen Geschichten will er nichts wissen, der Vertrauensmann Kröger, jedenfalls damals wollte er nicht, auf der Fahrt zu Kreiters Landhaus. Er erzählte mir – als Entgegnung sozusagen – die ganz andere Geschichte von Paul Potthoff, der nach dreißig Jahren bei der Müller Balzenbeck AGeeeh arbeitslos geworden war. Kreiters Landhaus übrigens stellte sich heraus als alte Wassermühle. Wir fanden sie in einem Seitental. Versteckte Scheinwerfer strahlten das Mühlrad an. Unverschämt schön. Wie auf einem Ludwig-Richter-Stich. Der gewaltige Schatten hinter und über dem geduckten Gebäude war ein felsiger Berg, sah ich am nächsten Morgen. Und es raselte der Bach – hörten wir nach dem Abschalten des Motors. Kreiter stand vor der Tür, breitete beide Arme aus, umhalste mich. Ich bin und bleib dein Fan, sagte er, kommt herein. Manne kriegte einen kumpelhaften Händedruck.

Der hatte ihn früher mal gefragt, so auf die naive Tour: Was treibt ihr da eigentlich in eurem *Institut für Planung und Kommunikation*. Und Kreiter hatte auf seine einfache Art, für die er berühmt ist, nach einem didaktischen Überlegungspäuschen geantwortet: Laß es mich so sagen. Wir arbeiten für

Arbeitserleichterung.

Das Schlitzohr. In Wirklichkeit erarbeiteten sie Rationalisierungspläne für Betriebe und Behörden, lehren Personalführung, Training in human chemistry, Sensibilität in den zwischenmenschlichen Beziehungen und sowas. In Seminaren bringt er zum Beispiel Leute von den Mitteletagen mit Fließbandarbeiterinnen zusammen, oder Handwerksmeister und Gastarbeiter. Kürzlich las ich – sogar Polizeichefs mit Bohrplatzbesetzern. Übel genommen hat er mir den Song über die „Schöner Arbeiten AG“, wo ich Maler auf Anweisung seiner Truppe in der Fließbandhalle Mallorca am Nil auf Hawai malen lasse. *Das Unverständnis linker Intellektueller gegenüber modernen Arbeitsprozessen* überschrieb er einen Artikel in der Rundschau, in dem er unter anderem mich als den typischen Kleinbürger mit seinen Ängsten vor organisierter Industriearbeit fertigmachte. *Piet Atten – der Begabteste unter den Liedermachern*. Er hoffte, so in einem Brief an mich, seine Auslassungen führten nicht zum *Zerwürfnis*. Unsere alte Freundschaft würde von seiner Seite aus davon überhaupt nicht berührt. *Du bleibst unser Sänger*.

In dieser Taktik ist er Master: Mit hunderterlei Lausungsgebärden dir auf den Pelz rücken, umarmen und einbeziehen, bis er dich da hat, wo er dich haben will – der Ingo Kreiter.

Er hat das Konzert arrangiert, damals im Marburger Schloßhof. Bis dahin war ich durch Jazz Clubs getingelt, hatte auf Studentenfesten und Vereinsfeiern gesungen, hier und da durfte ich mal singen auf den kleineren Experimentierbühnen der Theater. Wer kannte mich schon? Dieses Marburger Konzert wurde der Durchbruch. Wichtige Presseleute, die gerade in der Stadt tagten, hatte er in den Schloßhof gelockt. Es gab Wein aus Pappbechern. Schöne Mädchen schenkten ihn ein. Kreiter hatte sie von einem Drogistenkongreß besorgt. Der Mond schien überm Gemäuer während ich sang. Alle waren selig und schrieben auch später so über meinen Auftritt.

Kreiters Sprüche faszinierten mich damals. Wenn der die repressive Toleranz erklärte! Er studierte Mathematik und Soziologie, war ein Jahr in Berkley gewesen, promovierte bei Adorno. Nebenbei organisierte er den Markt für bestimmte Pharmaprodukte um. Es begann seinerzeit schon zu rumoren in den Universitäten und auf einem der ersten Teach-ins hatte er eine Rede gehalten, aus der immer wieder Zitate in der Presse erschienen. Er trug eine US-amerikanische Kampfjacke und eine Baseball-Kappe, daran ein Button mit der nackten Marilyn Monroe.

War es auf der Barrikade vor dem Auslieferungslager von *Bild* in Höchst, als ich ihn im Feuerschein brennender Benzinkanister wiedersah, umflattert vom Ledermantel, das Magnetophon in der Faust vor dem Mund, die Leninmütze auf dem Kopf? Als Leiter des Projekts PÄSZAG traf ich ihn in München. Sie untersuchten Randgruppen – Verhalten in einem Aso-Viertel. Kreiter trug Motorradfahrer-Leder. Seine Mannschaft himmelte ihn an. Wir hockten auf dem Boden einer Behelfsbaracke und sangen und sofften die ganze Nacht hindurch. Den Sturzhelm legte er nicht ab. Zur Zeit seiner Hamburger Stadtteilarbeit – damals reflektierte er auf einen Sitz in der Bürgerschaft – fuhren wir beide einmal an einem Herbsttag ins Obstmarsche. Weißt du, daß ich mich anwidere, sagte er, als wir auf der Bank vor der Räucherlate eines

Senators saßen und den nahen Horizont, der vom Elbdeich gebildet wurde, absuchten. Wo das hinführen soll, jetzt s-preche ich schon wie einer von der Waterkant, sagte er. Unter seiner Prinz-Heinrich-Mütze sah er wirklich bedröpelt aus. Ob er die Verknotungen und wuchernden Gewächse spürte, die uns mit den Jahren immer mehr zu schaffen machen?

Aber der hat Telse. Die hat er schon immer gehabt. Sie weicht nicht von seiner Seite. Unauffällig, obwohl man sie nicht übersehen kann: breite Hüften, breite Brüste, breite Schultern, großflächiges blondes und breites Gesicht, zwei Markstück große blaue Augen, Weizenstrohhaare, ein Kopf größer als Kreiter. Sie nimmt ihm diskret das Glas weg, wenn er zu viel hat, findet das Buch, in dem er die zitierte Stelle vermutet, reicht ihm die Brille, handelt die Verträge fürs Institut aus, macht die Steuer, das Haus und erzieht die Zwillinge – Hermann und Dorothea. Sind sie unter sich, behandeln die drei ihn als Kasper. Ich habe das mal erlebt, war schockiert, bis ich merkte, daß er die Rolle voll akzeptiert, ja sie genießt. Natürlich lenkt Telse auch das, kennt den therapeutischen Wert dieses Rollentausches. So eine Frau hätte ich finden müssen. Zum Festmachen. Dann kann doch passieren, was will. Sie begrüßte mich im Mühlenort. Kühle Hand, tag Peter, komm rein.

Nie hat sie diese modischen Begrüßungszeremonien mitgemacht: acolade, um den Hals fallen, Küßchen und lecken, anpressen, vielleicht sogar mit den Schenkeln die Eier drücken und was es so gibt. Und immer trug sie auch dieses Kleid mit den Puffärmeln, das sie aussehen läßt wie aus einem Werbestreifen in den fünfziger Jahren für Nivea, die gute Alte. Nie war sie so wertvoll wie heute. Ich werde immer anfälliger für so was. Für alles, was so ist, wie es war, was sich nicht ändert, nicht verbessert werden kann, sich den Erneuerungen widersetzt. Das macht einen ja auch so kaputt, bei diesen großen Sprüngen nach vorn, daß nichts bleibt wie es war. Immer wenn ich nach Hause komme, zum Beispiel ins Viertel, wo ich aufgewachsen bin, ist etwas weg oder anders als vorher. Beim letzten Mal war es die Brauerei schräg gegenüber. Einfach verschwunden. Weg. In der Ziegelmauer davor hatte es eine Tür gegeben, dahinter den Stall, wo die Gäule standen, belgisches Kaltblut, mit weißgelben Haaren bis über die Hufe. So halb dunkel war es da gewesen, wenn die Mäuler den Hafer mahlten, die Häse am Kasten schabten, und so feist der Geruch aus Maische und Stroh und Pferdeschweiß, daß wir hinter den Strohballen onanierten. Heute verschwunden. Einfach weg. Statt dessen Parkplätze für hundert Autos und mehr und rot-weiße Fahnen flattern vor einem Einkaufscenter, aus dem die Leute diese Drahtwägelchen schieben voll bepackt mit Weißmacher-Zeugs. Dabei geht es auch anders. Einer hat mal erzählt, wie er nach Hause gekommen ist in einer Mecklenburgischen Kleinstadt, drüben. Da hat er vor dem Garten am Nachbarhaus im Zaun unterhalb der Querlatte neben dem Törchen den Nagel wiedergefunden, gefühlt mit den Fingern, den Nagel, an dem er sich vor dreißig Jahren die Hose zerrissen hat. Xmal mit Farbe überstrichen – aber es war derselbe Nagel. Das hat er zweimal wiederholt. *Derselbe Nagel*.

Den Manne interessieren solche Geschichten natürlich nicht. Der strahlt, wenn er hört, daß drüben jetzt auch die Kaufhäuser Rolltreppen haben.

Gut bist du gewesen heute abend, sagte sie noch, die dithmarsche Urmutter Telse, hinter meinem Rücken, wie ich ins Mühleninnere trat. Sie weiß

natürlich, wie unersättlich lobesgeil, wie versessen ich bin auf das Streicheln nach dem Auftritt, besser als Armin, der meine Fledermausohren, die höchste Frequenzen mitkriegen, feinste Verurteilungen, Sarkasmen in Nebensätzen, unwillige Anerkennung in den Stimmlagen nicht anerkennt. Der labert von paranoiden Deutungen, wittert hier den Einstieg für das, was er meine verzerrte Realitätswahrnehmung nennt, der Blödiän Paranoia.

Wenn schon. Als ob ich mir diese Quelle verschütten ließe. Davon lebe ich schließlich.

Gut bist du heute abend gewesen, so wie Telse das sprach so hieß das : Ein bißchen hast du uns schon überrascht. Gekommen waren wir eigentlich bloß aus Anhänglichkeit und Sentimentalität, weil, das hat uns begleitet in all den Jahren: Die Typen, Szenen, Bilder, Refrains, dieses merkwürdige Hacken in deiner Musik und deine heisere Stimme.

Daß du noch einmal so aufdrehen könntest, hätten wir nicht gedacht. Ob die Störung bestellt war? Wenn ja, dann war auch das gekonnt.

Und weil Telse überhaupt keinen Ehrgeiz hat, das auszudrücken was man *eigene Meinung* nennt, hieß es : So ist die allgemeine Stimmung, die vorherrscht unter unseren Leuten hier, im niedrigen, weiten, quadratischen Raum der Mühle. Der Geruch, das ist Mehl, seit mehr als hundert Jahren abgelagert in allen Ritzen.

Sie saßen auf Leder, Leder hell und fies wie Leberkrankenacke, hockten am Boden – groben Holzdielen –, standen gelehnt an gebeizten Balken, die senkrecht und schräg die Decke abstützten.

Großes Hallo. Da isser ja. Wieder bißchen dicker geworden, wie? Mehr graue Härchen im Bart. Unser Bänkelbruder. Wie du losgelegt hast – Alter, und so weiter. Fast zehn Minuten gab man mir. Telse hatte die Stimmung richtig gecheht. Ich konnte zufrieden sein.

Aber wie sie mich nerven! Und fühle mich unter ihnen noch immer am wohlsten, kann sie nicht ausstehen, komme ohne sie doch nicht aus. Bin ich bei ihnen, will ich gleich wieder weg. Sie fehlen mir, wenn ich allein bin. Gelobt haben sie mich und beschimpft, beklatscht und belacht, beneidet und in die Pfanne gehauen, aber auch aus dem Dreck gezogen. Alle meine Wohngemeinschaftsbrüder und -schwestern kommen gegen sie nicht an: Die alten Kumpene. Die Seilschaft beim Aufstieg, nun auf dem Gipfel, heute verstreut im Lande, doch immer wieder drängt es uns aneinander, Hordengenossen.

Gisela riech' ich als erste heraus. Sie hat mir erst beigebracht, wie man richtig drauflos vögelt im Dachbodenzimmer, als der Tauchsieder aus dem Topf fiel und mir das ewige Mal am Hintern einbrannte. Stark geworden, richtig schwangerlich sah sie aus in der lila Latzhose, lebte in jenem Frühjahr als Bäuerin auf einem Hof bei Siegen unter Leuten, die ihre Kinder sein konnten, tauschte Rezepte aus mit zweien zu ihren Füßen, hörte aber mit einem Ohr Robert zu, der den Arm um einen Querbalken geschlungen hatte, seine These vortrug, wonach man in den Kommandozentralen der Hochfinanz und Konzerne die Zerschlagung der traditionellen bürgerlichen Parteien beschlossen habe zwecks langfristigen Aufbaus einer Einheitspartei. Wie sonst sei der Showdown zwischen einem Cowboydarsteller und methodistischem Prediger um die US-Präsidentenschaft zu erklären. Oder die Kandidatur von Strauß,

dieses schwitzenden, polternden stiernackenstarren Dickwanst's – absoluter Antityp des höheren Angestellten, der cool und schlank und biegsamweich – Konglomerat von Schmidt, Palme, Kreisky – den Gesamtbetrieb zwischen San Franzisko, Frankfurt und Tokio aufrechterhalten müsse; ließ sich tatsächlich unterbrechen von einem Jungen, dem das blondgefärbte Haar ständig ins Gesicht rutschte – in ein mongolisch geschnittenes Gesicht, kosmetisch aufgehellte, lächelte lieb über dessen melodisches Lallen, das nur er zu verstehen schien, giftete aber gleich auf Jochen ein, als der den Ono – so hieß Roberts neuer Freund – fragte, ob er mit von der Partie sei in der TV-Zeichentrickserie *Heide* aus Japan. Mit ihm, Jochen, müsse geredet werden, jetzt, unter uns allen, und zwar über seinen perfiden, dummdreisten Artikel in *Die Neue*, wo er – Pseudonym selbstverständlich – die Schwulenbewegung niedermache, jawohl niedermache, indem er sich an dem zugegeben unglücklichen Slogan *Warme Brüder gegen kalte Krieger* aufgeile. Widerwärtig, Stammtischniveau und darunter. Hört mal alle her! Ob man es gelesen habe, hier von unserem Jochen, dem Protz und Mitschnacker und Chauvinisten. Man hatte, und Jochen wurde in die Mangel genommen.

Der trägt jetzt wahrhaftig einen mächtigen Bauch vor sich her. Wie ein Gewerkschaftsboß sein soll, so sieht der schon aus, unser Jochen. Und war doch ein Hungerhaken als wir beide durch Europa trampelten. Gignac – eine kleine Stadt im Midi mit dem Platanenplatz unter dem Hotelzimmerchen, in dem ich nackt auf dem Bett lag während der Mittagshitze, vollgefressen, vollgesoffen, bei dieser brennenden Stille, in der man die Augenlider nie mehr aufklappen will, die Zykaden schon nicht mehr brüllen, weil es über die Mitte August ist, wo man nur das eigene Blut klopfen hört und manchmal ein kurzes Kindergeschrei oder Geschirrklappern – aber dahinter spielte einer seit Stunden das Stück aus *Jeux Interdit* auf der Gitarre und immer vergriff er sich an derselben Stelle, bis ein Urschrei diese Unerträglichkeit zerriß: Aufhören. Schluß. Oder ich schlage dich tot, tot, tot.

Das war Jochen. Er stand auf dem Platz unter den Platanen – einer wie ich, der keine Ruhe fand. Wir sind dann zusammen weitergezogen. Er spielte Mundharmonika und ich die Laute auf Plätzen vor Restaurants und in der Pariser Metro. Am Monte Sori, von wo aus man den Ätna sieht und riecht, hat er mir das Sandviper-Gift aus dem Fersenfleisch geschnitten und gesaugt. Ich zog ihn am Polarkreis aus dem Lule-Fluß und drückte ihm das Wasser aus dem Leib. Zusammen rollten wir mehr als besoffen die Stufen herunter von Saint Patrick in Limerick *at the rising of the moon*. Von ihm stammt die Idee mit dem outlawlook, wonach ich als schmuggelnder Lkw-Driver die halbe Welt durchfahren haben soll, wie es heute in der Biographie Piet Attens steht, die meine Plattenfirma verbreitet. Aber wir können ein Lied davon singen, wie man 18-Tonner unverzollt an den Peloponnes bringt und 200 Schweizer Uhren in den Schläuchen der Ersatzreifen dazu – jedenfalls singe ich es in der Ballade von Jochen dem Zocker und Lako dem Griechen aus Herne. Beim DGB ist der heute ein Spezialist für Mitbestimmungsfragen, unser Jochen. *Hans Joachim Pottmann, ein verboghrter Klassenkämpfer*, wie die FAZ meint. Da will ich sein, wo man die andere Seite wirklich bekämpft, nicht nur mit Sprüchen, hat er mir früher oft erklärt, und tatsächlich ist er der Einzige von uns, der das

geworden ist, das er werden wollte. Deshalb hacken die anderen auch so gern auf ihn ein, Berthold vor allem, der für einen Chemiekonzern Schautafeln zeichnen muß in einem Büro, von dem aus man die Mainebene übersieht. Als Pflastermaler hat er davon geträumt, einmal der Elvis Presley der Buntstiftzeichnung zu sein, und Berthold ging den Jochen auch wieder hart an, der mit geschickter Wendung sich aus der Mangel gezogen, und das Gespräch auf die Nietzsche-Renaissance bei der westeuropäischen Intelligenzia gebracht hatte, die er vorgab, nicht fassen zu können, weil sie so lehrbuchhaft pünktlich, nämlich vor neuerlichen Panthersprüngen ins Ölgebiet einträte.

Solche bornierte Funktionärs einschätzung, schrie Berthold, solches Gelaber, das überhaupt nichts mehr wisse von den Beschädigungen der individuellen Existenz und den Kategorien von Glück und Verzweiflung, stehe auf demselben Niveau wie das Grundsatzprogramm, Ziffer Kunst und Kultur des Gewerkschaftsbundes, wonach *Maßnahmen zu ergreifen sind, mit dem Zweck, die Arbeitnehmer kulturell zu aktivieren*. Im folgenden Gelächter wäre jeder ertrunken – aber nicht Jochen. Laut – und er kann ziemlich laut reden und schreiben, das kannte ich aus Gignac zur Stunde des Faun – und mit der sturen Unerbittlichkeit eines Bolschewiki repetierte er die Sprüche einer materialistischen Kulturtheorie in immer neuen Wendungen und unter Handkantenschlägen gegen den Hals einer freischwebenden, nicht mal mehr verkommenen, nicht mal mehr bestochenen, nur mehr noch biedereren, gefütterten, nicht mal mehr interessanten Unsinn produzierenden, nicht mal mehr resignierenden, nur mehr noch Schleim absondernden, larmoyanten Intelligenzia, deren Quängeln nach alternativen Lebensformen nicht mal mehr rousseauistische Inbrunst ahnen lasse, sondern nur mehr noch Farce der Farce einer längst in den zwanziger Jahren abgetakelten Jugendbewegung sei.

Ich glaube an dieser Stelle trieb Rieke das Kumpanenpalaver auf seinen ersten Höhepunkt. Sie war über Jahre mit Jochen liiert gewesen, nun Kader und Sprecherin bei den Grünen, glich, tief gebräunt, Stirnband im blauschwarzen Haar, Winnetou, wie sie so auf dem fies-gelben Ledersitz stand, *nun ist aber gut* rief, sonor-guttural ganz mescalero-chief, und um sie herum hüpfte ihr Begleiter, ein Klekli-Petra, verwachsen wie dieser, hellblauäugig, Fuzzy-Bart und im bunten Öko-Kittel, der flinkfingerig den Speichel aus den Mundwinkeln rieb, immer wieder klatschte zu der Rede von Rieke, Rieke, Tochter eines Museumsdirektors, der früher Scharlachflecken ins Gesicht blühten, deren Hals vibrierte, wenn sie es gewagt hatte, unter mehr als drei Leuten ein paar Sätze anzubringen, z. B. über die Anordnung der Figuren in Tympanons ottonischer und burgundischer Romanik, den Einfluß Horazscher Oden auf die Lyrik der Troubadoure, die Bedeutung der Serenità in der Architektur des Palladio für Goethes Mignon-Lieder, den Streit zwischen Schönberg und Mann, betreffend Adrian Leverkühns Komposition nach der 12-Ton-Technik. Jetzt redete Rieke, sonor-guttural und umsprungen von diesem Klekli-Petra im Öko-Kittel ohne jede Scheu: Quängelei, Larmoyance, wie Jochen das nenne, das sei doch nichts anderes, als unsere Betroffenheit, ja BETROFFENHEIT über das, was wir angerichtet hätten mit den einfachen Dingen: Himmel, Erde, Wasser, Luft. Larmoyance, Quängelei – das sei doch der Ausdruck unseres Entsetzens, ja ENTSETZENS über die Megamaschine, die wir errichtet oder

deren Errichtung wir jedenfalls zugelassen hätten, des Grauens, ja GRAUENS vor dieser großen Wahnsinnsmaschine, die alles zentralisiere, versachliche, begradige, in Planquadrate aufteile zwecks kontrollierten Produzierens und in Zielgruppen zwecks kontrollierten Liquidierens...

In dieser Art redete sie, und sie glich wirklich, je mehr sie so redete und mit ihrem Stirnband im blauschwarzen Haar, dem roten Mann, der über den weißen Mann und seine Verbrechen richtet. Der Rumpelstilztanz des Ökozweigs um sie herum unterstrich das noch und so sagte einer in eine Pause hinein – war ich das sogar? – die schönen Worte von Oglala Chief Crazy Horse: The Great Spirit gave us plenty of land to live on, and buffalo, deer, antelope and other game. But you have come here; you are taking my land from me; you are killing of our game, so it is hard for us to live. Now, you tell us to work for a living, but Great Spirit did not make us to work, but to live by hunting. We do not want your civilization! We would live as our fathers did, and their fathers before them. Howgh!

Gelächter, Gezeter, Geschrei, Beziehungsaufkündigungen, Androhung von Schlägen – also der erste und reinigende Höhepunkt des Palavers.

So ist das immer gewesen und einige Male hatten wir uns sogar geschlagen, um uns hinterher wieder in den Armen zu liegen bis zum nächsten Schlagabtausch. In der Pause dazwischen griff ich dann meistens zur Laute, spielte und sang, machte sie weich und wieder hart. Das ist ja die Rolle des Sängers zu allen Zeiten gewesen. Oder Rudi war dran – wie damals in Kreiters Mühle. Der zog seine kleine Trommel aus einer der Plastiktüten, von denen er mehrere immer mit sich trägt, klemmte das Instrument zwischen die feisten Schenkel, kratzte und schlug das Fell – nur das Fell eines Neuseeländischen Kalbes kommt dafür in Frage –, sang los mit dieser näselnden Fistelstimme, sein Lied von der Kumpanei, dem kollektiven Zusammenschluß der beschädigten Hyänen. Der ist heute Professor für Devianz-Forschung, Inhaber eines Lehrstuhls für abweichendes Verhalten. So was gibt es. Und sie haben den eigens für ihn hergerichtet, für Rudi Schawanker, Ottakringer Schmuddelkind. Es blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig. Der kann die Leute wirklich rasend machen, wenn er kratzt und schlägt und kreischt, und er hat sie oft rasend gemacht die Leute, hockend über dem Trömmelchen, den mächtigen Oberkörper vor und rückwärts ruckend und die roten Locken um den Babyschädel wirbelnd, krähend das Lied vom wichsenden Richter z. B. Die RAF-Leute haben mir erzählt, damals in dieser nackten Wohnung, als sie mich ausfragten, warum und wofür ich denn nun auf der Bühne rumstehe, Quatsch sei das doch bloß, eben ganz anders als das, was der Rudi Schawanker mache. Der bohre wirklich in die Gehirne.

Zappa, der ging mal bis an die Grenze, auch Jimmy Hendrix. Aber Rudi Schawanker geht darüber. Ich war dabei im Publikum, wie die Leute zu zittern anfangen. Dieses Riesenbaby auf der Bühne im Kegellicht krähend und geifernd mit dem verrücktmachenden Verrenkungen eines behinderten Autisten, Konsumidiot, wie ihn Paul Weger nicht zeichnen könnte, beim Lied vom Vati im Kaufhaus, oder als satter, grinsender Brocken im Song über die Mehrheitsfähigkeit; es war nicht auszuhalten, und einige sprangen auf, warfen Bierflaschen gegen ihn oder trommelten mit ihren Fäusten gegen ihre eigene

Brust. Rudi Schawanker war wirklich gefährlich als er noch öffentlich sang. Vermutlich, weil er wie kein anderer ausdrücken konnte, wohin Anpassung verzerrt.

Er ist so lieb – und muß so böse sein – das ist es, erklärt Kreiter Rudis Therapieaufwand. Aber was soll man machen, wenn man so unbeholfen der sogenannten Wirklichkeit gegenübersteht? Manchmal und unterm Schutz der Kumpane gelang ihm die Entkrampfung und dann konnte er fast zärtlich das Trommelfell kratzen und klopfen, wie in jener Nacht, als wir beide – sonst Rivalen um die Sängerrolle unter den Kumpanen – allein und in Eintracht am raselnden Mühlenbach hockten und das Mondlied von Claudius sangen und vom schön uns blühenden Maien und noch viele andere Lieder: Zwei Kinder unter lauter Erwachsenen, die im Hause nebenan stritten, lachten, polterten – dem zweiten reinigenden Höhepunkt zuflogen.

War es noch vor dem Mahl, als mich Piotrowski ansprach? Während des Mahls jedenfalls ließ er von seinem Assistenten, Gisela, die neben mir saß, bitten, *den Eugen mal neben dem Piet* sitzen zu lassen.

Das Mahl gehört zum Ritual der Kumpanentreffs. Essend, trinkend, schwadronierend versichern wir uns schließlich, daß wir ja doch zusammengehören. Vor dieser Mühle unter dem felsigen Berg am raselnden Bach stand der lange Tisch, um den herum wir saßen, morgens im herrlichsten Frühlings-Sonnen-Wetter. In den Büschen am Bach schlugen Nachtigallen – oder doch die ihnen nahe kommenden Mönchsgrasmücken, und Tauben, die im Mühlengebälk nisteten, flatterten über uns, ohne Angst vor dem Habicht, am hellen Himmel. Natürlich hatte er mal wieder was ganz besonderes aufgelegt, Kreiter: Einen Sägefisch. Lag der Länge nach vor uns auf dem weiß gedeckten Tisch. Eingeflogen aus Samoa im Spezial-Kühlcontainer. So was bringt Kreiter ohne schlechtes Gewissen. Das habe er schon damals abgetötet, dieses stete Unrechtsbewußtsein des Untergebenen, in den Sechzigern, wenn er nach einer Vietnam-Demonstration sich an indonesischen Reistafeln niedergelassen habe, zum Unmut sogar der Wolffbrüder, die ja nun gewiß keine Kostverächter gewesen seien.

So unerschrocken wie der müßte man zu seinen Lüsten stehen. Dabei tut er bloß so, möchte so sein, aber er bringt es, daß es nicht auffällt.

Sicher wir sind besoffen gewesen von diesem Frühlingsmorgen und von Korn und Wein und Gras und Shit. Warum sonst hätten wir in der Reihe getanzt um den Tisch über das Brückchen über den Bach, gebückt hinterm Mühlrad und wieder um den Tisch herum, ich und Rieke, Jochen und Gerd und Hanspeter, der neuerdings eine Sicherheitsnadel im Ohr trägt, Paula und Ono und dieser Öko-Greis, an den Händen gefaßt, Ringelreihen im Grünen, wie auf einem Jugendstil-Tableau. Hatten wir nicht Efeukränze im Haar? Rieke jedenfalls – Rieke! – trug ihre dünnen Brüste frei, lachte, so daß man ihre dicke Fleischfalte über den Zähnen am Oberkiefer sah und das ließ sie aussehen wie eine liebe, doofe Fee.

Warum sind wir so wirklich gelöst, heute? fragte jemand, und Kreiter, der den laufenden Jargon immer parat hat, sagte: *Der Platz hat positive Energie*. Ich glaube, er sagte es sogar auf angloamerikanisch: *That place got positive energy, really*.

So wird's gewesen sein.

Aber niemand hat von Anja gesprochen, die sich umgebracht hat. Die Dritte von uns. Beim letzten Mal war sie noch dabei gewesen, und Rudis Lied von den Lemmingen, auf ihrem Zug in die Kloake aus Milch und Honig, ging unter im Gelächter über einen Faxen-Joke von Ono, Roberts japanischem Freund.

Josef W. Janker
Eisbärte

Man muß mitunter hartnäckig am Ball bleiben, wenn man ein fahrlässig begonnenes Spiel ohne Gesichtsverlust durchstehen will!

Wasserplatz an der sächsischen Saale unterhalb der Garnison Weißenfels. Der zu den Pionieren eingezogene Kolonialschüler, Anfangskenntnisse des Kisua-heli beherrschend und auf Tropentauglichkeit geprüft, mit Ohrenschützern und Fausthandschuhen bei einer winterlichen Flußüberquerung. Freiwillig als Steuermann dieser ungeschlachten Floßsäcke, überspielte er sein wachsendes Unbehagen mit bravourösen Wende- und Ankoppelungsmanövern, ließ kein nasses Kommando aus. Über der Gefährlichkeit militärischer Planspiele verlor er die Furcht vor dem Wasser, sobald er unter seinen Knien eine aufblasbare Gummihaut spürte. – Angst bricht Angst, Furcht verdrängt Furcht, die Panik von heute verscheucht die Panik von gestern! Wer möchte nicht lieber, wenn er durchs Feuer soll, ins Wasser zurück, auch wenn er fürchten muß, zu ertrinken? – Er ist durchs Feuer gegangen; er ist am Wasser geblieben. Er ist nicht gehärtet, nicht im „Stahlbad“ umgeschmolzen, nicht zu Schlacke verbrannt worden („hart wie Kruppstahl“ wollten ihn seine Zuchtmeister haben). Abgehärtet war er wohl schon früh. Auch ist er mit allen Wassern gewaschen worden, den Wassern der Worja, der Ugra, der Worskla, den Wassern des Psoil, des Dnjepr, des San, den Wassern der Saale, der Weichsel, der pommerschen Oder. Aber er hat es nie gelernt, sich über Wasser zu halten. Aber er ist nie vom Wasser losgekommen. . .

„Einsam im Nebel zu wandern. . .“ Bei anhaltend trüber Herbstwitterung auf gemütlicher Bummeltour ins Pfrungener Ried. Zußdorf: Rast am abgebrochenen Eiskeller, wo früher die Mälzerei stand. Beim langsamen Passieren der geschleiften Mauern macht es in meinem Hinterkopf ganz vernehmlich klick! Stapelte sich hier in meiner Jugend nicht das Kühleis einer Brauerei? Sägte man seinerzeit nicht mit langen Fuchsschwänzen Eisblöcke aus dem Eis umliegenden Weiher? Zu Exerzitien war ich ins hinterste Zocklerland geschickt, eine achttägige Schweigepflicht war mir auferlegt worden. Durch mein halbwegs intaktes Gedächtnis spukt noch immer die Vorstellung, als wäre ich – zehnjährig und redselig wie nie zuvor – zur Gewissensschärfung, zur seelischen Abhärtung, um mir den „Unfirm“ auszutreiben, auf Eis gelegt worden. Nur einem beizeiten abgekühlten, kaltgestellten Naturell war zumutbar, was da zehn Jahre später massiv auf mich zukam. . .

Der zweite Aggregatzustand des Wassers, seine feste, wenngleich nicht seine beständige Form, beschäftigte seine wuselige Phantasie vergleichsweise wenig. In seiner Erinnerung jedenfalls hinterließ er keine bleibende Spur. Gut, gut, er hat im Winter 41/42 bei fünfundvierzig Grad und darüber im Freien gestanden und länger durchgehalten als manche seiner Jahrgänger. Durch Eiszapfen-Gebilde solcher Mächtigkeit blinzelte er oft genug. Freilich lag dann nicht das idyllische Isny vor ihm, sondern das im Eis erstarrte weißrussische Lutschitschino. Von den Dachtraufen zerschossener Russenkatzen hingen die gleichen meterlangen Eisbärte. Halbverhungerte Panjegäule knabberten halbverkohltes Dachstroh. Er sah von seinem Postenstand aus auch keine modisch bepelzte Frau mit Handtasche auf sich zukommen, wohl aber den Essenholder der sächsischen Pionierkompanie, der Kochgeschirre in die vorderste Linie schleppte. Aber nie wirkte Kälte als denkwürdiger Schrecken in mir nach. Ohne Wehleidigkeit stelle ich fest, aber auch ohne jeden verstörenden Kaltsinn: bei fünfundvierzig Grad unter Null ist die Fähigkeit, die Schönheit bizarr geformten Eises zu bewundern, merklich eingeschränkt. Sibirische Kälte, die 42er-Auslese – selbst für einen Kenner wie mich ist die ästhetische Komponente irrelevant. Doch mit kaum verhohlener Schadenfreude sähe ich jemanden, der mich der Prahlerei bezichtigt, würde er gezwungen, bei solch barbarischen Kältegraden sein Wasser im Freien abzuschlagen. Er könnte dann über die Schönheit des Stalagmiten faseln, der da unversehens vor ihm hochwächst. Er könnte – falls es ihn dürsten sollte – mit dem Seitengewehr gesüßte Splitter aus seiner Feldflasche schlagen, die vor weniger als zwanzig Minuten noch kochend heißen Tee enthielt. Eiszapfen im winterlich verschneiten Isny finden also durchaus meinen ungeteilten Beifall, aber sie lösen nun einmal in mir keine schmerzhaften Erinnerungsschübe aus. Der nachwirkende Schock, der tieferen Bezirke aufwühlt, bleibt aus. Auf Kälte reagierte ich offensichtlich mit erfinderischem Trotz.

. . . Wie einer der Anwärter auf den ersten sturzfreien Durchgang, erschien Louis auf dem zugefrorenen Weiher am Deisenfang. Mit rudern den Armschwüngen flog er aufs Eis hinaus, unbekümmert um das hämische Grinsen Gleichaltriger, deren einfallsreiche Verschlagenheit ich fürchtete. Einen heiseren Vogelruf ausstoßend, schoß er ihnen davon, ließ das Feld mittelmäßiger Läufer hinter sich zurück. Er machte mit einem Mal vergessen, daß er

Absatzreißer und zu knielangen Bleylehosen ein lächerliches Stirnband trug. In tollkühner Schräglage, die Fußspitzen nach außen drehend, fuhr Louis seine Bogenachter und Doppeldreier, schnitt – bei kräftig durchgebogenem Kreuz und der Schwerkraft spottend – seine Viertelmonde ins suppige Eis. An den Rändern und tauenden Schlieren schäumte das Grundwasser herauf, mit den Versteinerungen von Schilf und Kalmus, dem starrägigen Geschiele gefleckter Barsche, dem unaufhörlichen Strudel unter dem Eis, während Louis einsank, wegbrach unter böse-erschrecktem Gekicher, stehend einfuhr wie ein wassernder Löffelreier. . .

Warum aber läuft das nur noch wie ein Stummfilm vor mir ab? Mühelos zwar hole ich jenes verlorene Terrain auf Sichtweite heran, obschon dort, wo der vermeintliche Fang liegt, das Wasser sich unter Kälteschauern zusammenzieht. Was damals blutwarm als Ereignis einschloß, läßt sich wohl nur noch in blitzhaften Epiphanien aufhellen. Montiere ich Bewegungsabläufe, logische Bildketten, halte ich nichts in Händen als ein Puzzlespiel. Nicht mehr zugängliche Gefühls- und Erlebniswelten! Ich müßte die Engelsgeduld eines Archäologen aufbringen, Schicht um Schicht vorsichtig abtragen, um auf frühkindliches Fehlverhalten zu stoßen, bezogen auf das Element Wasser. Was ist denn noch ursprünglicher Erzähl-Impuls und was bereits vorgefertigtes, unbewußt verformtes, verfälschtes Stil-Muster? Die Abweichung von der erlebten Wirklichkeit geht wohl ganz auf Kosten meiner absichtsvoll korrigierenden Phantasie. . .

Mein Gedächtnis, sonst schnell bei der Hand, die randvollen Speicher zu plündern, wenn es um Demütigungen, Versagungen oder Verstörungen geht, zeigt mir seine kühle Schulter. Das soll nicht besagen, daß ich mich meiner Sorgfaltspflicht als lokaler Chronist blasiert entziehe. Soviel ich mich entsinne, sah ich solch mächtige Eisbärte auch in einer zivileren Phase meines Lebens. Jetzt einmal ohne jede Attitüde und mimosenhafte Manier –: in meiner Kindheit gab es einmal mitten im strengsten Winter einen Brand in der Klostergasse. An den Dachtraufen mußten sich durch gefrierendes Löschwasser meterlange Eiszapfen gebildet haben. Das ist aber auch schon fast alles, was mir in Erinnerung blieb. Blättere ich also lieber gewissenhaft im städtischen Archiv nach. Es wird sich dann schon zeigen, wie weit solche erinnerten Details mit der berichteten Wirklichkeit übereinstimmen –:

Schlagzeilen des Oberschwäbischen Anzeigers vom 13. Februar 1929: „Arktische Nacht brachte schlimme Brandkatastrophe“ – „Bei 30 Grad minus wütete Großbrand“. Pflichteifrig nimmt ein Schutzmann namens Stotz zu Protokoll, was sich in jener verhängnisvollen Fasnacht im Haus des Schneidermeisters August Dörner ereignete, während ein ungenannter Berichterstatter alle Register einer dramatisch aufgeäumten Reportage zieht –: „Just als das Treiben Prinz Karnevals seinen Höhepunkt erreicht haben dürfte – wurden unsere tapferen Feuerwehrleute aufgerufen –“. Schutzmann Stotz nüchtern, sachlich, jede persönliche Gefühlsäußerung strikt vermeidend –: „Friedrich Dörner, lediger Schneiderlehrling, allein im Elternhaus (Vater und Mutter hüteten die Garderobe im Kolpinghaus) – wechselte Sicherungen aus, weil er einen Kurzschluß beheben wollte, löschte dann die Lichter, legte sich schlafen –. Bei der Vernehmung erst kommt es ihm „siedendheiß“, daß er

ein angestecktes Bügeleisen versehentlich nicht ausgeschaltet —“. Laut polizeilichem Befund ergriff das schnell um sich greifende Feuer das ganze Haus. Der vergeßliche Lehrling konnte — ein zufällig des Weges kommender Passant bemerkte den Feuerschein im Erdgeschoß des Dörrer'schen Betriebs, schlug Alarm — „mit Mühe und Not durch das Fenster ins Freie gelangen und so sein Leben, notdürftigst bekleidet, retten —.“

Der Chronist der Volkszeitung schildert den Einsatz der „unerschrockenen Weckerlinie“ in beklemmender Emphase —: „Von der mechanischen Steigleiter aus wurden ungeheure Wassermengen auf die Feuerherde geschleudert — Unglücklicherweise boten die hohlen Deckenböden dem Feuer einen günstigen Weg — Die drei Anwesen Dörrer, Neubrand und Pfauth brannten innerhalb kürzester Frist vollständig aus — Der buchstäblich im Eis erstarrte Brandplatz bot einen schauerlich-schönen Anblick —“ (meine Erinnerung an meterlange Eiszapfen ist damit noch nicht hinreichend bestätigt). „Die fast im Eis erstarrten, wackeren, über jedes Lob erhabenen Mannschaften —“ (ich lasse nichts über sie kommen, mein leiblicher Vater war mit von der nassen Partie!). „Zeitweise waren die Hydranten eingefroren. Das sonst so wohltätige Wasser konnte seine segensreiche Wirkung nicht in gewohnter Weise ausüben: das Wasser gefror, kaum daß es festen Boden in irgendeiner Form erreichte —“ (ein im Feuereifer des Löschens durchaus verständlicher Lapsus!). „Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß eine ganze Anzahl von untätig herumstehenden Zuschauern der Feuerwehr oft gar hinderlich im Weg stand —“ (irgendwo in der Maulaffen feilbietenden Menge muß auch ich gesteckt haben, als naseweiser Erstkläßler, kenntlich an Schnürstiefeln und knielangen Hosen, sogenannten „Dreiviertelschwenkern“). Eine mir vorgelegte Photoserie der Sammlung Zittrell gibt den Blick frei in die brennende Häuserzeile. Männer der Weckerlinie auf einem ausgebrannten Dachstock, typisch ihre Messinghelme (Vater hatte einen solchen auf Hochglanz gewienerten im Schlafzimmer deponiert!) Im Hintergrund die bereits eingefahrene Steigleiter, seitlich der enggebauten Gasse schwelender Brandschutt, angekohltes Mobiliar und endlich — gefrorenes Löschwasser an Dachtraufen, Ortgängen, Altanen (die in meiner Erinnerung gewachsenen Eisbärte sind demnach nicht schlankweg erfunden? So genau also konserviert sie sinnliche Wahrnehmungen?).

Und dennoch erscheint es mir als wahre Kärnerarbeit, solch kostbare Schätze der Kindheit zu heben. Die Flächenbrände von Wjasma, Smolensk und Witebsk, deren Augenzeuge ich war, überlagern sie heillos. Aus verständlichen Gründen versage ich mir den nun fälligen Kaminplausch übers weißrussische Inferno, klammere mich lieber an den unfreiwillig komischen, weil elegischen Nachtrag des Chronisten vom 13. Februar 29 —: „Gestern nachmittag überflog eine stattliche Schar Schneegänse die Stadt in südwestlicher Richtung. Möge es unseren lieben Jagdfreunden vergönnt sein, auch einmal solch seltenes Federwild zu erlegen!“ (Welch uneigennütziges, öffentlich ausposauntes Mitgefühl mit offenbar nicht zum Schuß gekommenen Jägern!) Auf den Tag genau 16 Jahre später versank Dresden im Feuersturm!

Woran der einsam am Steuer sitzende Pkw-Fahrer wohl denken mag, der eben mit katerhaft schnurrendem Motor diese Geisterkurve durchfährt? Wirft er einen mehr als nur flüchtigen Blick auf das Silbergeglitzer der vom Mondlicht

überworfenen Flur? Nimmt er überhaupt wahr, daß Schneeschmelze eingesetzt hat, daß auf den vor Nässe schwarzen Hängen nur noch Reste schmutzigen grauen Altschnees liegen? Läßt ihn das miternächtlich rieselnde Zwieliht ruhig durchatmen? Das schemenhafte Vorbeihuschen nackttätiger Baum-Silhouetten beschleunigt nicht seinen Pulsschlag? Ist er ganz ohne tieferes Gespür für den ungestüm sich anbahnenden Aufbruch der aus der Winterstarre sich lösenden Natur? Oder schlägt es ihm doch aufs Gemüt, wie sich da im trügerischen Dunkel Schmelzwasser stauen, unaufhörlich gespeist aus munter plätschernden, geschwätzig plaudernden Quellen? Überläßt er sich willig oder widerstrebend jener knieweich stimmenden Melancholie, die dem Staunen über das Wandelbare, sich Verändernde verwandter ist als der Trauer über das Vergängliche? Besäße ich telepathische Fähigkeiten, müßte er nun gleich abbremsen, seinen Wagen parken und zu Fuß die Böschung herunterkommen, die mein Gesichtsfeld abschirmt. Vielleicht ist er wie ich einer jener untypischen Fahrer, die jede sich bietende Gelegenheit wahrnehmen, die unnatürliche Fortbewegung auf Rädern zu unterbrechen und wenigstens für Minuten neu einzuüben die natürliche auf zwei Beinen. Was aber dann, wenn er wirklich seinen Wagen abstellt und bei der wohl unvermeidlichen Annäherung heftiger erschrickt, als sich — bei aller gespielten Gefäßtheit — verbergen läßt? Erkläre ich ihm meine Anwesenheit verlegen als Zufall oder in schlafwandlerischer Entrücktheit als das Ergebnis gleicher Gefühlsgestimmtheit? Gestehe ich ihm mit ihm befremdender Direktheit, daß er die couragiertere Hälfte meines Wesens darstelle? Obgleich nur eine gedachte Existenz in einem Bild, handle er, wie ich selbst gern handeln möchte: spontan und gegen alle Regeln normalen Verhaltens.

Besuch mit einer Touristengruppe, die kühl, distanziert, spöttisch ist – bei Hitler. Unter dem Traum weg wissen: der ist doch tot. Und darüber aufatmen. Sich aber nicht aus der Traums pur wegbewegen können. Wie Besucher bei Schloßbesichtigungen in eine große, verwinkelte Halle eingelassen werden. Die Wände sind dunkel getäfelt. Altmodische Lüster geben spärliches Licht und betonen die Feierlichkeit. Rings sind erleuchtete Vitrinen mit Kleinodien. Von überall her dringt Musik auf uns ein, Wagner, Liszt. Keiner spricht. Auch wir Neuhinzugekommenen nicht. Denn – die Halle ist überfüllt von Menschen mit Wachsfingergesichtern, die sich langsam wie in „heiligen Hallen“ bewegen. Die Frauen in Samt mit den einfachen, unschicken Frisuren der Nazizeit, mit Knoten und viel Blondheit, haben alle Ähnlichkeit mit Elly Ney. Die Männer sind gescheitelt, dunkle Anzüge, Nadelstreifen, keine Uniformen. Viele haben Rassehunde dabei, die sich wie ihre Besitzer würdig bewegen. Auch die Kinder, die Mädchen mit Zöpfen, sind herausgeputzt und bestaunen die großflächigen Bilder, die die Wände bedecken.

Je länger wir zwischen diesen Masken warten, desto schwerer fällt es uns, zu schweigen, aber mehr als zu flüstern wagen wir doch nicht, schreien die quälende Wut nicht heraus, daß das doch alles vorbei sei, Selbstmord Hitlers im Bunker der Reichskanzlei, nachdem ihm fast der Selbstmord unseres Volkes gelungen war, wißt Ihr das denn nicht? Wollen Sie das denn nicht wissen? Mein Herr, meine Dame! Aber es gelingt nicht, nur eines der wächsernen Gesichter aus der Erstarrung zu bringen. Wir sind sehr isoliert. Werden schließlich bei erneutem Einlaß vorbei an dem dunkelgekleideten, breitschultrigen Diener auf die hohe Doppeltür hinter der einfachen Tür mitgezogen. Wahnsinniger Gedanke: Was tun, wenn der da noch steht, die eine Hand im Gurt, das Haar in der Stirn, der tote Blick wie immer auf den Fotos und in der Wochenschau? Denken: ihn töten. Nicht wissen wie. Mit der bloßen Hand?

Sich hinter Neugier verschanzten. Sich auf die Lippen beißen. Denken: das kann doch nicht wahr sein.

Wünschen: die Doppeltür möge sich nicht öffnen.

Aber da sind doch die um uns, in Samt und blond, gescheitelt und in Nadelstreifen, dunkel, die Hunde an der kurzen Leine bereit zu apportieren, die Mädchen mit den steifen Zöpfen bereit zu knicksen, die Jungen mit den weißen Hemden haben rote Ohren vor Aufregung, werden den rechten Arm hochschnellen lassen. . . .

Der Traum verwischt in konturlose Angst.

Mein Vater war eine aus dem Schnittmuster für brave Jungen ausgeradelte Figur, die aber gut Klarinette spielen und auch trommeln konnte. So geriet er in den Spielmannszug der SA.

Die Schlägel wirbelnd, marschierte er in Bubnitz durch die Straßen. Vom Alten Friedhof her, wo auch einige Ladenschwengel und die Holzklotze des Sägewerkes Block zum Appell angetreten waren, ging es hinunter zur Kirche, die den langen protestantischen Schwurfinger ihres Turms in die kalte katholische Luft streckte, die aus Polen herüberwehte.

Das kleine braune Bataillon brach durch das Gestühl nach vorn zum Altar. Und der Sturmbannführer Kurth Kreth, damals schon tot; von kommunistischen Forstarbeitern erschossen, knatterte auf seinem Motorrad zum Taufbeken, wo er sich rasierte, um sich sodann vom Herrn Pfarrer eine Glatze scheren zu lassen.

„Kameraden“, brüllte er, „dieser Schädel ist fortan Abbild unserer Erdkugel, so wie der Führer es befohlen hat. Vorerst ein Platz für Truppenaufmärsche. Aber später, Ende August, Anfang September, wenn wir die Ernte drin haben und es Zeit für die Weltkriege ist, kann man sie als Kanonenkugel verfeuern.“ Mein Vater schlug den Wirbel mit. Leise, lauter; wieder leiser; ganz leise. Schließlich – nach dem Abwinken des Spielmannszugführers mit seinem Tambourstab – Abmarsch bei Marschmusik. Mein Vater mußte sehr große Schritte machen, hinten, im letzten Glied.

Es ging über den Marktplatz, und vor den Haustüren standen Frauen und Mädchen, die sich den Alltag an ihren Schürzen abwischten. In einer Nebenstraße stieß ein Ackerbauer gerade seine beste Milchkuh, die sich ein Bein gebrochen hatte, vom Leiterwagen des Notschlächters Eyck; gemeinsam bugsiierten die Männer das Tier durch den dunklen Hausflur auf den Hof.

Preußischer Grenadiermarsch. Badenweiler. Fehrbelliner Reitermarsch. Ecke Neustettiner Straße dann die Schmiede, in der es immer Nacht war. Funken sprühten um den Amboß, Hufeisen wurden wie glühende Monde durch die Luft geschwenkt, und um die wiehernd auskeilenden Silhouetten herum stank es nach verbranntem Horn. Gelb wie das Bier, mit dem die Bauern, gleich um die Ecke, in Seidels Kneipe ihre Schnäpse runterspülten, war die Pferdepisse, und sie floß als breiter Bach in den Rinnstein der Kurth-Kreth-Straße, die entlang jetzt der tote Sturmbannführer brauste, zufrieden mit der Angst hinter den Gardinen.

Kurth Kreth hatte längst alle abgehängt, sogar die trommelnden Gefolgsleute. Auf seiner schweren Maschine donnerte er zur Stadt hinaus, hin zum Ehrenplatz in der Familiengruft des väterlichen Guts.

Rot in der Luft und gehört viele Stimmen. Der Krieg aus. Aber war es wirklich? Sprachen lernen, unbekannte, das Neuhebridische zum Beispiel oder die gefährlichsten Dialekte der Menschenfresser Neukaledoniens. Mit einem Wort, Friede würde nur dann in die Welt kommen, wenn man die Erde verließ und Josaphat kühn genug wäre, die recht sehr fluktuierenden Bahnen auch außerhalb der Milchstraße anzupeilen.

Ja, da hat man das, was man wirklich hat, man hat nichts. Ich getraue mich zu sagen, daß man ein Nichts hätte, eher eine gewisse Heiterkeit aufbringen müßte, um zu behaupten, man besäße im Grunde nicht viel mehr als Nichts. Natürlich flammt das Hesperidische am Abendhimmel und wird nach Jahrmillionen vielleicht fester und tut wieder seinen Dienst des dann zu denkenden Menschen. Die neuen Sprachen, ein Geflüstere oder Rattenpfeifen, herhalend aus Zukunftferne mit ihren X- und Y-Lauten von Suffixen und Präfixen, hinhorchend zu erfassen, taugte schon etwas, um dann noch eines allerletzten Tages froh zu sein, daß man endlich des Lebens, der Macht und des Gehorsams satt, darüber sterben könnte. Aber wir waren eben dem Tode entronnen, hatten keine Angst mehr und alles verloren.

1946 und Mitte September. Wir umarmten uns noch einmal, und ich lieferte Anna in der Frauenklinik der Kreisstadt ab. Wir erwarteten unser drittes Kind. Darüber blieb die Leiter an der Scheunenwand in unserem uns zugeteilten Garten unter dem Birnbaum stehen, und die Bauernpflaumen fingen an zu prangen. 'Jahu, jahu!' Dazwischen krächte der Hahn, und im Hin- und Hergewackele der Hühner blieb der blaugesichtige Hof bis in die Dämmerung allein. Die Gardinen im Souterrain wölbten sich nach draußen, und im Innern dieses kleinen, nachgerade vergehenden Häuschens stand unser Ausziehtisch, durch Kleiderschränke beengt, auf jener zum Winter hin einfrierenden, von kahlen Platten belegten Spielwiese.

Die beiden Buben, vier Jahre auseinander, halfen der Muhmi in der Küche, antworteten ihr mit hingesagten Vokabeln: „Te amo!“ oder mit dem 'Neunmal klugen Landrat', worüber sie natürlich lachen mußte. Eine Frau zartgliedrig, romantisch, kühn mit grünen Augen, noch immer beseelt und, je älter, desto mehr wuchs ihre Fähigkeit, sich auszugeben.

Da wir erst am späten Nachmittag mit dem Mittagessen fertig waren – es gab abwechselnd einen Topf voll weißer oder grünen Bohnen und grüne oder gelbe Erbsen –, machte sich die eigentliche Abwäsche leicht, und Josaphat nahm sich das Recht, in Erinnerung an Berlin, sich in sein winziges Arbeitszimmerchen, niedrig, aber mein, zurückzuziehen und die 'Schauspielschule' sich in ihrer Gänze vorzustellen, wie sie ihm damals Eindruck gemacht hatte:

Dieser Tage, schrieb er, war ich Gast in einer Schauspielschule. Junge Begabungen – nicht eben viele übrigens, und mir schien, weniger jedenfalls unter dem Nachwuchs an Männern als in den letzten Jahren – diese jungen Begabungen also wurden vorgestellt oder stellten sich vor in für sie ausgesuchten Rollen. Dabei zeigte sich nun das immer wieder Merkwürdige, die Anlagen

der Debütanten zuckten auf, entschiedener bei manchen, bei anderen war nichts weiter wahrzunehmen als eine etwas gestelzte Art, die angeborene einfache Natur zu verleugnen und sich selbst recht rasch um die eigenen Möglichkeiten zu bringen. Interessanter war die Abfolge der Theaterstücke aus beiläufig zweihundert Jahren, von William Shakespeare ganz zu schweigen. Wenn man so in zweieinhalb Stunden die bewährt wirkungsvollen Szenen der verschiedenartigsten Stücke bedeutender Dichter und Schriftsteller sieht, dann kommen auch diese bedeutenden Dichter und Schriftsteller nicht minder schwergeprüft nach ihrem Tode wie die Schauspieler vor Beginn ihres beruflichen Lebens unter die kritischen Augen unserer Zeit.

Shakespeare stand noch immer für sich. Goethe, feurig und wie er gewesen ist, von der angenehmsten Menschlichkeit, war da, während es bei Schillern schon schwieriger ist heute, die Aufführung der beiden Königinnen in „Maria Stuart“ war wie das Dramatische an sich, und zwar wohl eben deshalb, weil diese phosphoreszierend balladeske Geistigkeit sich hier in sich selbst hatte Genüge tun wollen. Nicht überraschender Weise unterlag der Naturalist Hauptmann dem viel früher geborenen Büchner. Dessen „Woyzek“ und die wie für ein Vierteltonklavier eingerichtete Suffisance des modernen Franzosen Anouilh mit seiner „Medea“ begegneten unserer Einsicht näher. Nun, wie dem auch sei, alle, die da gespielt wurden, hatten Stil, ihren Stil! Davon aber wußten die Begabtesten unter den jungen Schauspielern natürlich noch nichts. Obwohl sie insgeheim sicherlich schon ihre eigenen Anlagen mit dem Stil ihrer Rollen in Einklang zu bringen anstreben mochten, waren sie in ihren fremden Kleidern bestenfalls nur für einen Augenblick da. Stil, Stil haben! – fiel mir ein. Was ist denn das. Lassen Sie mich erzählen:

Es sind Jahre her, da war ich einmal bei einem Freunde zu Gast, der wenig später an die Front nach Rußland ging und fiel. Er gab einigen Gefährten, jungen Männern und Frauen, ein kleines Fest inmitten der schon in Trümmern zerfallenden Stadt. Das hatte für mein Gefühl damals schon, aber um wieviel mehr heute, etwas ungemein Gespenstisches.

Unser Freund war ein Schriftsteller von einigem Rang. Er veröffentlichte hin und wieder ein Buch, das ich darum nicht gern mochte, weil es in der Schuld eines Meisters stand, nämlich Adalbert Stifters, dessen besonders gearteter Stil damals allgemein beliebt war. Als der Morgen graute, die Nacht war ohne Fliegeralarm, und wir nun noch allein beisammen saßen, gerieten wir in einen tiefergehenden Streit. Ich meinte, man dürfe nicht versuchen, den Stil, das unverbrüchliche Siegel eines anderen, in welchem immer die Tatsache vom bewiesenen Wagnis des betreffenden in der Bewältigung der gerade ihm gestellten Aufgaben gelegen sei, einfach nachzuahmen. Um das noch deutlicher zu machen, sagte ich, mir habe geträumt, ich sei unlängst gegen Abend in die Galerie oder Bibliothek eines mir unbekannten ländlichen Schlosses gelangt. Linker Hand, inmitten einer langen, bis auf den Fußboden hinabreichenden Fensterbank bemerkte ich drei Treppenstufen von einem Geländerchen eingefast. Rechter Hand standen aus einem früheren Jahrhundert, mit grünen, roten, gelben und weißen Flecken verziert, Lederbändchen im damals gewohnten Duodezformat. Mit dem Rücken davor hatte sich inzwischen eine Reihe von Herren, meist aus verklungenen Epochen, eingefunden. Ich

erkannte jetzt aber auch Menschen aus unseren Tagen und eben, unmittelbar vor mir stehend, meinen Freund.

Fast im selben Augenblick gewahrte ich tiefer im Raum jemand ganz anderen. Eine verborgene Tapetentür zog ein wie von innen her würdiger Mann hinter sich zu und schritt über jene kleinen, mir von Anfang nicht geheuer gewesenen Stufen linker Hand ruhig unter die Wartenden. Es war unverkennbar Stifter nach der Manier eines Bürgergenerals. Indem er an dem wie zu seinem Empfange gleichsam angetretenen Publikum entlang ging, schob er seinen linken Daumen unter das Kinn und hob es vor jedem einzelnen leicht an, so daß ein zweiter Mund, von der Halswunde her, an der er einmal gestorben war, sichtbar wurde. Das war sein Gruß.

Und ich sagte zu meinem Freunde: „Willst du mir glauben, keiner der Versammelten, und auch du nicht, konnte es ihm nachmachen.“

Wenige Stunden später war Josaphat unterwegs nach Athen, um kurz darauf nach Berlin zurückzukehren. Diesen Tagtraum, wenn man ihn so nennen will, hatte er im Flugzeug zwischen Wien und Prag wieder vor sich. Er sah Stifter abermals die beiläufige Front abschreiten und, ehe er noch an seinem Freund mit seinen toten Augen vorbeiblickte, knöpfte er seine Hose auf und sein Gedärm stürzte auf den Boden hinab. Doch Adalbert Stifter kümmerte es nicht weiter. Er entschwand durch ihn hindurch.

Marianne Worliček Ich bin vor dem Jahre Null geboren

Eigentlich hatte es sich am Abend, als ihnen nach langem Suchen das Zimmer mit dem lila Himmelbett zugeteilt worden war, vorgenommen, sich auch am Morgen schlafend zu stellen und einfach nicht mehr aus diesem Himmelbett aufzustehen. Aber jetzt sitzen sie schon wieder im dunklen Waggon.

Sie reisen weiter, weg aus der „Russenzonen“, das 5jährige Mädchen, seine Mutter und seine Großmutter, durch Desinfizierungen, gefrorene Scheißberge im Übergangslager Moschendorf und die Wärme und den Gestank von vielen Menschen, die mehrere Tage in einem plombierten Waggon ohne Klo zusammengepresst sind. Das Mädchen hat gelernt, meistens, wenn es Hunger bekommt, einzuschlafen und zu träumen, manchmal sogar von Torte.

Sie alle drei sind gestärkt durch Sehnsuchtsbilder von Vater und der amerikanischen Zone, bis zu denen sie durchhalten müssen. Der amerikanischen Zone, die ein kleines Dorf in Niederbayern ist.

Schneeweiß ist sie und weit, und kein Haus ist zerbombt, der Dorfweiher kein getarnter Bombenrichter, die Zäune sind alt und hölzern, und nicht aus Panzerfäusten, in den Gräben liegen keine Stahlhelme, und im Wald ist Moos für eine Weihnachtskrippe. Und wenn da ein Erhängter an einem Baum wäre, da würde Vater sie bei der Hand nehmen und mit ihr weggehen, in das Schulhaus, das einen Ofen hat, ein Klo und keine einzige Zimmerdecke, durch

die man den Himmel sieht. Und sie würden da solange mit der Dauerzuzugsge-nehmigung bleiben, bis im Wald nur mehr Pilze wären, wie früher in der Sommerfrische. Überhaupt würden sie jetzt immer in diesem Dorf bleiben, weil ja der Krieg zu Ende ist.

Sie sind im Frieden in der amerikanischen Zone. Die Militärregierung – ein zarter Mann in Uniform, der das Mädchen an den Russen erinnert, der sie einmal besucht hatte – hebt den Telefonhörer ab und befiehlt: „Ein Lastauto für drei Menschen, die nicht mehr gehen können,“ und er kann wahrscheinlich gar nicht schießen, und ein anderer „Feind“ fährt mit dem Amischlitten ins Dorf zu Petronilla Holzapfel, die er weder zerbombt, noch erschießt, noch vergewaltigt, sondern mit der er „Unkeuschheit“ treibt, was ihr auch Spaß macht.

Niemand im Dorf hat etwas gegen den unkeuschen Frieden – nicht einmal meine Großmutter, denn alle haben die Nase voll vom Krieg, den der Thurner als Glasauge, der Meier als einen Eisenhaken statt einer Hand, Vater als Schreie in der Nacht und der Lermer als ein Foto, auf dem 5 nackte Männer mit Militärmützen sind, herumtragen.

Niemand, bis auf den Herrn Expositus, den Pfarrer des Dorfes, ein Kopfverletzter aus dem Ersten Weltkrieg, der zusammen mit seiner Köchin das Dorf zu beherrschen versucht. Ihm stehen die Straf- und Würgeengel bei, und er hat hinter sich den allmächtigen und allgegenwärtigen Gottvater. Alles, was er von diesem behauptet, belegt er „schwarz auf weiß“ mit dem Katechismus, der biblischen Geschichte und dem Beichtspiegel.

Gottvater ist nicht an einem bestimmten Ort, wie das die Gestapo war, und er braucht keine Menschen, die ihm etwas anzeigen, sondern er ist überall, sogar in unseren Gedanken, weswegen man entweder nicht denken darf, was er nicht will, oder in ständiger Sünde und Angst vor Strafe leben muß.

Gottvater weiß, was wir im Schulhof treiben, und er schaut sogar in unser Schlafzimmer, und der Herr Expositus ist von ihm davon informiert. Großmutter sagt, er schaue durch seinen Briefschlitz und mit dem Feldstecher aus der Sakristei ins Schlafzimmer, aber Großmutter ist eine Sünderin. Großmutter macht uns wieder Schwierigkeiten, so wie sie das auch schon im 3. Reich getan hat, weswegen sie jetzt als Antifaschist gilt, was jetzt etwas Gutes ist, während Vater und Mutter als Mitläufer bei der Entnazifizierung 40 Mark Bußgeld zahlen müssen. (Ich bin *nichts* und werde nicht zur Entnazifizierung zugelassen, obwohl ich öfter *die Fahne hoch* singend neben den Stiefelfahnenmännern gelaufen war und den deutschenn Gruß und auch das Lied von der Freiheit und den Scherben für mein Alter ganz erstaunlich gut gekonnt hatte.) Großmutter geht nicht in die Kirche und schon gar nicht zum Beichten und bringt mich und Vater oft durch Fragen, die ich auf ihr Veranlassen dem Herrn Expositus stelle, in Schwierigkeiten.

In den Frieden, weit weg von Pommerland, in unserem kugelrunden Dorf in Niederbayern, wo Maikäfer nur so einfach in den Bäumen sitzen, oder unkeusch zusammenkleben, was bei Maikäfern nicht unkeusch ist, weil die ja keinen Religionsunterricht haben, beginnt sich allmählich eine neue Angst einzuschleichen, die sich zu der Angst vor dem allgegenwärtigen und allmächtigen Gottvater hinzutut und plötzlich ein Gespräch ganz woanders hinzieht, als

es hätte eigentlich gehen wollen, die Angst vor einem neuen Krieg.

Angefangen hat damit der kriegsblinde Herr Arira, der gar nicht blind war, wie sich nachher herausstellte, sondern ein behördlich gesuchter Heiratsschwindler.

Dieser kriegsblinde Heiratsschwindler, der sich immer von Fräulein Dax führen läßt, hat mit seiner leicht schütterten sächsischen Stimme mitten zwischen ein Weihnachtslied auf der Zither hinein begonnen, vom Mühl Hiasel zu sprechen. „Wenn die Frauen wie die Männer sein würden“, hatte der Mühl Hiasel, ein Weissager vor hundert Jahren gesagt, „wenn die Frauen wie die Männer sein wollten“, wiederholt Herr Arira und schaut kriegsblind zu Fräulein Hambach und ihrer Freundin hin, die beide Hosen und Herrenschnitt tragen, „wenn die Frauen wie Männer sein wollten, würde der größte Krieg aller Zeiten beginnen.“ Ich überprüfte alle Frauen, die ich kannte, ob das wohl schon zutraf, aber die meisten wollten doch noch Frauen sein. Auch ich wünschte mir nur manchmal, kein Mädchen zu sein, um zum Beispiel ministrieren zu dürfen oder so pinkeln zu können, wie die Burschen. Hosen trug ich zwar oft, aber meine langen Zöpfe garantierten mir die Ferne des Krieges.

Auch das, was Herr Arira von Mühl Hiasel über den Beginn des Krieges noch wußte, daß da nämlich Nahrung im Überfluß vorhanden sein werde, die aber alle vergiftet sei, traf noch nicht zu, denn wir aßen hauptsächlich Kartoffeln, selten Käse, noch seltener Fleisch.

Was aber aus der Weissagung zu stimmen schien, weil alle es wiederholten, sogar der Herr Expositus in der Predigt, waren die Rotkappen oder die Roten, die hinter den Hügeln des Bayrischen Waldes lauerten und nur auf den nächsten Krieg warteten. Manche sprachen auch vom Ivan oder dem Russen, ein Monster, den sie manchmal auch nur „den Feind im Osten“ nannten, der ihr Anführer war. Von ihm sprachen die Bauern im Wirtshaus und Flüchtlinge bei ihren Treffen, und sie sagten, sie hätten ihn zusammen mit den Amis schon früher fertig gemacht, wenn nur die Amis sich eher mit ihnen verbündet hätten. Von ihm sprechen auch die Frauen, und ich merke, daß alle heimlich dabei Unkeusches spüren. Der Ivan, das ist so etwas, wie der Mann mit vier Haxen, den wir immer wieder in den Scheunen hören, der uns dazu bringt, uns ganz eng aneinander zu setzen, der uns mit Grusel überzieht, beinahe so eine Gänsehaut macht, wie wenn wir uns die Hosen ausziehen und uns gegenseitig einkremen. Ivan, die Rotkappen und der Mann mit vier Haxen, das ist die erlaubte Lust. Unsere Spiele dagegen sind verboten, sind Sünde gegen das sechste Gebot des Gottvaters. Unsere unkeusche Lust bringt uns Angst, tut sich zu Angst vor dem unbekannten Ivan und vor dem, was mir und den Männern vom Dorf bekannt ist, dem Krieg.

Neuer Krieg, das heißt Atombomben. Der Mühl Hiasel wußte das auch, er nannte sie „feurige Kugeln“, die vom Himmel stürzen würden.

Ich kannte die Atombombe von einem Zeitungsbild, meinem ersten, an das ich mich erinnere. Ein Bild, auf dem im Hintergrund die Atombombe war, die man aber gar nicht sehen, nur denken konnte, und im Vordergrund ein Kind mit einem Körper, der mit lauter Flecken überzogen war.

Das Kind sah beinahe so aus wie der Erhängte mit Stahlhelm im Wald, nur, daß es offensichtlich noch lebte.

Mitten im Sonntagslindeskaffee sprechen sie auf einmal von den feurigen Kugeln, und mir fällt die Tasse ungeschickt aus der Hand.

Und mitten in meine unkeuschen Sehnsuchtsträume steigen Flugzeuge auf, nähern sich bedrohlich, zerfallen wir in Bröckeltod und weißes Nichts. „Was man in den Rauh Nächten träumt, geht in Erfüllung“, sagen die Bauern. Meine Eltern sagen es nicht, aber sie erzählen sich jeden Morgen in der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig ihre Träume.

Da passiert mir ein Traum – oder hat ihn mir Gott wie dem Joseph geschickt? – In der dritten Nacht, die für den dritten Monat steht, fällt in meinem Traum die Atombombe. Ich versuche zuerst, den Traum zu vergessen, werde aber durch eine Bemerkung eines Schiebers, der gute Kontakte zu den Amis hat, erneut beunruhigt, als er davon spricht, bald, noch bevor der Ivan kommt, nach Argentinien auszuwandern.

Bei einem erneuten Besuch ist er braungebrannt, weil er zum letzten Mal am Arber war, „denn am nächsten Sonntag haben ihn ja sowieso die Roten.“

Zufällig stimmt sein Kriegsbeginn mit dem meines Traumes überein. Die Eltern lachen über den Schieber und sein Kriegsgerede, aber sie kaufen bei ihm Amidecken, aus denen Mutter eiligst Mäntel näht – „für den Fall, daß wir wieder in den Keller müssen, und weil wir ja sowieso warme Mäntel brauchen.“ Und sie kaufen einen Sack Gieß und einen Sack Mehl.

Ich versuche etwas gegen den Krieg zu machen, habe von weißen Kleidern, die vor Strahlen schützen, gehört, weswegen auch eine weißgekleidete Klosterfrau in Hiroshima überlebt hatte. Aber ich weiß nicht, wie ich meine Eltern und die Großmutter überzeugen kann, sich unsere weißen Betttücher umzuhängen. Vater meint, ich wolle absichtlich die von Mutter mit großer Mühe in der kalten Waschküche gewaschenen und mit der Hand gebügelten Tücher beschmutzen, die mir zufällig zu Boden fielen, als ich sie mit dem Puppenwagen in die Küche schaffen wollte – am vorletzten Tag vor dem Krieg.

Und weil ich es nochmals versuche, bekomme ich eine schnelle Ohrfeige. Da werfe ich die Tücher absichtlich auf den Boden und absichtlich trete ich darauf, und absichtlich werfe ich mit Steinen, treffe unabsichtlich ein Fenster und schreie, daß ja sowieso alles morgen kaputt würde. Dann steige ich aus dem vergitterten Fenster im ersten Stock, weg von ihnen allen. Ich stehe lange an der Fahnenstange. Als sie kommen, erhebe ich die Hand zum deutschen Gruß und singe das Lied von den Scherben und alle Nazilieder, die ich noch weiß, denn ich will sie damit strafen.

Sie haben weder den deutschen Gruß wiedererkannt, noch die Lieder, und meine Verzweiflung haben sie nicht verstanden.

Als ich kein Fieber mehr habe, ist es bereits eine Woche nach dem angenommenen Kriegsbeginn.

Der Schieber hat den Krieg nur erfunden, um die Amidecken zu verkaufen und um, während er über den Krieg und den Ivan im Wirtshaus sprach, an den glänzenden Nähten des Kleides von Fräulein Müller mit seinen dicken Fingern hinaufzurutschen und sie beschützend an sich zu ziehen.

Oder hat vielleicht die Mutter Gottes ein Wunder gemacht? Hat sie meine Motivzeichnung angenommen? Hat das viele Weihwasser, das ich getrunken habe, geholfen? Ist es ein Zeichen, daß ich als Heilige akzeptiert bin? Haben sie

meine Bußübungen im Himmel bemerkt und meine mit Kletten blutig geriebenen Handrücken – beinahe wie die der Konnersreuther Resl – als Opfer angenommen?

Hat die Heilige Maria den Gottvater diesmal überredet, den Menschen keine Freiheit – wie im Paradies und im letzten Krieg – zu lassen, sondern einfach den Krieg zu verbieten?

In den Rauh Nächten der beiden folgenden Jahre träumte ich nichts. Überhaupt vergaß ich sofort, was ich träumte. Und ich vergaß auch den Krieg. Und ich vergaß Hausaufgaben und wie man Wörter schreibt.

Im Sommer 1950 ereignete sich in unserem Dorf etwas, was nicht viele Male passiert. Eine Ehre widerfuhr unserem Dorf.

Herren des Bayrischen Rundfunks, die „all right“ und „Okay“ beinahe wie der Ami von Petronilla sagen, nehmen das Läuten unserer Kirchenglocken auf. Der Schoßerl hustet kurz, damit wir dann einen Beweis hätten, daß das wirklich unsere Glocken seien.

Im September 1950 wurde dann das Mittagsläuten des Bayrischen Rundfunks aus „einem Dorf, eine knappe Wegstunde von Straubing entfernt“, wie der Sprecher mit der tiefen bayrischen Stimme sagte, übertragen.

Meine Eltern hatten ein altes Radiogerät von einem Bauern geborgt. als das Gerät warm wird, laufen ganz viele Kakerlaken heraus.

Dann kam unser Läuten. Schoßerls Husten ist dabei und man kann sogar Thurmers Hahn krähen hören. Der Rundfunk brachte, was stimmte.

Anschließend wollten die Eltern noch die Nachrichten hören. Für mich sind das die ersten Nachrichten seit zu Hause (so nannten wir das Haus des Herrn Hruška, aus dem wir ausgewiesen worden waren).

Krieg ist wieder. die Namen der Städte klingen fremd, wie früher Minsk und Smolensk, wohin Vater immer in den Krieg verreist war. Krieg in Korea. Wo ist Korea? Würden sie jetzt Vater wieder holen? Gleich würde aber Vater jetzt sagen: „Mich kriegen sie da nicht mehr, denn ich bin gegen den Krieg.“ Und bestimmt würde auch gleich der Herr Lustig, der Schreiner, der in Dachau im „Kazet“ gewesen war, kommen und wieder sagen, daß da die Arbeiter der ganzen Welt nicht mehr dazu zu kriegen wären. Vater war zwar kein Arbeiter, sondern Lehrer, aber er war Christ. Und kein Christ wollte den Krieg. Niemand kam.

„80 Kakerlaken“ wiederholte Mutter immer wieder, „80 Kakerlaken, solche schmutzigen Leute.“ Vater holte einen Schraubenzieher und schraubte die Rückseite des Radios auf, um es auch noch von innen zu reinigen.

In unserem Dorf war jetzt ein Kolonialwarenladen. Ich kaufte mir mehrmals am Tag eine Semmel und einen Zehnerlkäs. Für Schokoladenrippchen bekam ich auch Geld von meinen Eltern. Ich wurde immer dicker.

Auch meinen Eltern paßten die alten Kleider nicht mehr. In Straubing gab es ein Modegeschäft mit Anzügen, die alle Bäuche eingearbeitet hatten. „Soviel zu essen hatten wir schon lange nicht mehr. Bitte greift zu, ach redet doch nicht über die alten Sachen. Greift bitte zu!“ In der Zeitung wird Reklame für Beruhigungsmittel und Abführschokolade gemacht.

Achtzig Jahre Antikriegsverbrecher

Kein Grund zum Feiern war der Titel einer ZDF-Matinee zum 80. Geburtstag des deutschen Kabarets am 18. Januar 1981, ausgestrahlt von 10.30 bis 12.00 Uhr. Das Buch dazu schrieben Helmut Ruge und Reinhardt Hippen. Wir drucken hier daraus einige Texte ab, denn die Kabarettisten von gestern und heute zeichnen sich im wesentlichen dadurch aus, daß sie schwere „Antikriegsverbrecher“ waren und sind. Sie halten den Frieden für die Mutter des Lebens, was sie schon immer in einen ganz natürlichen Gegensatz zu jenen brachte, die den Krieg für den Vater aller Dinge halten. Texte gegen das Säbelrasseln von Erich Mühsam, Wolfgang Borchert, Hanns Dieter Hüsch, Dieter Hildebrandt und Helmut Ruge, die laut Buch im Rahmen einer Verhandlung vor Gericht vorgetragen werden.

Dieter Hildebrandt Selbstschutz-Übung

In der letzten Stunde unserer Aufklärungsreihe: „Überleben Leicht Gemacht“ haben wir, meine Damen und Herren, gelernt, daß die modernen Kriegswaffen in technischer Hinsicht einen enormen Höchststand erreicht haben, die Mittel aber, die einem Zivilisten zur Verfügung stehen, um diese zu überleben, im wesentlichen gleich geblieben sind.

Worin besteht nun unsere Chance?

Nun, meine Damen und Herren, eine Bombe kann nur auf einen ganz bestimmten Punkt fallen. Wem es gelingt, zum Zeitpunkt des Abwurfs nicht an diesem Punkte zu verweilen, hat schon die erste Voraussetzung zu einem gütlichen Ausgang geschaffen.

Die im Umkreis von ca. 100 Kilometern einsetzende Strahlung behandeln wir später.

Nun aber kommen wir zu einem weitaus interessanteren Thema, zu der strategischen Lenkflugwaffe, der Rakete.

Ich darf Sie darauf aufmerksam machen, daß wir ab nächster Woche im 3. Programm um 10 Uhr morgens einen Raketenerkennungsdienst ausstrahlen werden, der Sie darüber informieren wird, was Ihnen gegebenenfalls ins Haus steht.

Wir haben es im wesentlichen mit zehn bis zwölf verschiedenen Raketentypen zu tun. Es handelt sich dabei selbstverständlich um eine Dunkelziffer. Alle Zahlen, die sich im militärischen Bereich bewegen, sind Dunkelziffern.

Dieses aber wissen wir: Es handelt sich dabei um unbemannte Verteidigungswaffen, die auch als Angriffswaffen verwendet werden können. Das ist eine Frage der Auslegung.

Wir notieren also: Long-Distance-Raketen, die inzwischen mit bewunderswerter Zielsicherheit jedes zu treffende Ziel zu treffen in der Lage sind.

Das, meine Damen und Herren, erfüllt uns nun wieder mit zusätzlicher Überlebenshoffnung, da es sich ja nicht, wie in früheren Kriegen um Spreng-

körper zu handeln scheint, die in flächendeckender Weise wahllos Zerstörung beabsichtigen, sondern vielmehr um gezielt eingesetzte Flugkörper, die ganz bestimmte – dem Feind bekannte! – Personen oder Sachen aufsuchen, ja – sogar solange um das Haus kreisen, bis der Gemeinte in es hineingegangen ist. Auch wissen wir, daß diese fliegenden Atomköpfe so programmiert zu sein scheinen, daß eine zusätzliche Sachbeschädigung tunlichst vermieden wird. Das heißt? Na? (*Holt vom Tisch der Verteidigung Sandeimer und Feuerpatsche.*)

Diese programmierte Rakete wird erst in das Haus hineinfliegen, wenn ihr durch Zufall jemand die Tür öffnet! Daraus ist zu folgern: Haben Sie aufgrund Ihres abgeleisteten Raketenerkennungsdienstes eine dieser Raketen ausgemacht, schließen sie unverzüglich die Haustür!

Daran sehen wir, daß der Zivilist mehr als eine Möglichkeit hat, auch einen hochtechnisierten Konflikt zu überstehen.

Noch im letzten Krieg, meine Damen und Herren, zerstörten übermächtige feindliche Bomberverbände unsere Städte und was hatten Millionen unschuldiger Zivilisten in der Hand, sich dagegen zu wehren? Eine Feuerpatsche. Einen Eimer Sand und auf dem Kopf einen Helm.

Heute haben wir all dieses zusätzlich! Was sagen uns nun diese Geräte? Der Schutzhelm hat keinerlei Schutzfunktion, sondern hat Ihrem inneren Sicherheitsempfinden zu dienen.

Der mit Sand gefüllte Eimer ist absolut sinnlos, denn es werden keine Brandbomben mehr geworfen, aaber? Sie können bei auftretenden Angstzuständen den Kopf mit dem Schutzhelm in diesen Sand hineinstecken.

Die Feuerpatsche dient lediglich dazu, Ihre Familienmitglieder zum Schweigen zu bringen, sollten diese in Panik geraten.

Sollte Ihnen das zu wenig an Sicherheit bieten, meine Damen und Herren, dann denken Sie an zwei Dinge. Erstens an die Jodtabletten, die Sie immer im Haus haben sollten und zweitens daran, daß es Milliarden kosten würde, wenn man so vielen Millionen Zivilisten die Voraussetzung zur Vermeidung ihres Ablebens schaffen müßte. Milliarden, die bitte fehlen würden beim Aufbau einer modernen, einsatzbereiten Armee.

Eines kann man mit Sicherheit voraussagen: Die technisch hochwertigen Armeen in Ost und West haben Zukunft!

Sie werden die einzigen sein, die nach einem Super-Kill aller Zivilpersonen auf dieser Welt am Leben bleiben. Uns Zivilisten macht das stolz. Wissen wir doch, daß dieses Mal kein Soldat sein Leben für uns einsetzen muß, daß wir selbst das unsere eingesetzt bekommen.

Das nächste öffentliche Gelöbnis für Zivilpersonen findet am 1. April statt. Vergessen Sie ihren Helm nicht.

Hanns Dieter Hüsch Lied vom sogenannten Frieden

Frieden hienieden
Soll immer von oben kommen
Kommt aber nicht von oben
Soviel wir auch den MEISTER loben

Frieden hienieden
Soll stets um unsre Seelen kreisen
Kreist aber nicht um unsre Seelen
Sooft es uns die Herren auch empfehlen

Und zwar daß wir
Vor unsrer eignen Tür
Den berühmten Besen schwingen
Dann wird schon der Friede in uns dringen
So zu uns leis
Wie jeder weiß
Wird dann der bekannte Engel durch die Stube fliegen
Und in uns den inn'ren Schweinehund besiegen

Ja Frieden hienieden
Soll tief in unsrem Innern wohnen
Wohnt aber nicht in unsrem Innern
Sooft uns die Apostel auch erinnern

Und zwar daß wir
Weil der Mensch kein Tier
Erstmal in der kleinsten Zelle
Beispielsweise der Familienhölle
Uns die Hände reichen
Dann wird schon der Satan aus dem Schornstein schleichen
Und zu uns leis
Wie jeder weiß
Wird dann eine unsichtbare Orgel plötzlich spielen
Und jeder wird den Frieden deutlich in der Magengrube fühlen

Ja Frieden hienieden
Soll ganz von alleine kommen
Kommt aber niemals von alleine
Denn er hat zu kurze Beine

Also müssen wir uns Beine machen
Und den Herrn die sich ins Fäustchen lachen
In den orthodoxen Hintern treten
Wenn sie grade für den Frieden beten

Denn sie haben da so ein System
Das ist ihnen äußerst angenehm
Daß man ab und zu die Menschheit dezimiert
Damit man von dem Rest dann wieder profitiert

Und dann darf wieder Frieden hienieden
Unser Herz zu Freudentränen rühren
Und das Volk kann seine Krüppel pflegen
Bis die Herrn sich's wieder anders überlegen

Darum hütet euch vor diesem Frieden
Hütet euch vor diesen Hunden
Die sich Mörder mieten
Daß die Dutschkes Kings und Kennedys verbluten
Die den Frieden nur für sich und ihresgleichen
Daß die Armen ärmer und die Reichen reicher werden
Nur für sich erfunden

Doch Frieden hienieden
Soll endlich unser Frieden werden
Soll endlich mal von unten kommen
Mag das auch den hohen Herrn nicht frommen

Denn wir sind aus Fleisch und Blut und nicht aus Lehm
Ja aus Fleisch und Blut und nicht aus Lehm
Aus Fleisch und Blut und nicht aus Lehm

Drum verändert das System
Drum verändert das System
Drum verändert das System
Drum verändert das System

Hanns Dieter Hüsch (Zeuge III, zitiert): *Das Große Morden*

„In diesem Zeitalter raffiniertester technischer Zivilisation gibt es für den Erfindergeist immer noch keine höheren Aufgaben als die Vervollkommenung der kriegerischen Mordinstrumente. So sieht unsere Kultur heute aus: Hunderttausende junger Männer werden aus der Beschäftigung gerissen, in komisch-bunte Gleichtracht gekleidet, mit blanken Knöpfen, goldbeschlagenen metallenen Kopfbedeckungen und nummerierten Achselbeschlagen.“

Ankläger (Zwischenruf): Einspruch!! – Sind doch heute ganz andere Uniformen!

Verteidiger: Wir brauchen den Gesamtzusammenhang. . .

Hüsch (etwas irritiert, liest dann weiter): „An der Seite hängt ihnen ein langes Messer, scharf geschliffen, zum Stechen so geeignet wie zum Hauen. Über der Schulter tragen sie ein Schießgewehr, aus dessen Lauf sie oftmals hintereinander Geschosse jagen können, geeignet, auf große Entfernungen Menschen zu durchbohren, mit einer Durchschlagkraft, daß gleich zwei hintereinander

davon getötet werden können. Der Griff der Waffen ist schwer und wuchtig. Er dient zum Zertrümmern von Menschenschädeln. Vor den Nabel ist diesen Leuten ein Täschchen gebunden, das noch viele Geschosse enthält, für den Fall, daß die im Gewehrlauf ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Ihre Tätigkeit besteht im jahrelangen Einüben in die Benutzung der bezeichneten Gegenstände für den Bedarfsfall. In den Höfen der Häuser, in denen sie zu hunderten zusammen wohnen müssen, stehen aus Holz gefertigte, menschenähnliche Soldatenpuppen. Die Phantasie der Kriegseleven wird dazu geschult, in diesen Puppen lebendige Ebenbilder Gottes zu erblicken, und dann müssen sie darauf schießen. Außerdem werden sie erzogen, anderen Leuten, zu denen sie im gewöhnlichen Leben keine Beziehungen haben, blinden Gehorsam zu leisten. Um sie daran zu gewöhnen, werden ihnen Aufgaben gestellt, denen ein erkennbarer, praktischer Zweck überhaupt nicht innewohnt. Zum Beispiel müssen sie oft, wenn sie in Gruppen angeordnet zum Gehen aufgefordert werden, alle gleichzeitig das Knie bis vor den Bauch hochheben, alsdann die Zehenspitze weit vorwärts schleudern und den Fuß mit lautem Klappen auf den Boden schlagen, und so immer abwechselnd mit dem linken und dem rechten Bein verfahren. Den Vorgesetzten müssen sie besondere Ehren erweisen; wozu ihnen je nach der Situation das Gewehr, die Kopfbedeckung oder die Hosennaht behilflich ist. Aber ihr Gruß gilt nicht der Person des Vorgesetzten, sondern dessen Kleidern, die mit noch mehr Goldblech verziert sind als die eigenen.

Aber unter den Lesern und Hörern dieser Zeilen sind genug, die sagen, daß die Natur Seuchen über die Menschheit schicke, die mehr Opfer fordern, als die blutigsten Kriege, und daß Kriege ebenso weise Maßnahmen der Natur seien wie Krankheiten, bestimmt, die von Blut und Kraft übermäßig strotzenden Völker wohlütig zur Ader zu lassen. Wie kommen denn diese Logiker dazu, jeden Fortschritt der Wissenschaft zu bejubeln, der die Bezwingung einer Epidemie bewirkt? Wer den Krieg mit solchen Argumenten verteidigt, hat kein Recht, die Zurückdrängung von Pest und Choleraeuchen, die Erfindung von Serum und Salvarsan als Siege der Menschheit zu feiern.

Entweder wollen wir die schicksalsgewollten Auskehrungen unter den Menschen willig tragen, dann ist der Kampf gegen die Bakterien eine Heuchelei, oder wir wollen uns gegen verheerendes Unglück schützen, dann müssen wir den Krieg verhüten, wie jede andere Pest.

Im übrigen: Seit der Kapitalismus die Erde beherrscht, ist noch fast jeder Krieg vom Reichen gegen den Armen geführt worden.“

Ankläger: Einspruch gegen diese demagogische Sprache eines verstaubten Klassenkampfes. Zum anderen möchte ich hier einmal ganz klar feststellen: Ich will auch keinen Krieg. Wir müssen nur gerüstet sein. Außerdem ist der Wehrdienst immer noch besser, als daß die Jugend auf der Straße herumlungert.

Verteidiger: Herr Kollege darf ich weiterverfahren in meiner Zeugenvernahme. Bitte Zeuge Ruge zur Erhärtung meiner These.

Ruge (Zeuge I): (begleitet von der Biermösl-Blas'n)

Erich Mühsam Kriegslied

Sengen, brennen, schießen, stechen,
Schädel spalten, Rippen brechen,
Spionieren, requirieren,
Patrouillieren, exerzieren,
Fluchen, bluten, hungern, frieren...
So lebt der edle Kriegerstand,
Die Flinte in der rechten Hand –
Das Messer in der linken Hand –
Mit Gott, mit Gott, mit Gott,
Mit Gott, für König und Vaterland.

Aus dem Bett von Lehm und Jauche
Zur Attacke auf dem Bauche!
Trommelfeuer – Handgranaten –
Wunden – Leichen – Heldentaten –
Bravo, tapfere Soldaten!
So lebt der edle Kriegerstand
Das Eisenkreuz am Preußenband,
Die Tapferkeit am Bayernband,
Mit Gott, mit Gott, mit Gott,
Mit Gott für König und Vaterland.

Still gestanden! Hoch die Beine!
Augen gradeaus, ihr Schweine!
Visitiert und schlecht befunden.
Keinen Urlaub. Angebunden.
Strafdienste extra sieben Stunden.
So lebt der edle Kriegerstand.
Jawohl, Herr Oberleutnant!
Mit Gott, mit Gott, mit Gott
Mit Gott für König und Vaterland.

Vorwärts mit Tabak und Kümmel!
Bajonette, Schlachtgetümmel.
Vorwärts! Sterben oder Siegen!
Deutscher kennt kein Unterliegen.
Knochen splintern, Fetzen fliegen.
So lebt der edle Kriegerstand.
Der Schweiß tropft in den Straßenrand,
Mit Gott, mit Gott, mit Gott,
Mit Gott für König und Vaterland.

Angeschossen – hochgeschmissen, –
Bauch und Därme aufgerissen.

Rote Häuser – blauer Äther –
Teufel! Alle heiligen Väter! ...
Mutter! Mutter! Sanitäter!
So stirbt der edle Kriegerstand,
Im Stiefel, Maul und Ohren Sand
Und auf das Grab drei Schippen Sand –
Mit Gott, mit Gott, mit Gott,
Mit Gott für König und Vaterland.

Archivar: Erich Mühsam, 1916 während des I. Weltkrieges.

Sachverständiger (parodiert Strauß):

„Ein alter Trottel, der die Tränen nicht halten kann, wenn er an Hiroshima denkt.“

Franz Josef Strauß über Nobelpreisträger Otto Hahn, der in den fünfziger Jahren gegen eine Atomrüstung der Bundeswehr protestierte.

Ankläger: Einspruch! Sie überspringen hier Jahrzehnte!

Verteidiger: Zeitsprünge sind jederzeit zugelassen, wenn sie der Erhellung eines Tatbestandshintergrunds dienen. Und ein erschreckender Tatbestand ist doch, daß Deutschland heute wieder zu den größten Waffenlieferanten der Welt zählt. Oder glauben Sie, daß zum Beispiel unsere Panzerlieferungen nach Argentinien der Entspannung zu Gute kommen?

Sachverständiger (mit der Stimme eines Managers): „Ihre Frage zielt auf ein grundsätzliches Problem, nämlich welche Wirkung haben wehrtechnische Exporte generell. Aus jüngsten wissenschaftlichen Untersuchungen und auch aus der politischen Erfahrung wissen wir, daß Rüstungsexporte keineswegs automatisch zu einem Aufheizen von Spannungen und zu einer Intensivierung von Konflikten führen müssen. Vielmehr daß wehrtechnische Exporte zu einer Stabilisierung von Militär-Potentialen führen und insofern zum Abbau von Spannungen und Konflikten beitragen können.“

Horst Piper, Vorstandsmitglied des Rüstungskonzerns „Rheinmetall“ auf die Frage einer Reporterin: „Führen Waffenexporte zum Krieg oder zwingen sie zum Frieden?“ in der Sendung Kennzeichen D am 10. Juli 1980.

Ankläger: Können wir nicht mal beim Ersten Weltkrieg bleiben? Dieser Mühsam war ja wenig originell. Der sagt ja immer das Gleiche.

Verteidiger: Herr Kollege, wir sind hier nicht bei einer Modenschau, wo man jedes Jahr eine neue Meinung anhat. Viele Kabarettisten sind ihr Leben lang bei einem Standpunkt geblieben. Erich Mühsam zum Beispiel wurde für diesen Standpunkt 1934 von den Nazis ermordet. Vorher mußte er mit Carl von Ossietzky im gleichen KZ schwere Erdarbeiten durchführen. Zu einem Mithäftling sagte er: „Weißt Du, vor dem Sterben habe ich keine Angst, aber dieses langsame Hinmorden, das ist das Grauenhafte.“ Ein Tageslauf.

(Archivar gibt Bericht an Verteidiger.)

Verteidiger (liest): SA-Männer täuschten ihm vor, er werde erschossen. Mühsam mußte im Gefängnishof sein Grab schaufeln. Dann stellten sie ihn an die Wand und richteten die Waffen gegen ihn. Sie forderten ihn auf, das Horst-Wessel-Lied zu singen, und Erich Mühsam sang die Internationale: „Völker hört die Signale“.

Seine Peiniger jagten ihn zurück in die Baracke. Als er an seine Frau schreiben wollte, bog ihm ein KZ-Aufseher die Daumen um und renkte sie aus. Dann sagte er: „So, jetzt schreiben Sie an Ihre Frau!“

Ankläger: Ich bedaure das auch . . .

Archivar: Selbstmord begangen haben: *Paul Nikolaus, Egon Friedell, Kurt Tucholsky* . . .

Verteidiger: Bitte jetzt keine Liste!

Archivar: In den Konzentrationslagern ermordet wurden die Kabarettisten: *Jura Soyfer, Fritz Grünbaum, Kurt Gerron, Paul Morgan* . . .

Helmut Ruge

Die längste Wand auf dieser Welt,
Das ist die Wand, an die man Menschen stellt.
Sie reicht von Plötzensee über Salvador bis nach Bolivien
Die Namen auf den Listen bilden kilometerlange, blut'ge Linien
Siehst Du sie mit verbund'nen Augen vor den Männern mit den Helmen
steh'n?
Sie haben Angst und dürfen nicht mal ihre Mörder seh'n.

Doch ist's nicht hier
Ist es weit fort
Denn das Gefühl
Folgt leider nicht
An jeden Ort,
An dem die Schlächterbanden
Ihre Messer in den Menschen dreh'n.
Fremde Not ist eine Kilometerfrage.

Gedanken eines bolivianischen Gefangenen:
Ich dachte mir,
Wenn ich mal geh'
Von dieser Welt,
Daß eine Hand
Mich nochmal hält,
Die ich so gern gehalten.
Doch jeder stirbt für sich allein.
Die einen stumm, die andern schrei'n,
Wenn sie dich in den Händen haben.

Die längste Wand auf dieser Welt,
Das ist die Wand, an die man Menschen stellt.
Sie reicht von Plötzensee über Salvador bis nach Bolivien
Die Namen auf den Listen bilden kilometerlange, blut'ge Linien
Siehst Du sie mit verbund'nen Augen vor den Männern mit den Helmen
steh'n?

Sie haben Angst und dürfen nicht mal ihre Mörder seh'n.

Ankläger: Tut mir leid. Aber das kommt vielleicht davon – bei aller Furchtbarkeit der Einzelschicksale – wenn man immer nur dagegen ist...

Hanns Dieter Hüsch

Zwei Männer sprachen miteinander
Na, wie ist es?
Ziemlich schief.
Wenn es gut geht viertausend.
Wieviel können Sie mir geben?
Höchstens achthundert.
Also tausend.
Danke.

Die beiden Männer gingen auseinander.
Sie sprachen von Menschen.
Es waren Generäle.
Es war Krieg.

Helmut Ruge Kriegsvoyeure

Gegen 19 Uhr warten wir immer auf den Krieg.
Meistens kommt er an zweiter Stelle von „Heute“
Und an dritter Stelle von der „Tagesschau“.
Der Krieg: Iran / Irak geht für meinen Geschmack
Schon etwas zu lange.
Eine Serie hat dreizehn Folgen.
Und dann sollte man wechseln.
Sonst glaubt man, der Mann am MG sei immer der Gleiche.
Oder mal eine schöne Wiederholung bringen.

Mir tun ja die Leute leid,
Die hinter der Glasscheibe sterben,
Bloß damit wir Fernsehen können.
Je größer der Bildschirm,
Umso größer unser Mitleid.
Wir haben schon viele Kriege beim Abendbrot gesehen.
Wir sehen einfach zu.

Wenn wir wissen, daß regelmäßig ein Krieg kommt,
Dann essen wir schon leichter,
Damit uns der Krieg besser bekommt.

Wenn es manchmal zu laut ist,
Stellen wir den Krieg einfach leiser.
Das ist das Schöne am Fernsehen.
Man kann ihn auch heller und dunkler stellen
Oder ihn einfach abschalten.
Aber wer macht das schon gerne.

Neulich war ich in der Küche
Und habe eine Tönstörung gehört.
Als ich ins Zimmer kam, war es ein Todesschrei.
Das menschliche Leid ist eine Frage
Der Bild- und Tonschärfe geworden.

Gestern stand der Krieg unentschieden.
Mal sehen, wer gewinnt.
Mir sind beide recht.
Ich hab' da keine Ressentiments.

Wenn ein Krieg gezeigt wird,
Meint man manchmal, das Bild ist zu rot.
Und ruft die Störungsstelle an.
Das Bild ist nicht zu rot.
Eine Stadt brennt.

Manchmal bin ich ganz froh,
Daß vor den Schüssen eine Trennscheibe ist.
Die Toten stinken nicht im Zimmer
Und man muß kein Blut vom Teppich waschen.
Das wäre nämlich eine Riesensauerei,
Wenn das alles auf den Teppich tropfen würde,
Was man auf dem Bildschirm sieht.
Dann würde ich mir keine Kriege mehr anschauen.

Kleinere, begrenzte Kriege sind für das Fernsehen besser.
Denn bei'm großen Knall sehen wir bestimmt nichts mehr.
Und bei der Neutronenbombe
Läuft höchstens noch der Apparat.

Overkill – Blues

Wenn der Overkill
Mit dem Überkill
ein Kille-Killing macht.
Weiß der Mann im Mond sofort Bescheid:
Jetzt haben sie sich umgebracht.

Denn dann schweben wir als Feuerball

Noch einmal durch das All
Und er hört von fern ein Bumm-Bumm-Zisch
Dann ist der Mensch vom Tisch.

Tabula rasa
Friede unsrer Asche
Frieden durch Rüstung!
Gleich: Leben durch Tod.

Doch wird die Nachwelt nie erfahren
Wer diesen letzten Krieg gewann
Weil's niemand mehr beweisen kann.

(Gesprochen):

Und da dieses Problem noch immer nicht gelöst werden konnte
Sind wir noch am Leben.

Höchste Zeit für Umdenken in der Politik Generalmajor a. D. Gert Bastian im Gespräch mit Friedrich Hitzer

Hitzer: Ihr Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung* vom 12. Dezember 1980 („Wer hat das größere Waffenpotential?“), dessen sachkundige Argumentation mich überzeugte und veranlaßte, Sie um dieses Gespräch zu bitten, hat offenbar einige Ihrer Kollegen beunruhigt. Zumindest Herrn Generalmajor a. D. Hans-Christian Pilster, der in seiner Entgegnung (SZ vom 2. Januar 1981) meinte: „General Bastian sollte endlich Ruhe geben.“ Werden Sie, Herr General Bastian, nun Ruhe geben?

Bastian: Den Gefallen werde ich ihm nicht tun können. Herr Pilster, den ich persönlich nicht kenne, sondern nur nach seinen nicht sehr überzeugenden Ausführungen in einem Leserbrief beurteilen kann, geht offensichtlich noch von der Annahme einer absolutistischen Machtvollkommenheit aus, in der tatsächlich Ruhe des Bürgers erste Pflicht gewesen ist. Ich bin der Meinung, daß in der Demokratie, in der wir heute zum Glück leben, die erste staatsbürgerliche Pflicht die kritische Wachsamkeit ist, und die beweist sich am besten, wenn man zu Vorgängen, die bedrückend sind oder bedrückend zu sein scheinen, nicht schweigt, sondern auf sie in ihrer Bedenklichkeit hinweist. Das möchte ich auch weiterhin tun.

Hitzer: Das ist nicht einfach, wenn man an das Publikum denkt. Haben Sie da nicht Schwierigkeiten?

Bastian: Doch, die hat man natürlich, wenn man gegen den Strom gängiger Vorstellungen schwimmt; obwohl es auch sehr viel Zustimmung gibt, Unterstützung und Solidarität. Das ist bei der Art und Weise, wie hier im allgemeinen über kontroverse Meinungen der Mantel des Schweigens gebreitet wird, sehr beachtlich und erstaunlich, aber auch erfreulich. Zu diesem Mantel des Schweigens oder der gezielten Fehlinformationen rechne ich auch den Brief von Herrn Pilster. Denn es ist einfach sachlich falsch und unseriöse Spiegel- fechtei, wenn man auf Beispiele, die aus der Gegenwart gegriffen sind, mit Gegenargumenten antwortet, die aus der Vergangenheit der Jahre 73 bis 78 geholt werden. Da passen also Feststellung und Gegenargument einfach nicht zusammen. Das ist eine glatte Täuschung der Leser, die da ganz bewußt versucht wird.

Hitzer: Bei einer Fernsehdiskussion gestern abend – in der Runde des Herrn Mühlfenzel – wurde Verteidigungsminister Hans Apel befragt. Einer der Journalisten nannte Ihren Namen; er faßte zusammen, was Sie in der jüngsten Zeit zur Frage der sogenannten Nachrüstung geäußert haben, und Hans Apel – unter Nennung Ihres Namens – meinte, Sie würden „sachlich falsch“ argumentieren. Er hat das aber nicht begründet.

Bastian: Ich habe die Sendung nicht gesehen, aber von Freunden darüber gehört. Danach wäre Herr Apel sicher gut beraten gewesen, sich eher über den Wahrheitsgehalt seiner eigenen Ausführungen Gedanken zu machen. Zumal er ja auf die von mir gemeldeten Bedenken sachlich niemals eingegangen ist. Seine einzige Antwort bestand in pauschalen Diffamierungen und geradezu

grotesken Unterstellungen. Wie ja überhaupt der Standpunkt der Regierung gegenüber den Kritikern der sogenannten Nachrüstung nie argumentativ vertreten worden und durch stumpfsinniges Wiederholen der gängigen Formeln kaum überzeugender geworden ist. Übrigens befinde ich mich als Gegner der sog. Nachrüstung ja keineswegs allein auf weiter Flur, sondern in der sehr guten Gesellschaft von Politikern, Wissenschaftlern, Friedensforschern und Generalen aus anderen NATO-Ländern, die ja kaum alle falsch informiert oder inkompetent sind.

Hitzer: Kam es bei Ihnen zu dieser Beurteilung der Lage erst seit dem NATO-Beschluß? Sie erwähnten soeben den Zeitpunkt Anfang des vergangenen Jahres. Oder war dies ein letzter Stein der Entwicklung, die Sie als verantwortungsbewußter führender Offizier der Bundeswehr schon früher als beunruhigend empfunden haben? Ist es Ihnen, Herr General Bastian, denkt man an bestimmte Traditionen des deutschen Offizierskorps, das – neben neuen Schwerpunkten des militärischen Selbstverständnisses bei der Bundeswehr – nach wie vor auf das Erbe des Deutschen Reiches eingeschworen ist, schwer gefallen, an die Öffentlichkeit zu treten?

Bastian: Genau genommen bin ich gar nicht von mir aus an die Öffentlichkeit getreten, sondern ich habe meine Bedenken gegen die Nachrüstung meinem obersten Dienstherrn gemeldet, in einem nur für ihn bestimmten Brief. Die Öffentlichkeit des Vorganges ist dann von Minister Apel selber hergestellt worden. Da war dann natürlich nicht zu verhindern, daß die Öffentlichkeit auch nachgefragt hat: was hat denn dieser General Bastian für Bedenken, worin bestehen die? Daß später auch eine Zeitung – die *Frankfurter Rundschau* – diese Bedenken im Wortlaut abgedruckt hat, war eine zwangsläufige Folge. Aber ich hatte die Öffentlichkeit nicht gesucht. Nun zu der anderen Frage: Es ist richtig, daß der Nachrüstungsbeschluß mit allen von mir befürchteten negativen Auswirkungen einen Qualitätssprung ins Schlechte hinein darstellt, der mich zu dieser Initiative, meine Bedenken zu formulieren und dem Minister zu melden, veranlaßt hat. Doch Vorbehalte gegen die Art der sicherheitspolitischen Richtung unter der Bundesregierung mit dem Gespann Schmidt-Genscher an der Spitze haben sich bei mir schon früher eingestellt. Und zwar sehr deutlich bei der Kontroverse um das Wehner-Wort von der defensiv motivierten Rüstung der Sowjetunion, vom Frühjahr 1979. Ich habe dieses Wehner-Wort für notwendig, vernünftig und auch für richtig gehalten. Ich halte es heute noch für richtig und glaube auch nicht, daß irgendeine Entwicklung seit dieser Zeit das Gegenteil beweist, also dieses Wehner-Wort und seine Einschätzung widerlegt. Ich war damals wegen der Art und Weise empört und enttäuscht, wie die Bundesregierung nach dem ersten gequälten Aufschrei der Opposition, der zu erwarten gewesen war und in das Verhaltensmuster der CDU und CSU durchaus paßte, wie die Regierung von Herrn Wehner abgerückt ist und sich eben nicht zu dieser Einschätzung bekannt hat, wie ich es als ihre Pflicht angesehen hätte, und wie es auch zur ursprünglichen Zielsetzung der sozialliberalen Koalition unter Brandt und Scheel meiner Meinung nach gepaßt hätte. Das war für mich eine sehr schwere Enttäuschung, die zu dem Eindruck führte – und das hat mich stutzig gemacht und zu weiterem Nachdenken veranlaßt –, daß die Bundesregierung sich vollkommen

der Linie der Opposition angenähert hat, einen Parallelkurs gefahren hat, der sich eigentlich in nichts mehr von der Bedrohungshysterie unterschied, die die CDU/CSU ja ganz bewußt und gezielt seit langen Jahren im deutschen Volk am Leben zu erhalten bemüht ist.

Hitzer: Es ist wichtig, diesen politischen Zusammenhang zu erwähnen. Es geht aber in der Verbindung von Politik, Technologie und Militärstrategie auch um die Frage, ob bei diesem Beschluß, der unter dem Stichwort Nachrüstung die mit dem Problem nicht Befäßen irreführen kann, ob bei dem ohnehin schon hohen Niveau der Rüstung, insbesondere in Europa, nicht qualitativ etwas Neues hinzukommt. Also was ist das Besondere daran?

Bastian: Dies „Besondere“ war der Kernpunkt meiner Bedenken. Es besteht darin, daß der von beiden Großmächten, den nuklearen Supermächten Sowjetunion und USA, stets akzeptierte und im gegenseitigen Verhalten beachtete Grundsatz – vom Prinzip der gleichen Gefährdung auszugehen – eben nun tatsächlich verletzt wurde. Verletzt insofern, als das SALT II-Abkommen, unabhängig davon, ob es ratifiziert wird oder nicht, ja darauf gerichtet war, einen Gleichstand bei den strategischen nuklearen Waffensystemen festzuschreiben, mit denen die beiden Supermächte sich gegenseitig bedrohen und verletzen konnten; bei Interkontinentalraketen, U-Boot gestützten Raketen und strategischen Bombern. Wenn jetzt die eine Supermacht das Abkommen, das diesen Gleichstand festschreiben sollte, umgeht und sich einen einseitigen Vorteil dadurch verschaffen möchte, daß sie sich ein Waffenarsenal anschafft, mit dem sie die andere Nuklearmacht mit nuklearen Waffensystemen vom Boden der Verbündeten bedrohen kann, die nicht zu den beiderseits festgeschriebenen Waffensystemen gehören, dann wird das Prinzip der gleichen Gefährdung fraglos verletzt. Denn die andere Großmacht hat ja nicht diese Möglichkeit, von einer vorgeschobenen Plattform aus die nukleare Gegenmacht mit Waffensystemen zu bedrohen, die ebenfalls außerhalb der in SALT II vereinbarten Grenzen bereitgestellt werden könnten.

Hitzer: Das betrifft – wie man so sagt – die Dislozierung, das Gelände, von dem aus diese Waffensysteme gefeuert werden können.

Bastian: Das betrifft sowohl die Zahl als auch die Art der Waffen, denn wenn hier ein Gleichgewicht in den Waffensystemen erreicht worden ist, mit denen die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion sich gegenseitig bedrohen konnten, und eine dieser nuklearen Großmächte verschafft sich nun außerhalb dieses Gleichstands ein Ersatzpotential, das über die in SALT II vereinbarten Zahlen hinausgeht, obwohl die andere Großmacht diese Möglichkeit nicht hat, dann wird dieser Gleichstand infrage gestellt und die viel gepriesene Stabilität nicht verbessert sondern verringert.

Hitzer: Ist dann aber nicht der Sinn einer militärischen Verteidigung hinfällig?

Bastian: Der Sinn der Verteidigung ist nicht hinfällig, aber der Sinn von Abkommen, die darauf abzielen, die Bedrohungängste auf beiden Seiten zu verringern, durch einen vereinbarten Gleichstand an Fähigkeiten und damit auch an Gefährdung – der Sinn solcher Abkommen wird natürlich in Frage gestellt.

Hitzer: Ich meine es noch anders. Ich hatte Ihnen die Rede von Lord Mountbatten zugeschickt, die wir im selben Heft abdrucken. Daraus möchte

ich zitieren: „Als ein Mann des Militärs, der ein halbes Jahrhundert aktiven Dienstes hinter sich hat, kann ich in aller Aufrichtigkeit sagen, daß atomares Wettrüsten keinerlei militärischen Zweck hat. Mit Atomwaffen kann man keine Kriege führen. Ihr Vorhandensein vergrößert unsere Gefährdungen aufgrund der durch diese Waffen hervorgebrachten Illusionen.“ Frank Barnaby, der noch amtierende Leiter des Stockholmer Instituts für Friedensforschung, hat mir in einem Gespräch, das ich Ihnen auch zugeschickt habe, gesagt, die Politiker wüßten nicht, was sie in der Rüstung beschließen, ebensowenig wüßten die Spitzen des Militärs, worüber sie verfügten. Die Entscheidungen seien schlechthin irrational. Weiß man denn in diesen Kreisen tatsächlich nicht, was man tut, wenn man mithilfe der Verstärkeranlagen moderner Medien für die Einführung von Waffensystemen spricht, die sich zum Menschen, der entscheidet, wie eine Armee von Zauberlehrlingen verhalten? Oder, wie andere sagen, sich in einem so hohen Ausmaß verselbständigen, daß einem die Kontrolle, selbst wenn man sie will, allmählich aus der Hand gleitet?

Bastian: Ob man's nicht weiß, darüber kann man eigentlich nur spekulieren, das möchte ich nicht tun. Wissen tut man es sicher. Sicher ist, daß einfach nicht gesehen und berücksichtigt wird, daß in der nuklearen Rüstung andere Prinzipien zugrunde gelegt werden müssen, als wir sie von der konventionellen Rüstung her kennen und ganz allgemein zugrundezulegen gewohnt sind – fälschlicherweise. Der Unterschied besteht darin, daß es in der konventionellen Rüstung das klassische Ziel des Rüstenden ist, sich fähig zu machen, einen Krieg, zwar nicht vom Zaun zu brechen, das will ich niemand unterstellen – aber einen Krieg, wenn er tatsächlich unvermeidbar geworden ist dann auch führen und, wenn möglich, gewinnen zu können. Zumindest eine Niederlage abwenden zu können. Das ist das legitime, von jeher gültige Ziel jeder konventionellen Rüstung. In der nuklearen Rüstung ist eine ähnliche Zielsetzung natürlich einfach idiotisch. Denn bei der nuklearen Rüstung kann es nicht darum gehen, mit Nuklearwaffen, die man sich zulegt, Krieg führen oder gewinnen zu wollen. Das verbietet sich als Zielsetzung von vorneherein, denn es muß jedermann klar sein, daß, wenn es zum nuklearen Krieg käme, es weder Sieger noch Besiegte sondern nur Verlierer auf beiden Seiten geben würde, ganz gleich, wieviel mehr die eine oder die andere Seite an nuklearem Zerstörungspotential aufgeboden hätte. Bei der nuklearen Rüstung kann es also im Gegensatz zur konventionellen Rüstung immer nur darum gehen, durch die Verfügung über ein Mindestmaß an nuklearer Drohfähigkeit den Einsatz dieser Waffen überhaupt zu verhindern. Das ist eine ganz andere Zielsetzung als in der konventionellen Rüstung. Dieser Unterschied wird im Rüstungsverhalten jedoch nicht beachtet. Über ihn wird einfach hinweggegangen. Es wird in der nuklearen Rüstung genauso gerüstet, nach dem Prinzip Krieg führen und gewinnen zu können, indem man möglichst viel und möglichst mehr hat als die andere Seite, wie in der konventionellen Rüstung. Und da sehe ich den entscheidenden Fehler – im Denkansatz.

Hitzer: Ist dies nun ein irrationaler Vorgang?

Bastian: Das ist ein irrationaler Vorgang. Von der Ratio müßte es eigentlich jedermann einleuchten, daß es sinnlos ist, über die Fähigkeit, den Gegner mit

dem Tode bedrohen zu können, sich mehr Zerstörungsfähigkeit zuzulegen, weil die Drohung mit der zweiten, dritten, vierten Hinrichtung, wie sie heute möglich ist – wir haben ja die Fähigkeit zur mehrfachen Zerstörung der Gegenseite, sowohl im Osten wie im Westen –, weil die eigentlich nicht mehr abschreckend wirken kann. Die erste Hinrichtung ist es, die Angst verursacht und die abschreckend wirkt, aber die zweite, dritte, vierte Hinrichtung, die mehrfache Zerstörungsfähigkeit – Overkillkapazität – verbessert nicht die Fähigkeit zur Abschreckung sondern sie macht eigentlich nur die Irritation auf der anderen Seite größer, weil die damit verbundenen Absichten undeutlicher werden. Das verstärkt auch die Gefahr, daß sich die so übergroßen Kapazitäten irgendwann mal verselbständigen und einfach außer Kontrolle geraten, und der nukleare Krieg dann eben beginnt, ohne daß es die Großmächte, die über diese Nuklearwaffen verfügen, eigentlich gewollt haben.

Hitzer: Wie beurteilen Sie vor diesem Hintergrund die Direktive 59, die unter Carter verabschiedet worden ist, oder jüngste Äußerungen von Alexander Haig, die besagen, das höchste Ziel sei nicht die Sicherung des Friedens sondern auch die Möglichkeit, einen nuklearen Krieg tatsächlich zu führen? Es gibt ein Buch, in dem zwei Amerikaner so argumentieren: man müsse damit rechnen, daß die Amerikaner 20 Millionen Menschen verlieren, aber man hätte dann den lästigen Gegner – die Sowjetunion und den Kommunismus – vernichtet?

Bastian: Das halte ich für sehr gefährlich, solche Rechenspiele anzustellen, weil sie alle zu dem Trugschluß führen können und ja auch auf dem Boden dieses Trugschlusses angestellt werden, daß ein nuklearer Krieg begrenzt und damit auch führbar und gewinnbar im Sinn traditioneller Kriegsvorstellungen werden könnte. Ich sehe darin eine enorme Gefahr, weil es sicher zur Vernichtung der Welt führen würde, wenn man es auf der Grundlage solcher Vorstellungen einmal darauf ankommen lassen wollte, einen begrenzten nuklearen Krieg zu beginnen. Ich kann nur hoffen, daß keiner jemals so unvernünftig ist, dies tatsächlich zu planen. Die Direktive 59 weist sicher noch nicht in diese Richtung, aber sie kann so mißdeutet werden und das macht sie allein schon bedenklich. Gefährlich ist natürlich auch die ständige Verfeinerung von Nuklearwaffen, wie wir sie schon mit dem am Einspruch der Verbündeten gescheiterten Projekt „Neutronenbombe“ erlebt haben und jetzt wiedererleben mit der auf uns zukommenden neuesten Generation nuklearer Mittelstreckenwaffen – Pershing II und Marschflugkörper. Die Verfügung über so verfeinerte, in der Zerstörungswirkung besser dosierbare und treffsicherere Nuklearwaffen begünstigt eben leider die Vorstellung vom begrenzten und damit führbaren Nuklearkrieg, dessen Kriegsziel mit gerade noch vertretbaren Risiken erreichbar zu sein scheint.

Hitzer: Diese Überlegungen kommen vorwiegend von jenseits des Atlantik, aus dem Pentagon oder aus dem Pentagon nahestehenden Instituten. Im westeuropäischen Bereich sind mir solche Überlegungen in dieser Massierung nicht bekannt. Glauben Sie, daß dieser Vorgang mit dem Irrationalismus und dem jetzt offenkundig werdenden und für uns lebensbedrohlichen Zustand darauf zurückgeht, was General Eisenhower einmal mit dem Militär-Industrie-Komplex bezeichnet hat? Der davor warnte, welche Gefährdungen für die

Sicherheit der USA von daher auftreten könnten – und schließlich in diesem Zusammenhang: wie nimmt sich dagegen das altbekannte, für meine Begriffe falsche Argument aus, Rüstungstechnologie sei die Triebfeder für den technologischen und wissenschaftlichen Fortschritt schlechthin? Dies zeigt doch eine neue Stufe der Absurdität an?

Bastian: Das ist eine andere Formulierung des alten Glaubenssatzes – Krieg ist der Vater aller Dinge –, der sicher früher schon nicht richtig war und heute genauso wenig richtig sein kann und auch nicht richtig sein darf. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob diese Einschätzung der Bedeutung dieses militärisch-industriellen Komplexes, von dem viel geredet wird, so möglich ist. Die Dinge sind da sehr undurchsichtig. Es handelt sich vielleicht mehr um Befürchtungen, Ahnungen und Spekulationen als um konkrete Informationen. Ich persönlich glaube nicht an die Wirksamkeit dieses Komplexes, in der Form, daß nun alles Schlechte allein ihm zur Last zu legen wäre und damit auch Entlastung der Politik von allem Schlechten zwangsläufig würde. Weil man sagt: na ja, die Politiker wollen ja das Beste, aber dieser furchtbare Komplex, der hinter ihnen steht, der läßt das einfach nicht zu. Ich glaube, man sollte den Politikern diese Entlastung gar nicht zuteil werden lassen, sondern sollte nach wie vor in der kritischen Bewertung der Dinge, wie sie sich vor unseren Augen abspielen oder andeuten, immer den Politiker als den Hauptverantwortlichen sehen und auch ihn als den Hauptverantwortlichen attackieren.

Hitzer: Würden Sie da, um noch einmal auf das bereits zitierte Gespräch mit dem Verteidigungsminister Hans Apel zurückzukommen, die jetzige Bundesregierung in die volle Verantwortung einbeziehen? An Herrn Apel wurde die Frage gestellt, ob die USA nicht aggressiver geworden seien und zunehmend eigene, jedenfalls andere als die der Bundesrepublik Deutschland und der westeuropäischen Gemeinschaft, auch der NATO-Partner, Interessen vertreten und ob es deshalb nicht nötig sei, sich auf eine eigene Politik zu besinnen, also auf die Wahrnehmung der eigenen Souveränität? Hans Apel sagte daraufhin, auch künftig werde das nicht sein; es kam so heraus, als sage er, wir machen keine eigene Politik. Meinen Sie das auch in diesem Kontext?

Bastian: Was die eigene Politik betrifft, bin ich natürlich sehr bedrückt, daß wir in einer so unverständlichen Weise, seit langem und auch jetzt immer wieder, darauf verzichten, eigene nationale und noch so berechnete Anliegen im Bündnis zur Geltung zu bringen. Daß es offensichtlich bei unseren Politikern so eine Art Vorstellung gibt, es wäre ein Mangel an Bündnistreue und NATO-Identifikation, wenn wir eigene nationale Interessen auch ins Bündnis einbringen würden, wie es die anderen europäischen Bündnispartner völlig hemmungslos und auch zurecht tun. Das ist ein Defizit, das nur bei der Bundesrepublik Deutschland so in Erscheinung tritt – dem großen Bündnispartner Vereinigte Staaten gegenüber, was ich außerordentlich bedenklich und würdelos finde.

Hitzer: Bei der hohen Verantwortung, die Sie dem Politiker zuschreiben und von ihm auch einfordern, sprechen Sie nun ganz bewußt aus der Position des Soldaten, des außer Dienst befindlichen Generalmajors Bastian. Nun meine Frage: wie verhalten sich da Soldaten und Offiziere der Bundeswehr? Als

Armee sieht die Bundeswehr ihren Auftrag als Auftrag der Verteidigung. Papier ist geduldig, es kommt auf die Menschen an. Diesen Auftrag zu verstehen, setzt voraus, daß man sich auf Traditionen und Werte beruft. Wie sehen diese Werte in der Bundeswehr faktisch aus? Ich sehe Widersprüche, einerseits die sehr starken nationalistischen Tendenzen, die nebenbei dem widersprechen, was die völlige Unterwerfung unter das außenpolitische Primat der USA bedeutet, andererseits das Problem der soldatischen Vorbilder, nach dem Satz – es waren Helden, sie haben sich um das Vaterland verdient gemacht. Wie sieht es mit der Auswirkung des Feindbildes aus? Mit der „sowjetischen Gefahr“, der „sowjetischen Bedrohung“ – das hat doch eine ziemlich ungebrochene geschichtliche Linie? Kommen hier nicht die Soldaten und Offiziere in eine gefährliche Zwickmühle?

Bastian: Sie müßten nicht in eine Zwickmühle kommen, ich glaube auch nicht, daß sie es tun. Zunächst möchte ich mal sagen, daß die Bundeswehr sich ganz sicher als Verteidigungsarmee versteht und begreift; und auch jeder militärische Führer in der Bundeswehr, vom Unteroffizier bis zum Spitzengeneral, das so sieht und allein daraus die Legitimation schöpft, anderen Soldaten, die seiner Führung anvertraut sind, Befehle zu erteilen. Da ist sicher kein Zweifel möglich. Die Bundeswehr ist eine Verteidigungsarmee und will auch nichts anderes sein. Jeder Soldat ist fest davon überzeugt, daß er durch seinen Dienst der Friedenserhaltung dient. Was die in der Öffentlichkeit oft überbewerteten Bezüge auf falsche und bedenkliche Traditionen angeht, so muß man sagen, daß der Soldat, nicht nur der junge, der wehrpflichtige, auch der ältere, als Staatsbürger in Uniform genauso gegenwartsbezogen lebt, wie der Bürger ohne Uniform auch. Bezüge und Rückgriffe auf Leitbilder der Vergangenheit finden so gut wie gar nicht statt. Das wird, glaube ich, in der Öffentlichkeit weit überschätzt...

Hitzer: ...und die Namensnennungen?

Bastian: Die sind sicher nicht immer glücklich. Aber es gibt auch Kasernen, die Namen von Personen tragen, die uns heute ohne Einschränkung Vorbilder sein können...

Hitzer: ... und das jüngste Beispiel bei der Bestattung von Dönitz?...

Bastian: Wenn Sie Dönitz anführen, bin ich persönlich der Meinung, daß sich in Dönitz die Tragik des deutschen Soldaten verkörpert, in einer Weise, die eigentlich zum Schweigen Anlaß gibt. Gerade anderen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg schon Dienst getan haben, auch wenn sie sehr viel jünger waren. Darum möchte ich hierzu wenig sagen. Ich werfe Dönitz ganz gewiß nicht seine von ihm als Treue verstandene Fixierung auf die damalige Reichsführung vor. Das ist eine Haltung gewesen, die auch von vielen jungen Soldaten geteilt wurde und die einfach Ergebnis der Manipulation gewesen ist, der gerade der deutsche Soldat im Dritten Reich ausgesetzt war. Was ich bei Dönitz nicht verstehen kann, ist, daß er in den Jahren nach dem Krieg anscheinend nicht zu einer anderen Bewertung seines Handelns, seiner damaligen Haltung gekommen ist. Hätte er nach seiner Haft irgendwann einmal gesagt „Ich hab das damals für richtig gehalten und kompromißlos vertreten, aber ich weiß heute, welche verbrecherische Regierung ich tatsächlich gedient habe; ich möchte deshalb alle jungen Deutschen warnen, sich niemals ebenso

kritiklos in eine so schlimme Abhängigkeit hineinzubgeben“, dann hätte er doch im nachhinein sehr wesentlich zum Herausbilden eines kritischen Bewußtseins, gerade auch gegenüber den Forderungen des Staates beitragen können. Daß er das nicht getan hat, ist wirklich sehr schade. Warum er es nicht getan hat, kann ich nicht beurteilen. Vielleicht einfach aus Gründen des Alters oder der Resignation. Oder vielleicht auch, weil die Haft in Spandau bei ihm einen Prozeß des Umdenkens erschwert hat, wie er bei anderen, die sich im zerstörten Nachkriegsdeutschland zurechtfinden mußten, eher möglich gewesen ist.

Hitzer: Ich komme hier auf die Frage nach dem Selbstverständnis der Bundeswehr zurück. Wenn man sich, wie Sie das soeben schilderten, aus der Tragik von der Vergangenheit nicht lösen konnte, um zu sagen: ich habe mich geirrt und einem verbrecherischen Regime gedient, ich warne euch, liegt es dann nicht daran, daß Dönitz, wenn ich ihn ernst nehme, der damaligen Reichsführung nicht nur die Treue schwor und bereit war, der Nachfolger Hitlers zu sein, sondern vollinhaltlich die „Rettung der Zivilisation vom Bolschewismus“, den „Kampf gegen die sowjetische Bedrohung“ usw. vertrat und damit schon 1945, bevor die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet war, das künftige NATO-Bündnis inmitten der Ruinen Deutschlands ankündigte. Nach der Devise: allein haben wir verloren, mit den Westmächten werden wir es schaffen! Spielt das nicht eine große Rolle? Ist das nicht die Sache, die ich mit Zwickmühle umschrieb? Daß also heute die „sowjetische Bedrohung“ nicht nur für die Begründung einer sogenannten Nachrüstung erhalten muß, sondern sehr tief geht und die direkte Verbindung zwischen wichtigen Zielen des Dritten Reiches und der Bundesrepublik Deutschland darstellt?

Bastian: Es ist sicher richtig, daß hier in der Bundesrepublik von 45 weg ungebrochen eine Hysterie in der Einschätzung der Gefährlichkeit der Sowjetunion am Leben erhalten worden ist, die sachlich unangemessen und dem vernünftigen Verhältnis zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion nur abträglich war. Andererseits kann sich kein ehemaliger Soldat, der im Zweiten Weltkrieg in der Wehrmacht gewesen ist, an der Erkenntnis vorbeimogeln, daß man damals, zwar guten Glaubens aber doch einem verbrecherischen Regime gedient hat, das nicht nur über fremde Völker sondern auch über das eigene Volk das größte Unglück in der nationalen Geschichte gebracht hat. Über diese Erkenntnis kann ja niemand, ganz gleich, wie jung oder alt er damals gewesen ist, besonders froh sein. Das muß einfach hinführen zu dem festen Willen, in eine solche Verstrickung nicht noch einmal hineinzugeraten. Ich kann mir deshalb nicht vorstellen, daß irgendjemand, der heute wieder Soldat ist, der absurden Meinung sein könnte, den zweiten Weltkrieg mit Hilfe der NATO doch noch gewinnen zu können.

Hitzer: Ich will das nicht von mir aus beurteilen, der die Bundeswehr von innen nicht kennt, ich beschäftige mich jedoch mit diesen Fragen: für einen, der als Kind die Ruinen erlebt hat, ist da ein tiefsitzender Schock. In Anbetracht derjenigen die an Dönitz' Grab standen, in Anbetracht von Begleiterscheinungen bei der öffentlichen Vereidigung der Bundeswehr, sehe ich aber demonstrative Gesten, die zugleich dieses Feindbild pflegen, und ich könnte Ihnen

hier Berge an Zeitungen bringen, die auf Soldaten wie auf Zivilisten genauso einwirken. Ist mit diesem Antisowjetismus nicht eine ähnliche Gefahr verbunden, wenn auch nicht in derselben Form so doch, in zeitgemäßer Anpassung, mit derselben fatalen Zielsetzung? Eine Illusion über die Sowjetunion, unser Verhältnis zu ihr und damit auch das Verhältnis, das wir zu uns selbst haben? Neonazismus sei in diesem Zusammenhang nur als Stichwort genannt, bestimmte Kameradschaftstreffen von Verbänden, wobei ich nicht alle Individuen, die daran teilnehmen, in einen Topf werfen möchte.

Bastian: In der Bundeswehr gibt es keine Tendenz, daß man sagt, na ja, Hitler hat viele Verbrechen begangen, aber in dem einen hatte er Recht, in seinem Kampf gegen den Bolschewismus zur Rettung Europas, da hat er aufs richtige Pferd gesetzt. Eine solche Entlastung gibt es vielleicht bei manchen Mitbürgern, die einfach nicht sich selber eingestehen wollen, daß sie damals einem Verbrecher auf dem Leim gegangen waren, in ihrem Idealismus, in ihrem Patriotismus, aber in der Bundeswehr gibt es eine solche Einstellung gegenüber Hitler und dem Dritten Reich ganz bestimmt nicht. Das schließt nicht aus – ist aber keine Entlastung für Hitler –, daß manche Soldaten, vielleicht sogar viele Soldaten, sich nicht frei machen können von einer übertriebenen Furcht vor der Sowjetunion oder einer Überschätzung der diesem System immer angelasteten expansiven Tendenz, was zur falschen Einschätzung des Ostens führt, wie sie ja in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit gang und gäbe ist und einer wirklichen Bewältigung der Vergangenheit nach wie vor im Wege steht. Das bedaure ich ganz allgemein als Erscheinung in der bundesrepublikanischen Gesellschaft; davon ist die Bundeswehr als Teil der Gesellschaft sicher nicht ausgenommen. Die Anzeichen dafür findet man in den täglichen Zeitungen und in vielen Reden von Politikern, und zwar nicht nur der Oppositionspolitiker sondern gerade auch von Regierungsmitgliedern wie insbesondere vom Bundesaußenminister. Wenn man sich vergegenwärtigt, von welch böartigem Unsinn geredet wird, kann einem tatsächlich übel werden. Kein Anlaß ist zu töricht, um nicht als Beweis herangezogen zu werden für das behauptete „unveränderliche Weltherrschaftsstreben der Sowjetunion“, ob es jetzt Afghanistan ist oder die Situation in Polen, oder was auch immer. Das halte ich schon für eine außerordentlich bedenkliche Erscheinung. Gerade bei Polen wird deutlich, wie unsinnig und verkehrt die Ableitungen sind, die unsere Politik aus einem so bedrückenden Vorgang zieht wie er sich dort drüben zur Zeit abspielt; jedenfalls auf der einen Seite bedrückend, auf der anderen Seite natürlich auch bewundernswert und aufsehenerregend. Wenn hier gesagt wird, die Vorgänge in Polen und um Polen beweisen, wie unveränderlich das Machtstreben der Sowjetunion ist, und wenn die ständig an die Wand gemalte Gefahr einer militärischen Intervention in Polen als Beweis für die militärische Gefährlichkeit der Sowjetunion herangezogen wird, dann ist das doch total falsch. Zunächst beweist Polen ja nichts anderes, als daß die Sowjetunion – das wußte man auch vor Polen schon – den ihr nach 45 vom Westen zugestandenen Einflußbereich verteidigt, und daß sie eine Auflösung ihres, auch die Länder ihrer Verbündeten umfassenden, sozialistischen Imperiums nicht zuläßt. Daran hat es auch vor Polen keinen Zweifel gegeben, daran hat kein Vernünftiger je zweifeln können. Und das ist sicher auch nach wie vor so.

Aber was die militärische Gefährlichkeit anbelangt, die hier immer unterstellt wird, und mit einer von der Sowjetunion nie ausgesprochenen Invasionsdrohung angeblich erneut bewiesen sei, da müßten ja nun eigentlich gerade die gegenteiligen Schlußfolgerungen gezogen werden. Denn Polen zeigt, was ja auch vorher die CSSR 1968 und Ungarn 1956 gezeigt haben, daß der Block der sozialistischen Staaten jenseits der innerdeutschen Grenze eben nicht das gefestigte, von einem einheitlichen sowjetischen Willen beseelte Machtinstrument ist, als das er uns immer wieder verkauft wird. Polen zeigt doch erneut, daß es sich hier immer noch um ein Bündnissystem handelt, das von starken inneren Spannungen mehr erschüttert als innerlich gefestigt ist, das mit diesen Spannungen zu kämpfen hat, deswegen nach außen gar keinen so furchterregenden Eindruck macht, wie es hier immer wieder behauptet wird. Militärisch gesehen, ist es doch einfach falsch, wenn wir, wie wir es ständig tun, in unseren Kräftevergleichen zu den Zahlen der sowjetischen Truppen automatisch die Zahlen der Truppen der sowjetischen Verbündeten dazu addieren – Polen, DDR, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien –, was im Hinblick auf die Landstreitkräfte etwa nochmal die Zahl von 50 Divisionen ausmacht; und uns dann das alles als gegen die NATO stehende Truppenmasse vorstellen. Man müßte ja im Gegenteil, bei einer objektiven Einschätzung der sowjetischen militärischen Stärke die Zahl der Truppen der Verbündeten von der Zahl der sowjetischen Truppen abziehen, denn gerade die Situation in Polen zeigt doch, daß innerhalb des Warschauer Blockes bei einer militärischen Auseinandersetzung zwischen Warschauer Block und NATO die Sowjetunion keineswegs mit der Zuverlässigkeit und Einsatzfreude der Truppen ihrer Verbündeten rechnen kann. Das aber bedeutet, daß die Sowjetunion im Kriegsfall erhebliche Teile ihrer eigenen Truppen zur Sicherstellung der rückwärtigen Verbindungen in den Ländern der Verbündeten belassen müßte, die deshalb gar nicht für Angriffsoperationen zur Verfügung stünden. Denn ohne solche Truppen in den Ländern der Verbündeten glaube ich, daß der Warschauer Block im Kriegsfall sehr schnell von Auflösung bedroht wäre. Wenn man aber den Kräftevergleich so vornehmen würde, dann käme man zu dem Ergebnis, daß die NATO keineswegs unterlegen sondern sehr wohl in der Lage ist, sich gegenüber dem Warschauer Pakt zu behaupten; ja daß sie von dort aus gesehen nahezu unangreifbar wirken muß.

Hitzer: Sind diese Argumente über die inneren Schwächen des Warschauer Blockes aber nicht fragwürdig, wenn – dies vorausgesetzt – die NATO eine militärische Aggression verübt und somit die zentrifugalen Kräfte zu einer starken Einheit verschmelzen lassen wird? Ich denke hier an Hitlers These vom morschen Rußland, das man nur anstoßen müsse, damit es zusammenbräche, sodann die nichtrussischen Völker in der UdSSR den Russen davonlaufen würden – Vorstellungen, denen Graf Schulenburg energisch widersprach und die auch von der Geschichte widerlegt sind. Natürlich vergleiche ich die von Ihnen vertretene These einer auf Verteidigung angelegten NATO nicht mit den Überlegungen der auf Aggression ausgerichteten Strategie des Dritten Reiches, doch wird vor diesem Hintergrund das Problem der Einschätzung von Schwächen und Stärken eines Bündnisses – für beide Seiten – deutlich.

Bastian: Das ist sicher richtig. Denn die von mir angedeutete Schwäche des

Blocks der sozialistischen Staaten wäre nur im Fall eines von der Sowjetunion vom Zaun gebrochenen Angriffskrieges, an dem sich ihre Verbündeten nur widerwillig beteiligen würden, so anzunehmen. Im umgekehrten Fall eines – allerdings unvorstellbaren – Angriffs der NATO auf das sozialistische Lager würde dort sicher ein nicht zu unterschätzender Solidarisierungseffekt eintreten und die Sowjetunion von einem Großteil der Schwierigkeiten befreien, denen sie sich im erstgenannten Fall gegenübersehen müßte.

Hitzer: In diesem Zusammenhang fällt mir ein, daß vor nahezu anderthalb Jahren, ich glaube es war der Herbst 1979, eine von Breschnew angekündigte Reduzierung sowjetischer Einheiten aus der DDR vorgenommen worden ist. Es wurde in manchen Kreisen bei uns davon gesprochen, dies sei lediglich eine Art symbolischer Geste, habe jedoch militärisch keinerlei Bedeutung. Wie beurteilen Sie das. Herr General?

Bastian: Ja, das hat mich damals auch ziemlich geärgert und enttäuscht, daß Stimmen im Westen und insbesondere aus der Bundesrepublik – nicht nur aus der Opposition sondern auch aus der Bundesregierung – diese Tendenz haben erkennen lassen: das sowjetische Angebot 20 000 Mann und 1 000 Panzer aus der DDR abzuziehen, was ja etwa ein Zehntel der dort vorhandenen Truppen dargestellt hat, als Störmanöver für die Bestrebungen zur Verstärkung der Verteidigungsanstrengungen der NATO zu qualifizieren. Das ist allerdings nicht zum ersten Male so, daß sowjetische Initiativen auf eine solche Mißachtung im Westen, vor allem in der Bundesrepublik Deutschland, gestoßen sind. Wir brauchen nur an die Stalin-Note 1952 erinnern, die von Adenauer als ein Papier bezeichnet worden ist, über das es sich gar nicht nachzudenken lohne, was wahrscheinlich das Verschenken einer der letzten Chancen zur Wiedervereinigung bedeutet hat, wobei heute zwar niemand weiß, ob das Ernstnehmen dieser Note zur Wiedervereinigung geführt haben würde. Aber daß das Nichternstnehmen diese Möglichkeit auf jeden Fall verschenken würde, das hätte man auch damals sehen können. Insofern ist die Ignoranz und Arroganz, mit der sowjetische Initiativen hier in aller Regel bewertet werden, schon sehr befremdlich.

Hitzer: Ist das nur befremdlich?

Bastian: Da offenbar System dahinter steckt, ist es mehr als befremdlich, da haben Sie ganz Recht.

Hitzer: Ich will nun nicht nach dem Zweck fragen, den dieses System verfolgt, fällt Ihnen vielleicht eine Formel ein, was dies plausibel macht?

Bastian: Ich kann mir nur vorstellen, daß man das Bild der expansiven und auf Weltrevolution bedachten Sowjetunion um jeden Preis aufrecht erhalten will.

Hitzer: Damit wird aber auch all das begründet, was nun zu einer lebensbedrohlichen Situation für unser Land, für unser Volk führen kann.

Bastian: So ist das, und man braucht dieses Bild, um alle eigenen Maßnahmen zu rechtfertigen und dem deutschen Volk gegenüber begründen zu können, die für notwendig gehalten werden oder denen man aus irgendwelchen anderen Gründen zugestimmt hat.

Hitzer: Da wären wir wieder beim Ausgangspunkt. Mit dieser Begründung wurde die sogenannte Nachrüstung durchgezogen.

Bastian: Richtig! Und auch da waren die offiziellen Begründungen genauso-

wenig überzeugend. Die Formel von Vor- und Nachrüstung ist einfach nicht zutreffend. Darüber sind sich auch die Friedensforschungsinstitute und viele nicht zur Parteinahme verpflichtete, sondern objektiv wertende, Institutionen und Personen einig. Die Vorrüstung hat ja angeblich darin bestanden, daß die Sowjetunion ihr Mittelstreckenpotential, das gegen Westeuropa gerichtet ist, mit der SS 20 modernisiert. Aber wenn man das als Vorrüstung bezeichnet, dann geht das nur, wenn man verschweigt, daß die NATO diesem nuklearen Mittelstreckenpotential gegenüber natürlich auch etwas aufzubieten hat und dies seit sehr langer Zeit; zwar nicht landgestützte Mittelstreckenwaffen, aber eben andere Nuklearwaffen, die für die Zwecke der NATO geeigneter waren und mit denen die europäischen Verbündeten der Sowjetunion genauso nuklear bedroht werden können – seit vielen Jahren –, wie die europäischen Verbündeten der USA durch die sowjetischen Mittelstreckenraketen bedroht werden. Hier herrschte in der Fähigkeit, die beiderseitigen Verbündeten nuklear zu bedrohen, durchaus Ausgewogenheit. An dieser Ausgewogenheit hat ja auch niemand gezweifelt. Denn sonst wäre der Gedanke, in Europa Mittelstreckenraketen zu stationieren, nicht erst jetzt mit dem Auftauchen der SS 20 auf der anderen Seite hochgekommen, sondern hätte schon viel früher aufgeworfen werden müssen, nämlich seit es SS 4 und SS 5 Raketen auf der anderen Seite gegeben hat, die ja Mitteleuropa seit 20 Jahren bis zu den Pyrenäen nuklear verwüsten konnten.

Übrigens hat im gleichen Zeitraum, in dem die Sowjetunion Mitteleuropa mit SS 4 und SS 5 Raketen bedrohen konnte und erst seit etwa zwei Jahren dieses relativ alte Potential mit der SS 20 zu modernisieren begonnen hat, die NATO ihre in und für Europa verfügbaren Nuklearwaffen mehrfach modernisiert, ohne daß das von der Sowjetunion als „Vorrüstung“ beanstandet worden wäre. So einfach, wie das bei uns dargestellt wird, mit der Vorrüstung des Ostens, die zur Nachrüstung des Westens zwingen würde, ist es also doch nicht.

Hitzer: Die Situation ist aber inzwischen schon so weit, daß eine ganze Reihe von ernstzunehmenden Persönlichkeiten von der Gefahr eines Krieges sprechen. Man bereitet uns psychologisch auf die Möglichkeit eines Krieges vor. Manche Friedensforscher, wie Carl Friedrich von Weizsäcker, haben dies öffentlich erklärt, er soll sogar demonstrativ einen Atombunker bauen. Auch im Kreis von Wirtschaftsleuten und Kirchenmännern habe ich gehört, daß ein Dritter Weltkrieg unvermeidlich sei. Es breitet sich jedenfalls in bestimmten Bereichen der Bevölkerung eine Tendenz aus, man könne dagegen nichts machen. Die Entwicklung dieser Hochrüstung, die den, schon vorher einmal erwähnten Punkt des Nichtkontrollierbaren beinhaltet, die hat indessen, wie ich Sie und andere verstehe, doch zu einer sehr energischen Stellungnahme in der Öffentlichkeit geführt. Nun die entscheidende Frage: wie sieht die Wahrscheinlichkeit aus? Und politisch gesagt: auf welche Kräfte setzen Sie, General Bastian? Manche sagen geradewegs, es ist Hopfen und Malz verloren. Sind Sie dieser Meinung?

Bastian: Nein, der Meinung bin ich nicht, sonst hätte es auch keinen Sinn gehabt, meine Bedenken dem Minister zu melden. Oder später, nachdem ich aus der Armee – auf meinen eigenen Wunsch hin – ausgeschieden bin, um von der Mitverantwortung für etwas, das ich nicht gutheißen kann, entbunden zu

werden, mich bei vielen anderen Gelegenheiten gegen dieses Rüstungsvorhaben, überhaupt gegen den Wahnsinn der nuklearen Überrüstung zu wenden. Es hat sicher Sinn, das zu tun und sich nicht einfach wie ein Lamm zur Schlachtbank führen zu lassen.

Hitzer: Auf wen setzt man da?

Bastian: Man kann nur auf die Kräfte der Vernunft setzen, ganz gleich, wo die zu finden sind. Es gibt sie im deutschen Volk zum Glück doch in sehr großem Maße. Es gibt eine ausgesprochene Sensibilität diesen Risiken und Gefahren gegenüber, quer durch die ganze Bevölkerung, auch durch alle Altersschichten, alle gesellschaftlichen Schichten. Da gibt es die großen Organisationen, z. B. die Kirchen, vor allem die evangelische Kirche, die sich in sehr vielen Initiativen gegen den nuklearen Rüstungswettlauf wendet. Oder die Gewerkschaften, die zunehmend mehr auf diesem Feld aktiv werden und sich auch nicht mehr in ihrer Aktivität behindern lassen durch das ihnen, von mancher Seite oktroyierte Argument, wer sich gegen Rüstungsprojekte wendet, der gefährdet Arbeitsplätze, was ein völlig schwachsinniges und unmoralisches Argument ist. Dann gibt es in der Jugend sehr große Vorbehalte gegen den Rüstungswahnsinn, vor allem auch bei den Jugendorganisationen der großen Parteien, Jungsozialisten, Jungdemokraten. Ich glaube, daß auch in der Jungen Union auf diesem Gebiet keineswegs so parteikonform gedacht wird wie es nach außen hin manchmal den Eindruck hat. Da werden die Bedenken vielleicht mehr hinter verschlossenen Türen formuliert, aber ich bin sicher, daß sich auch dort viele mit den gängigen Parolen – die Sowjetunion ist auf Weltherrschaft aus, und wenn wir nicht immer mehr dagegen setzen, dann kommen wir ins Hintertreffen – nicht mehr zufrieden geben. Ich glaube es deswegen nicht, weil ich sehr viel mit Studenten diskutiert habe. Das waren keineswegs immer nur Studenten, die einer bestimmten politischen Richtung angehörten, sondern das waren Vertreter der akademischen Jugend, auch sehr viele Farben Tragende und sicher auch in der Jungen Union organisierte Studenten, die in diesem Punkt genauso kritisch denken und sehr vernünftig, vom offiziellen Standpunkt abweichend, die Situation bewerten und verfolgen.

Hitzer: Ich las, daß beim Krefelder Forum, dessen Beschluß von Ihnen mit unterstützt wird und dessen Forderung allererste Priorität hat, ein Betriebsrat auftrat und sagte, es sei doch ungewöhnlich, daß ein General und ein Gewerkschafter an einem Forum gemeinsame Ziele verfolgten.

Bastian: Ich erinnere mich daran; er sagte, das wäre für Deutschland untypisch, damit müßte aber mal begonnen werden. Da kann ich ihm nur zustimmen. Es ist leider für Deutschland untypisch; denn ein sachliches und auf gegenseitigen Respekt sich gründendes Verhältnis zwischen Gewerkschaftern und Soldaten gibt es in Ansätzen erst in der Bundesrepublik Deutschland, seit die Bundeswehr entstanden ist. Auch da war es zunächst nicht frei von Spannungen. Es hat deshalb vieler Anstrengungen und Bemühungen von beiden Seiten bedurft, bevor es zu gegenseitigem Respekt kam. In solchen Abrüstungsinitiativen ist es allerdings immer noch ungewöhnlich, daß sich ein General und ein Gewerkschafter Seite an Seite ans Publikum wenden. Beim Krefelder Forum war ich übrigens sehr froh, daß damals auch ein niederländischer General mitgewirkt hat, daß sich viele sehr bekannte Persönlichkeiten dieser Initiative angeschlos-

sen haben, wie z. B. Pastor Niemöller, Professor Bechert, Abgeordnete der SPD, Frau Kelly von der Grünen Bewegung. Deshalb war ich neulich sehr überrascht, als ich in einer an sich von mir geschätzten Zeitung las, daß das Krefelder Forum als Plattform der extremen Linken bezeichnet wurde, was glatter Unsinn ist. Da zeigt sich eine so grobe Verkennung der tatsächlichen Situation, der Bestrebungen und der Zusammensetzung dieses Forums, wie auch seiner Resonanz in der Bevölkerung, daß ich mich über diese Fehleinschätzung nur wundern kann.

Hitzer: Weil Sie sagten, es sei für die Tradition in Deutschland ungewöhnlich, eine Frage nach den beiden deutschen Staaten. Im Zusammenhang mit all diesen Vorgängen wird von den führenden Repräsentanten der Bundesrepublik und der DDR betont, daß sich die Anstrengungen der Politik beider Staaten in erster Linie darauf richten müßten, daß vom Boden der zwei deutschen Staaten niemals mehr ein Krieg ausgehen dürfte. Welche Konsequenz hätte dies vor dem Hintergrund, den wir diskutieren? Für eine Politik der Verständigung, des Ausgleichs, und welche Aufgaben erachten Sie als die wichtigsten in diesem Zusammenhang?

Bastian: Zunächst einmal halte ich dieses Prinzip, von deutschem Boden darf kein neuer Krieg mehr ausgehen, für die wichtigste Grundlage unserer gesamten Existenz. Ich bin deshalb sehr froh, wenn sich beide deutschen Staaten an ihm orientieren, in ihren politischen Zielen und in ihrem praktischen Handeln. Aber schon sind wir in der Situation, daß das Stationieren von nuklearen Mittelstreckenwaffen auf deutschem Boden, mit denen man verheerende Wirkungen in der Sowjetunion erzeugen kann, mit diesem Prinzip nicht in Einklang zu bringen ist. Ich will gar nicht unterstellen, daß die Absicht besteht, mit diesen Mittelstreckenwaffen einen nuklearen Erstschlag zu führen, aber das Mißtrauen, daß es zu einer solchen Absicht einmal kommen könnte, müßte sich natürlich auf der Gegenseite an diese Stationierung knüpfen, wenn es tatsächlich zu ihr käme. Dieses Mißverständnis sollte um keinen Preis provoziert werden. Ich glaube deshalb, daß die Bundesrepublik Deutschland gut beraten wäre, ihr Territorium nicht zur Aufrüstung als nukleare Waffenplattform, mit Wirkung bis weit in die Sowjetunion hinein, zur Verfügung zu stellen.

Hitzer: Nach all dem, wie Sie das schildern, wird der Satz, Krieg sei die ultima ratio der Politik, zu dem Punkt getrieben, daß er an dieser Schwelle keine Gültigkeit mehr hat.

Bastian: Was den nuklearen Krieg anbelangt, also die Möglichkeiten des Krieges zwischen nuklear gerüsteten Staaten, hat er mit Sicherheit keine Gültigkeit mehr. Er war wohl auch früher schon mit großer Vorsicht zu genießen. Daß Krieg die bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, wie Clausewitz es formuliert hat, ist ja ein sehr bedenklicher Glaubenssatz, weil daraus eine Art Legalität des Krieges abgeleitet werden könnte.

Hitzer: ... als Glaubenssatz schon, doch als Beschreibung der Tatbestände?...

Bastian: ... hat man leider oft danach gehandelt. Das war Jahrhunderte unheilvollerweise Realität. Aber im Zeitalter nuklear gerüsteter Kontrahenten muß man von dieser Realitätsvorstellung meilenweit abrücken, wenn man überleben will.

Hitzer: Führt uns das nicht auch zu dem wichtigen Aspekt der Beeinflussung der Öffentlichkeit? Was wird hier im Zusammenhang mit der Stellung der Streitkräfte getan? Oder anders gesagt: Ich verzeichne in Film, Literatur, und zwar in der massenhaft verbreiteten, eine Zunahme des Kultes der Gewalt, der Krieg wie einen abenteuerlichen Spaziergang oder ein mit Sensationen und Horror ausgestattetes Vergnügen darstellt. Da ist ein Zynismus, wofür sich Soldaten und Offiziere, die einem demokratischen Staatswesen dienen, doch nicht einsetzen können. Oder ist der Typus *Steiner* das Vorbild? Der zynische Landsknecht mit Wildwestmanier, bei dem im übrigen, wie in so vielen Darstellungen dieser und ähnlicher Art, nahezu alles unrealistisch ist?

Bastian: Wenn Sie das *Steiner*-Buch ansprechen, so kann ich sagen, daß die Figur dieses Feldwebels *Steiner* nicht typisch ist. Den hat es in der Wehrmacht vielleicht irgendwann gegeben, aber er war bestimmt nicht typisch für den deutschen Soldaten des 2. Weltkrieges.

Hitzer: Aber so wird es verkauft.

Bastian: Ja, leider. Vielleicht trifft das auf ein vorhandenes Bedürfnis junger Menschen, die den Krieg gar nicht erlebt haben und sich auch gar nicht vorstellen können, so daß sie Krieg als Abenteuer begreifen, das angeblich eine aufregende Begleiterscheinung des ansonsten eintönigen Lebens darstellt.

Hitzer: Bereiten aber nicht viele Bücher und Filme diesen Typus vor – , den Sie als Ausnahme einräumen und der nun die Regel werden soll? Das ist doch eine Kernfrage. Auf der einen Seite haben wir die Zunahme des Kultes der Gewalt, verbunden mit einer Zunahme der Rüstung, einer neuen Art von Militarismus. Die andere Seite geht einher mit dem Satz, 'Soldaten sehn sich alle gleich, lebendig und als Leich'. Bereitet das nicht zwangsläufig den Zynismus des *Steiner* vor?

Bastian: Das mag die Absicht sein, an ihren Erfolg glaube ich jedoch nicht.

Hitzer: Für mich gibt es beim Militär wie in zivilen Berufen den Unterschied zwischen Kräften der Unterdrückung und der Befreiung, der Demokratie und der Tyrannei. Sieht hier der Soldat, der General *Bastian*, im Hinblick auf die Möglichkeiten, von unserem Land, mit unseren Belastungen und unseren Möglichkeiten, von der Seite der Streitkräfte so etwas, was sich vielleicht mit dem Stichwort „Kultur des Friedens“ bezeichnen läßt? Also – so absurd das klingen mag – von seiten solcher Kräfte in der Bundeswehr etwas, was gegen diesen neuen Militarismus Stellung bezieht?

Bastian: Das könnte ich mir sehr wohl denken. Denn es ist ganz zweifellos so, daß der Soldat, der sich ja die Wirkungen eines Krieges besser vorstellen kann und auch die Wirkungen der Waffen, die er selber führt und bedient, besser kennt als der Zivilist, wahrscheinlich auch besser als der Politiker, daß der Soldat der überzeugteste Anhänger des Friedens ist. Und daß er sich wirklich aus tiefer Überzeugung, den Tendenzen dieser Verharmlosung oder Verklärung und Romantisierung kriegesischen Geschehens mehr entgegenstellt als irgendjemand anderer. Insofern könnte tatsächlich von den Streitkräften – nicht nur bei uns in der Bundesrepublik Deutschland, sondern generell, etwas ausgehen, was antimilitaristisch ist, so paradox das klingt.

Hitzer: Sehen sie solche Tendenzen?

Bastian: Ja, das sehe ich durchaus. Auch in der Bundeswehr, denn mit der

Erziehung zum verantwortungsbewußten Staatsbürger in Uniform, mit der Erziehung, sich nur dann zum Führen von Waffen legitimiert zu fühlen, wenn es um die Verteidigung des Friedens geht, praktisch in Ausübung eines Notwehrrechtes, wenn ein anderer angreift, wird doch eigentlich Antimilitarismus praktiziert. Während das, was wir heute bei uns als militaristische Welle mit großem Befremden registrieren und was sich auch in Erscheinungen widerspiegelt, wie Sie sie aufgezählt haben, das kommt ja überhaupt nicht vom Soldaten. Das kommt aus ganz anderen Ecken. Das steht auf aus Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens, die gar nicht klar definierbar sind. Teils stecken sicher kommerzielle Interessen, teils steckt einfach das Bedürfnis nach publizistischer Sensation dahinter, man kann es wohl nicht ganz klar ordnen und einordnen. Der Soldat hat daran bestimmt den geringsten Anteil. Er ist im Gegenteil der entschiedenste Gegner. Es klingt paradox und es ist überspitzt, wenn ich das so sage, aber der Soldat ist heute der überzeugteste Antimilitarist, während viele Zivilisten, diese berühmten Bierischstrategen, die die Schlacht von Stalingrad nachträglich im Wirtshaus gewinnen und den Zweiten Weltkrieg auch heute noch nicht als verloren akzeptieren wollen, die eigentlichen Militaristen sind, obwohl sie keine Uniform tragen.

Hitzer: Die Auswirkungen dieses Militarismus zeigen an, daß wir noch viele haben, die Opfer des Betrugs darstellen, der bis in die Gegenwart nachwirkt oder gar erneut geschürt wird...

Bastian: ... sicher, aber auch Ausdruck einer gewissen chauvinistischen Haltung!

Hitzer: Ich bin sehr dankbar, wenn Sie das so akzentuieren. Sie sagen – und das Prinzip leuchtet mir ein, aber ich kann die Bundeswehr von innen nicht beurteilen –, es gebe unter den Streitkräften eine Tendenz des Antimilitarismus. Ich frage im Zusammenhang mit den Aufgaben, mit der Verantwortung der Journalisten, der Schriftsteller und Regisseure. Dabei fällt mir der Film *Lili Marleen* von Fassbinder ein, der dazu gesagt hat, er habe nichts darüber gelesen, was die Geschichte betraf, so etwas stimme mich außerordentlich nachdenklich – die Willkür im Umgang mit Tatsachen. Nun wissen die Soldaten im Schnitt nicht mehr oder weniger als der Rest der Bevölkerung. Sie sehen aber diese Filme, lesen Bücher; welche Memoiren kennen sie, beschäftigen sie sich überhaupt mit der tatsächlichen Geschichte und dem Verlauf des Kriegsgeschehens? Wie wirkt das auf sie, was ihnen durch diese, wie Sie selbst sagen, bedenklichen Erscheinungen der Verharmlosung oder Verklärung des Krieges geboten wird? Ist da – wenn Sie von diesen antimilitaristischen Erscheinungen sprechen – nicht der Wunsch der Vater des Gedankens?

Bastian: Nein, nein. Keineswegs! Das ist auch nicht eine Vorstellung, die ich erst jetzt, nachdem ich aus der Bundeswehr ausgeschieden bin oder etwa aus der kritischen Distanz zu der jüngsten Entwicklung unserer Sicherheitspolitik gewonnen habe. Das habe ich immer so gesehen. Und ich habe auch in meiner gesamten Dienstzeit bei der Bundeswehr, als junger Offizier – ich habe als Oberleutnant angefangen und habe alle Stationen durchlaufen, in sehr vielen Standorten unseres Landes – immer wieder die Erfahrung gemacht, daß wenn man mit Mitbürgern in Zivil zusammengekommen ist, dort ganz falsche Vorstellungen vom Soldaten und von seiner geistigen Ausrichtung, seiner

Motivation Soldat zu sein, vorhanden gewesen sind, die man eigentlich erst überwinden mußte, um dann zu einem vernünftigen Verhältnis zu zivilen Mitbürgern zu kommen; das war dann sehr schnell möglich, wenn man solche pauschalen Vorurteile, die einfach auf Unkenntnis zurückgingen, erst einmal ausgeräumt hatte. Ich habe mich in der ganzen Bundeswehrzeit immer bestätigt gefunden in der Einschätzung, daß der Soldat eben doch zutiefst von der Überzeugung durchdrungen ist, er stehe hier nur für die Verteidigung, für die Verteidigung der Bundesrepublik Deutschland, zu deren Schutz er seine Waffe führe oder andere, wenn er Vorgesetzter ist, an der Waffe ausbilde. Das Vorstellungsvermögen darüber, was für Leiden der Bevölkerung mit dem Einsatz von modernen Waffen, auch im konventionellen Gefecht, zwangsläufig verbunden sein würden, ist beim Soldaten sehr ausgeprägt. Das läßt ihn bestimmt nicht wünschen, in einem Krieg sein Können beweisen zu müssen.

Hitzer: Wenn diese Tendenz vorhanden ist, daß der Antimilitarismus heute vielleicht mehr von Seiten der Streitkräfte kommen würde, die an solchen entsetzlichen Waffensystemen ausgebildet werden, als von den Politikern ...

Bastian: ... das glaube ich wirklich ...

Hitzer: ... wenn wir uns hier einig sind ...

Bastian: ... Sie sehen doch auch, daß die entschiedensten Gegner der Nachrüstung – überwiegend Soldaten sind. Es gibt den General Pasti, den Admiral Sanguinetti, den General Delaroque in den Vereinigten Staaten, es gibt in den Niederlanden Generäle, in England Lord Mountbatten, um nur ein paar Einzelpersonen zu nennen, die bekannt geworden sind. Ich bin aber überzeugt davon, daß es hinter ihnen noch sehr viel mehr gibt, die nur nicht an die Öffentlichkeit getreten sind, und daß die entschiedensten Gegner eines nuklearen Rüstungsvorhabens, das als gefährlich angesehen wird, vor allem aus dem Militär kommen.

Hitzer: Nochmal zu Literatur, Journalismus, Film und Fernsehen.

Bastian: Sie fragten nach Veröffentlichungen, an denen sich der Bundeswehrgesoldat orientiert, wenn er sich mit dem letzten Krieg befaßt. Da gibt es schon eine Reihe von Büchern, die man ihnen empfehlen kann und die auch in den Truppenbüchereien stehen. Das bekannte Buch „Die unsichtbare Flagge“ von Peter Bamm, das vom Atmosphärischen her von mir als ein sehr realistisches Kriegsbuch eingeschätzt wird. Von Stahlmann „Staub“ – ein Buch über das Schicksal eines Infanterieoffiziers im Zweiten Weltkrieg, das auch ganz unromantisch und sachlich geschrieben ist und gerade dadurch besonders eindrucksvoll das Furchtbare des Krieges beschreibt und auch den Mißbrauch des Soldaten im Krieg. Es gibt „Das Antlitz ohne Gnade“ von Croixelle, das den Krieg im Osten schildert und eines der besten darüber ist. Der Name des Verfassers ist wohl ein Pseudonym, seinen wirklichen Namen kenne ich nicht. Dann natürlich das „Ostpreußische Tagebuch“, dann die Bücher der Gräfin Dönhoff, um nur ein paar Werke zu nennen.

Hitzer: Gibt es darunter auch Titel von deutschen Autoren der DDR?

Bastian: Auch, obwohl sie in der Bundeswehr weniger gelesen werden. Da ist z. B. das Buch von Adam aus der DDR über Stalingrad, das ich für sehr gut halte. Auch die Kriegsbücher von Renn sollten hier erwähnt werden.

Hitzer: Wie sieht es mit Titeln aus der Gegenwart aus? Sie kennen ja die

Umfrage, die ich an Autoren und Leser zur Literatur mit dem Thema „Krieg-Frieden“ richtete?

Bastian: Im Verhältnis zur Literatur der Gegenwart gibt es sicher wenig Unterschiede zwischen Bürgern in und ohne Uniform.

Hitzer: Fühlen sich die Soldaten da übergangen oder unterversorgt, wenn ich an die humanistisch ausgerichtete Literatur denke, die ich im Gegensatz zu den Landserheften nenne?

Bastian: Deren Wirkung darf man nicht überschätzen. Es ist natürlich sehr ärgerlich, daß es die überhaupt gibt mit ihrer primitiven Kriegsverherrlichung, aber ich glaube nicht, daß sie eine große, Bewußtsein prägende Wirkung haben. Ich habe es jedenfalls nie feststellen können.

Hitzer: Kennen Sie „Winterspelt“ von Alfred Andersch?

Bastian: Das halte ich auch für ein gutes Kriegsbuch – Antikriegsbuch; die guten Kriegsbücher sind ja alles Antikriegsbücher. –

Hitzer: Und wie steht es da mit Ernst Jünger? Einem der großen Verfänger der 20er Jahre?

Bastian: Seine Wirkung auf die junge Generation dürfte heute gering sein. Ich selbst bin gespalten in meiner Betrachtung. Denn die Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg „Strahlungen“ und „Gärten und Straßen“ enthalten zwar sehr beachtliche Gedanken gegen den Krieg, vor allem aus den späteren Jahren, aber wenn ich an die ersten Erinnerungen denke, aus dem Frankreichfeldzug und am Westwall, da stimmt mich manches doch sehr bedenklich.

Hitzer: Nebenbei gefragt, gab es in der Zeit, in der Sie aktiv Dienst leisteten, Lesungen oder Begegnungen mit Schriftstellern? Vor Soldaten und Offizieren?

Bastian: Nein, das gab es nicht. Dazu läßt der Dienst auch kaum Zeit.

Hitzer: Und wie schätzen Sie den Einfluß der Literatur ein?

Bastian: Ich schätze ihn relativ gering ein. In der BRD wird ja nicht allzuviel gelesen. Nach den Statistiken ist nur ein Teil der Mitbürger an ernsthafter Literatur interessiert. Das setzt natürlich auch dem Einfluß solcher Literatur enge Grenzen.

Hitzer: Mir fällt hier die sowjetische Seite ein, das Beispiel Simonow, dessen wichtigste Bücher nahezu jeder Soldat der Sowjetarmee kennt.

Bastian: Klar, denn das Verhältnis zur Literatur in der Sowjetunion ist sowieso ganz anders als bei uns. Ich glaube, daß das Bedürfnis zu lesen, in Rußland Tradition hat und in allen Schichten der Bevölkerung ausgeprägter ist als bei uns. Zudem sind die Bücher billiger; es sind ja oft auch ganz schlichte Ursachen, die zu solchen Wirkungen führen. Aber, daß drüben mehr gelesen wird und Anspruchsvolleres in höherer Zahl gelesen wird als hier, das kann man, glaube ich, generell sagen. Eine Bild-Zeitung gibt es jedenfalls in der Sowjetunion nicht.

Hitzer: Nun zuletzt eine Frage, die mich sehr bewegt. In Anbetracht des Gesagten gibt es auch eine Tendenz, die so beschrieben werden kann: es hat keinen Sinn etwas zu tun, nach der Maxime – nach mir die Sintflut – nun die Maxime: nach mir der letzte Krieg – zu denken, das geht schnell, das tut nicht weh, es gibt keine Verwundeten, keine Gefangenen, also mit anderen Worten: es ist eigentlich gar nicht schlimm. Ich kann hier sogar – ohne den Namen zu nennen, einen Mann anführen, der in verantwortlicher politischer Position in

einem Bonner Ministerium tätig war und der mir das, Anfang der 60er Jahre, offen gesagt hat. Wir gerieten in einem Gespräch aneinander und plötzlich meinte er: Wieso die Aufregung? Ganz schnell! Tut nicht weh.

Bastian: Dem muß ich leider widersprechen. Diese Einschätzung ist sehr oberflächlich und selbst vom Negativen her gesehen zu optimistisch. Wenn Ihr Gesprächspartner Glück hat und sich im Zentrum einer Nukleardetonation befindet, mag es so sein, wie er das annimmt. Wenn er Pech hat und befindet sich an der Peripherie, dann erleidet er einen sehr qualvollen Strahlentod, der sich vielleicht über Monate, ja über Jahre hinzieht. Eine Garantie, daß der Tod schnell kommt, hat niemand. Und die Masse der Menschen würde auch in einem von einem nuklearen Krieg betroffenen Land sicher nicht mit einem Schlag ausgelöscht sein, schmerzlos, wie sich dieser Herr das anscheinend vorstellt, sondern würde an den Sekundärwirkungen der nuklearen Zerstörung ganz qualvoll zugrunde gehen, selbst wenn sie unmittelbar von Atomwaffen gar nicht betroffen worden wäre. Denn der Zusammenbruch jeder Versorgung, jeder ärztlichen Versorgung, jeder Versorgung mit Lebensmitteln, mit den Grundnotwendigkeiten des zivilisatorischen Lebens, der Wasser- und Stromversorgung, würden zur Unbewohnbarkeit der von nuklearen Waffen betroffenen Gebiete führen und kaum Überlebenschancen lassen.

Hitzer: Sehen Sie eine solche Tendenz, daß sich eine solche extreme Resignation ausbreiten kann, nicht?

Bastian: Nein! Das kann ich bei denkenden Menschen nicht annehmen...

Hitzer: ... gerade bei denkenden Menschen?

Bastian: Ja, weil es eine zu unrealistische Einschätzung wäre! Die Resignation, man könne doch nichts machen, die gibt es allerdings. Und die halte ich auch für falsch, der muß auch entgegengewirkt werden. Es gilt eben alle Kräfte zu mobilisieren, die überhaupt bereit sind, sich zu exponieren, um einer Politik in den Arm zu fallen, die so einfallslos, wie sie sich ja in den letzten Jahren gezeigt hat, nichts anderes weiß, als den nuklearen Rüstungswettlauf voranzutreiben.

Hitzer: Summa summarum, sind sie in dieser Frage optimistisch?

Bastian: Ich bin es immer noch. Ich bin von Haus aus Optimist, ich bin eigentlich auch jetzt optimistisch, weil es einfach nicht vorstellbar ist und ich es mir nicht vorstellen möchte, daß die Menschheit die Torheit begeht, sich in dieser Weise auszurotten, wie es bei einem nuklearen Krieg zwar nicht schnell aber langsam der Fall sein würde. Und ich hoffe doch, daß die Menschheit an dieser Katastrophe vorbeigesteuert werden kann. Was allerdings ein Umdenken in der Politik, auch im Westen, voraussetzen würde. Man muß zunächst einmal von diesem falschen Gleichgewichtsdenken wegkommen, das unser ganzes Verhalten beherrscht und bestimmt. Dabei wird Gleichgewicht immer definiert als ein Zustand, in dem beide Seiten über Waffenarsenale der gleichen Art und der gleichen Zahl verfügen. Das halte ich für falsch, weil zu formalistisch. Gleichgewicht besteht nach meiner Einschätzung dann, wenn beide Seiten gleichgewichtig fähig sind, ihre Positionen zu behaupten und zu verteidigen, wobei die dafür angeschafften Mittel nach Art und Zahl völlig unterschiedlich sein können. Wenn man „Gleichgewicht“ so versteht, kommt man vom unsinnigen Rüstungswettlauf endlich einmal weg, ohne, daß deswegen die eigene Situation bedrohter und gefährdeter würde. Sie würde im

Gegenteil sicherer werden, und das selbst bei einem einseitigen Aufkündigen des nuklearen Rüstungswettlaufs und dem Verbleiben auf einer gesicherten Stufe der Verteidigungsfähigkeit, ohne Rücksicht darauf, was die andere Seite macht. Aber das erfordert ein grundsätzliches Umdenken in der Politik, vor allem im sicherheitspolitischen Bereich. Und dazu ist es allerhöchste Zeit. Solches Umdenken kann aber nur erreicht werden, wenn die Öffentlichkeit sensibler wird und der Politik ihren Willen aufzwingt, sich nicht länger einen todbringenden Rüstungswahnsinn mit seinen voraussehbaren Folgen bieten zu lassen.

Hitzer: Das ist ein gutes Wort. Ich danke Ihnen, Herr Bastian.

Fred Schmid Fire and forget

Zur politischen und finanziellen Dimension der „Waffengeneration der 80er Jahre“

25 Jahre Bundeswehr. Dem sozialdemokratischen *Vorwärts* war das Jubiläum eine „Verlags-Beilage“ wert. Rüstungskonzerne feierten und finanzierten durch großflächige Waffenanzeigen den Sonderdruck mit. Schließlich hat sich der Umsatz der Rüstungsschmieden in den elf Jahren sozialdemokratischer Regierungs- und „Sicherheits“-Politik verdoppelt bis verdreifacht. Heute läuft auf vollen Touren, was Verteidigungsminister Leber eingeleitet hatte und womit er 1976 prahlte: „Die Modernisierung der Bundeswehr ist ohne Vergleich in der Welt, und auch künftig wird jede woanders eingesparte Mark in ihre erhöhte Feuerkraft investiert werden.“ (Rede vor dem Wirtschaftsbeirat der SPD in Bayern, am 13. 2. 1976 in München).

An der Schlag- und Durchsetzungskraft ihrer neuen Waffengeneration begeisterten sich denn auch die Werbetexter der Rüstungsfirmen im *Vorwärts*: „Einer kommt durch“ – der geländegängige MAN-Zehntonner, vorgesehen als mobile Startrampe diverser Lenkwaffensysteme. Mauser sorgt mit seiner TORNADO-Bordkanone für die „schlagfertige Antwort“ und Krauss-Maffei hat sich mit seinem LEOPARD II „auf fortschrittliche Technologie spezialisiert. Mit Erfolg.“ Die Bundeswehr inseriert für qualifiziertes Bedienungspersonal. Schließlich will man nicht in die fatale Situation der US-Army kommen, daß IQ und Ausbildung der Soldaten zur Bedienung der Super-Kampfmaschinen oft nicht mehr ausreichen. Die Bundeswehr verspricht „Dynamik. Technik. Kameradschaft. Bei den Panzergrenadiern.“ Auch die Luftwaffe spekuliert auf die Technikbegeisterung der Jugend: „Bei der Luftwaffe finden Sie heute schon die Technik von morgen.“

Waffen bis ins Jahr 2000

Leider war eine beliebte MBB-Anzeige in dieser Beilage nicht erschienen. Hätte sie doch einen Hinweis gegeben, wer die Kosten- und Vernichtungswirkung moderner Waffensysteme immer mehr beschleunigt. Zu den Bildern von PHANTOM, TORNADO, und dem Phantom-Bild eines neuen Kampfflugzeuges heißt es entsprechend:

„Wir betreuen Ihre fliegenden Waffensysteme von heute – wir fertigen Ihre fliegenden Waffensysteme von morgen – wir entwickeln Ihre fliegenden Waffensysteme von übermorgen.“

In der Tat. TORNADO von MBB/VFW und das Erdkampfflugzeug ALPHA JET von Dornier waren noch nicht in Serie, da entwickelten beide Konzerne mit Millionen Steuergeldern, unabhängig voneinander, schon das TKF 90, den Kampfbomber, der im Jahr 2000 zur Auslieferung kommen soll. Es soll noch zu mehr fähig sein, als das „Vielzweckkampfflugzeug“ (Multi Role Combat Aircraft/MRCA, TORNADO) auch „eierlegende Wollmilchsau“ genannt. Jedenfalls werden die Entwicklungskosten mit zehn Milliarden DM bereits heute doppelt so hoch angesetzt. Die Flugzeugindustrie reagierte gelassen auf

die Äußerung Apels, er werde das Projekt TKF 90 streichen. Theaterdonner! Im neuen Verteidigungsetat sind 280 Millionen DM für die Weiterentwicklung veranschlagt.

Der „point of no return“ ist bald erreicht, notfalls bleibt die Drohung mit Massenentlassungen. Eine bedrohliche „Lücke“ gegenüber dem Osten dürfte ein Geheimdienst unschwer entdecken. So auch jetzt: als TORNADO wegen der Kostenexplosion unter Beschuß geriet, machte der Bedrohungsspezialist der Springer-Presse, Graf Brockdorf, in der *Bild-Zeitung* schnell klar, warum wir den sündteuren Bomber unbedingt brauchen: „Nehmen wir folgende theoretische Lage an: Es ist stockdunkel. Nebel hängt über der Bundesrepublik. Um Mitternacht greifen tausend feindliche Panzer mit Infrarot-Nachtsichtgeräten auf ganzer Breite die Bundesrepublik an. Plötzlich, wenige Meter über den Baumwipfeln, rasen Schwenkflügel-Bomber heran: TORNADOS. Sie fliegen fast 1 000 km/Std. schnell. Über die feindlichen Panzerkolonnen schlagen Feuerstrahlen aus dem Rumpf der Flugzeuge. Mit Raketenantrieb werden tausende von panzerbrechenden Mini-Bomben wie ein Teppich gelegt. Hunderte von feindlichen Panzern brennen, explodieren. Kilometerweit bebt die Erde. Die Panzerkolonne kommt zum Stehen. Das deutsche Heer gewinnt Zeit. Inzwischen zerhacken andere TORNADOS die Startbahnen der gegnerischen Luftwaffe mit TORNADO-Spezialbomben. 70 Millionen Mark kostet eine Maschine einschließlich der acht Tonnen Bombenlast.“

Teuer, aber eben der „Preis der Sicherheit“. Das muß uns die todsichere Wunderwaffe schon wert sein, nichts kann schiefgehen. *Bild*: „Alles macht der Computer. . . Die beiden Piloten müssen nur entscheiden, wann sie (die TORNADO) ihre tödlichen Waffen einsetzen soll.“ – „Fire and forget“ (MBB-Slogan).

„Elektronische Kampfführung“ (Eloka) lautet das neue Zauberwort von Militärs und Hochrüstern. Sie soll endgültig den waffentechnologischen Durchbruch bringen, den Osten in die Knie zwingen. Vor allem der Einsatz der Mikro-Prozessoren sorgt dafür, daß sich die Destruktivkraft moderner Waffensysteme atemberaubend schnell entwickelt: Miniaturisierung von Kernwaffen, punktzielgenaue Interkontinental- und U-Bootwaffen und vor allem cruise missiles, die neue „Geheimwaffe“ der USA – für all diese Vernichtungssysteme sind die „Mikros“ die Schlüsseltechnologie. William F. Perry, unter der Carter-Administration Staatssekretär für Rüstungsforschung im US-Verteidigungsministerium, zu den 6 000 cruise missiles, die in den USA entwickelt werden: „Das bisherige sowjetische Luftabwehrsystem, das schon 100 Milliarden Dollar gekostet habe, sei gegen die cruise missiles ‚völlig nutzlos‘. Die Sowjets müßten weitere 50 Milliarden Dollar für ein verbessertes Warnsystem ausgeben, aber wenn dieses dann vorhanden sei, würden die USA wiederum eine verbesserte Lenkwaffe besitzen, die noch schwerer zu bekämpfen sei. . . Staatssekretär Perry sagte voraus, die Lenkwaffen der USA würden in absehbarer Zukunft der sowjetischen Verteidigung immer überlegen sein. Die Sowjets würden jedoch nicht aufgeben, sondern blindlings weitermachen und ein neues strategisches Luftabwehrsystem entwickeln. Dies könnte den Amerikanern nur recht sein, denn wenn die Sowjets einen Haufen Geld für Verteidigungsmaßnahmen gegen die cruise missiles verschwenden, hätten sie

weniger Mittel für die Entwicklung neuer Angriffswaffen zur Verfügung.“ (*Süddeutsche Zeitung*, 16. 11. 78.) Gänzlich klar wird die Absicht, wenn man anstelle „neuer Angriffswaffen“ „System-Vorteile des Sozialismus“ setzt, oder einfach: sozialen Fortschritt.

Auch bundesdeutschen Konzernen ist, auf Kosten des Steuerzahlers, „die beste Elektronik für die Verteidigung gerade gut genug“ (Siemens-Anzeigentext). Als im Herbst 1978 die Topmanager der Rüstungskonzerne mit dem Verteidigungsminister samt Staatssekretären und den Spitzen der Bundeswehr über *Rüstungsplanung der 80er Jahre* und *Zukunftstechnologie* berieten, hielt Siemens-Vorstand Dr. F. Baur das Hauptreferat für die Rüstungsindustrie: „Die Bedeutung von Mikroprozessoren für Zukunftsprogramme“ – von Waffen. Rüstungsstaatssekretär Schnell kapierte und versprach wenige Wochen später, auf der 46. Tagung der Gesellschaft für Wehrtechnik, „mikro-elektronische Schaltkreise, wo immer möglich, auch im militärischen Gerät zu verwenden“ (*Handelsblatt*, 10. 5. 79). Den Geschäftsberichten von MBB und Dornier konnte man bereits entnehmen, daß sie eigenständig cruise missiles entwickeln, also mikro-elektronisch gesteuerte Marschflugkörper, die, von Radar und anderen Abwehrsystemen unbemerkt, ihre Bombenlast in jedes Ziel auf dem Territorium des Gegners tragen können.

BRD-Konzerne gehören auch in der Waffenproduktion wieder zur Weltspitze. Sie geben sich entsprechend selbstbewußt. Nur wenige Konzerne tarnen ihre Rüstungsproduktion noch als „Sonderfertigung“ oder verstecken sie, wie Siemens, das seinen 2,5 Milliarden-Rüstungsumsatz sinnigerweise im *Unternehmensbereich Kommunikationstechnik, Sparte Weitverkehrstechnik* verrechnet. Anders der Vorstandsboß von Flicks Panzerfabrik, Krauss Maffei, vor dem Club Münchner Wirtschaftspresse: „Wir bekennen uns klar zur Sache, deshalb sprechen wir nicht mehr von Sondertechnik, sondern von Wehrtechnik“. Bis zum „Wehrwirtschaftsführer“ reicht der Bekennermut noch nicht. Doch deutsche Waffen sind bereits wieder ein anderes Mittel der Politik.

Waffen für die Welt

So soll mit dem „Kettenwunder“ LEOPARD II gezielt eine globale imperialistische Panzerstrategie verfolgt werden, anders als beim LEOPARD I, der nur in NATO-Länder exportiert wurde. Die Lieferung von 77 LEOPARD I-Panzern im Rahmen einer 600-Millionen-„Militär-Sonderhilfe“ an die Türkei markierte gewissermaßen den Übergang. Die geostrategisch wichtige Türkei soll mit Bundeswehr-Waffen zur NATO-Bastion im Nahen Osten ausgebaut werden. Mit der geplanten LEOPARD II-Lieferung an Saudi Arabien sollen jetzt auch NATO-Grenzen überschritten werden und bundesdeutsche Panzer in Krisen- und Spannungsgebiete einrollen. Rüstungsfirmen wie Rheinmetall, Diehl und Krauss Maffei hatten schon vor Jahren die unbegrenzte Freigabe des Waffenexports gefordert. Doch damals ging es vorwiegend um den unmittelbaren Rüstungsprofit einiger Konzerne, konnte die Regierung sich noch Moral leisten, den Waffenexport in Spannungsgebiete gesetzlich verbieten. Jetzt geht es um die Absicherung des Profitsystems als Ganzes, um den Zugriff zum Öl, um die Erhaltung von Einfluß- und Absatzgebieten für die Multis.

Mit der „Ausschaltung des Schah-Regimes“ (Dregger) seien im Nahen Osten die „Lebenslinien Europas“ bedroht. Die politischen Agenten des Kapitals

geraten in Torschlußpanik. CSU-Zimmermann: „Wenn auch nur *ein* einziges weiteres Ölland nach dem Iran ausfällt“, sei der „energiepolitische Engpaß“ da. (Rede auf dem CSU-Zukunftskongreß, Redemanuskript S. 17). Mit Gewalt, notfalls mit Waffen, sollen weitere Positionsverluste verhindert, der Imperialismus wieder in die Offensive gebracht werden. CDU-Wehrexperte Wörner erklärte schon 1979 auf dem CSU-„Zukunftskongreß“ „die geographische Begrenzung der NATO für überholt“ (Redemanuskript S. 12) und verlangte „Schutzgarantien“ für Saudi Arabien, Pakistan, Ägypten, Israel und die Türkei.

Und für die SPD/FDP-Regierung sind jetzt die folternden Militärs in der Türkei Helden des „Freien Westens“, das marode, feudal regierte Scheichtum Saudi Arabien ein „befreundetes Land“ (Wischniewski). Das heißeste Spannungsgebiet wird pazifiziert zur „Zone europäischer Sicherheitsinteressen“ (Bruno Friedrichs, SPD-Vorstandsmitglied und Vize-Präsident des EG-Parlaments). F.D.P.-Wehrexperte Möllemann sagte es deutlicher, wozu der „Leoparden“-Sprung in die saudische Wüste dient: Leo lese sich arabisch, von rechts nach links, wie Oel. 30 % des BRD-Bedarfs kommt aus den Ölquellen Saudi Arabiens. Für Milliarden exportieren bundesdeutsche Konzerne dorthin. Der Diktator eines solchen Landes muß gepanzert werden, im Interesse des Profits der Multis.

Leos gegen Öl, zugleich ein Beitrag zum Ausgleich der defizitären Leistungsbilanz. „Wie gut es sich doch da trifft“, schreibt die Unternehmerzeitung *Wirtschaftswoche* vom 16. 1. 81, „daß gerade für den deutschen Panzer LEOPARD II in unserer Rüstungsindustrie noch immense Kapazitäten frei sind“. Der Kurs der Krauss-Maffei-Aktie ging binnen 3 Tagen um über zweihundert Punkte in die Höhe. Flicks Manager hatten unternehmerischen Weitblick bewiesen: Die Serienfertigung des LEOPARD II im Oktober 1979 wurde in einer neuen Montagehalle begonnen, mit Kapazitätsreserven von 50 %, wie der Vorstand gegenüber der Presse versicherte. Wenig später wurde ein GEPARD-Flakpanzer auf Rädern der Öffentlichkeit vorgestellt, eine Gemeinschaftsentwicklung mit Siemens und Daimler Benz. Und genau diesen Panzer wollen die Saudis ebenfalls kaufen, wie man aus der Wirtschaftspresse erfährt. Nebst anderem sündteuren Kriegsgerät: Schützenpanzer MARDER (Thyssen-Industrie, Krupp-Mak) und das Luftabwehrsystem ROLAND (MBB). (Vgl. *Handelsblatt*, 22. 1. 81.) Das automatische NATO-Gewehr G-3 (Heckler & Koch) wird nach saudischen Angaben bereits in Saudi Arabien unter Lizenzvertrag hergestellt.

Man merkt, daß die Saudis einen Militärberater haben, der etwas von „Vorwärtsverteidigung“ mit bundesdeutschen Waffen versteht. Eingeleitet hat das umfangreiche Waffengeschäft der ehemalige Hitleroffizier und Inspekteur des Heeres, Albert Schnez. Es scheint, daß er mit LEOPARDEN und GEPARDEN weiterkommt als Rommel mit seinen TIGERN. Schnez spricht es auch ganz offen aus, daß er das überlebte Regime zum Kampf gegen die eigene Bevölkerung (Schnez: „Kampf gegen subversive Elemente“) und zum Überfall auf seine Nachbarn (Schnez: „Schnelle und weitreichende Angriffe“ – „Blitzkriege“) rüsten will (vgl. *Stern*, 28. 2. 80). Saudi Arabien als Golfpolizist, ausgerüstet mit modernsten Bundeswehr-Waffen. Die Rechnung

ist schon einmal nicht aufgegangen. Weder schwere Waffen aus den USA, noch Munition, Gewehre, Maschinenpistolen und Handgranaten aus bundesdeutschen Munitionsfabriken konnten verhindern, daß die Iraner den korrupten Schah außer Landes jagten und folgerichtig die milliarden schweren Öl- und Importgeschäfte mit den Aufrüstern ihres früheren Peinigers stornierten.

Der direkte Einsatz von Bundeswehrtruppen ist deshalb nur die Konsequenz der jetzigen Stellvertreter-Politik. Dregger forderte schon im Januar 1980, auf dem Sicherheitspolitischen Kongreß der CDU, „eine angemessene militärische Präsenz des Westens, nicht nur der Flottenpräsenz, sondern auch Flottenstützpunktpräsenz in dieser Region“. (Redemanuskript S. 28). Der *Münchener Merkur* rief zur Besetzung der Ölfelder auf (27. 6. 79). Schon die Lieferung von 300, im Gespräch sind sogar 600, LEOPARD-Panzern, einer hochkomplizierten Kampfmaschine mit vier Mann Besatzung, erfordert die Präsenz von Soldaten und Offizieren der Bundeswehr als „Berater“ und „Ausbilder“ der 45 000-Mann-Armee des Scheichs.

Strauß hatte die imperialistische Aufgabe Westeuropas und der Bundesrepublik 1979 auf dem CSU-Zukunftskongreß so definiert: „Die erste Konsequenz aus der veränderten Weltlage muß sein, daß wir Europäer uns endlich von der Mentalität befreien müssen, daß die Amerikaner alles an unserer Stelle zu tun, für uns zu leisten hätten, . . . und wir uns deshalb eigenes Machtdenken . . . ersparen könnten. Man sollte doch endlich zur Kenntnis nehmen, daß die Amerikaner nicht mehr bereit sind, diese Rolle zu spielen, daß sie auch nicht mehr in der Lage sind, diese Rolle zu spielen“. (*Bayernkurier*, 24. 11. 79, S. 22).

Die Lieferung von LEOPARD II-Panzern an Saudi Arabien, so ließ Außenminister Genscher wissen, könnte „ein Beitrag im Rahmen eines westlichen Gesamtkonzepts“ sein (*dpa*, 9. 1. 81). Kanzler Schmidt rechtfertigte die Lieferung von Schießgerät in Spannungsgebiete damit, daß die Bundesrepublik „in eine neue Rolle“ hineingewachsen sei. – In die Rolle des Hilfssheriffs des Weltgendarmen USA. Mit Haig in die Wüste?

„Arbeitsteilung“ mit den USA in Europa

Auch in Westeuropa gliedert die Bundesregierung fast bruchlos ihre „Sicherheits“-Politik in die US-amerikanische Global- und Konfrontationspolitik ein. Höchste Militärs führen bereits Planspiele durch, wie die „Lücken“ zu schließen seien, wenn die US-Army in der Golf-Region militärisch interveniert. Generalleutnant Domröse, stellvertretender Stabschef des NATO-Oberkommandos in Europa, kommt zu dem Ergebnis, daß für die „Arbeitsteilung zwischen den Bündnispartnern“ die „schnelle Entscheidung zur Aufstellung von 6 deutschen Reservebrigaden. . . für die Vorne-Verteidigung der Bundesrepublik“ unbedingt nötig sei (vgl. *Europäische Wehrkunde*, Nr. 1/81, S. 6). Die USA könnten sich auf die „bloody Germans“ verlassen, versicherte Kanzler Schmidt im Vorjahr Carter. An dieser Nibelungentreue der SPD/FDP-Regierung ändert auch nichts, daß die neuen Abenteurer im Weißen Haus das SALT II-Abkommen zerreißen, SALT I in Frage stellen und Verhandlungen mit der Sowjetunion überhaupt erst aus einer Position der militärischen Stärke führen wollen. Kanzler Schmidt bescheinigte Reagan „klare Sicht“, schätzte ihn als einen Politiker, der „weiß, was er will“. Reagans Außenminister Haig

wollte schon als NATO-Oberbefehlshaber für Europa die Neutronenbombe installieren und die „Atomwaffen des Bündnisses modernisieren“. Er drängt jetzt auf die Stationierung der neuen Atomraketen und „will den Einsatz von Atomwaffen nicht ausschließen“ (*ap*, 12. 1. 81). Denn nach Haig gibt es „wichtigeres für die USA als Frieden“. (*AZ*, 12. 1. 81)

Der count down zur Stationierung neuer Atomraketen läuft exakt. Bonn versicherte den USA, daß alle infrastrukturellen Maßnahmen „zur Aufnahme“ der PERSHING II und cruise missiles „verzugslos“ erfolgt seien. Bundesdeutsche Konzerne steigen bereits kräftig in das Geschäft mit dem Atomtod ein. So erhielt MAN jetzt von der US-Army einen 160-Millionen-Auftrag zur Lieferung von 465 geländegängigen schweren Sattelzugmaschinen.

Liefertermin: Mitte 1982 bis August 1984. Die Terminierung weist auf den Verwendungszweck dieser Fahrzeuge hin, der so umrissen wird: „Die Fahrzeuge sollen bei der US-Army in Europa als Zugmaschinen für die Start/Transportsattelaufleger der Artillerierakete PERSHING bzw. der Marschflugkörper TOMAHAWK eingesetzt werden.“ (*Wehrtechnik*, 1/81). Das 15,39 Meter lange Gespann bildet so die mobile Startrampe für die neuen Atomraketen. Mit ihm sollen sollen die PERSHING II oder cruise missiles (Sprengkraft zehnmal Hiroshima-Bombe) im „Ernstfall“, bei Alarm oder im Manöver über Autobahnen und Bundesstraßen in die bis zu 160 km entfernten Feuerstellungen gezogen werden.

Auch andere Konzerne hierzulande arbeiten mit der US-Rüstungsindustrie bei der Entwicklung und Perfektionierung der neuen Massenvernichtungssysteme bereits eng zusammen. Die Vereinigten Flugtechnischen Werke (VFW), jetzt MBB-Konzern, testeten im Frühjahr 1980 die Mini-cruise missile LOCUST, die sie zusammen mit der Firma General Dynamics entwickelten. Letztere ist wiederum Generalauftraggeber für Entwicklung und Herstellung jener 464 cruise missiles TOMAHAWK, die in Westeuropa stationiert werden sollen. Dornier arbeitet seit 1980 mit Lockheed in der cruise-missile-Technologie zusammen. Siemens und Dornier integrieren und warten das „Frühwarnsystem“ AWACS, das treffender als Luftspionagesystem und fliegender Gefechtsstand einzustufen ist.

Mit diesen Unteraufträgen werden Rüstungskonzerne auch profitmäßig daran interessiert, daß unser Land zur Raketenrampe der USA wird. Ehemalige Spitzenmilitärs in Konzerndiensten dehnen ohnehin ihre Lobby-Tätigkeit bereits auf diese Waffensysteme aus. So forderte der frühere Luftwaffeninspekteur und Vorsitzende des NATO-Militärausschusses, General a. D. Steinhoff, in Ergänzung zum Brüsseler NATO-Ratsbeschluß die Installation einer großen Zahl mit konventionellem Sprengkopf bestückter cruise missiles. Steinhoff: „Kein gegnerisches Ziel wäre vor ihnen sicher“. Steinhoff ist heute Vorsitzender des Beirates der NATO-Propaganda-Zeitschrift *NATO's Fifteen Nations* und Aufsichtsratsvorsitzender bei Dornier. Und bei Dornier wiederum werden – wie bei MBB – sog. Luftangriffs-RPV entwickelt, cruise missiles, die, wie es im Geschäftsbericht heißt, zur „Zerstörung gegnerischer Flugplätze, Luftverteidigungs- und Frühwarnstellungen“ eingesetzt werden sollen. Erst Ausschaltung der gegnerischen Luftabwehr und dann der Überfall mit Atomraketen?

Auch sonst wachsen mit dem Zulauf der neuen Waffengeneration die Zweifel am defensiven Charakter der Bundeswehr. „Verteidigung“? – mit einem Heer, das selbst nach Ansicht höchster Bundeswehroffiziere seiner Struktur und Bewaffnung nach dazu gar nicht in der Lage ist? So General Uhle-Wettler, Kommandeur einer Panzer-Lehr-Brigade und Planungschef im NATO-Hauptquartier SHAPE. In seiner Studie „Gefechtsfeld Mitteleuropa“ weist er nach, daß man mit der Installierung riesiger Panzerverbände ganz bewußt am „Erbe Guderians“ anknüpfte und systematisch „ein Heer entwickelt (hat), das am besten für weitreichende Angriffsoperationen im offenen Gelände geeignet wäre“, indessen zur Verteidigung des weitgehend verdeckten Geländes in Zentraleuropa nicht taugt. (Vgl. Franz Uhle-Wettler, *Gefechtsfeld Mitteleuropa*, München 1980, S. 75). „Weitreichende Angriffsoperationen“? – Springers *Welt* hat es anläßlich der Übergabe des Kampfpanzers LEOPARD II ausgerechnet: In 17 Tagen käme „der beste Panzer der Welt“ 3 800 km weit – auch unter „arktischen Bedingungen“, wie Spielberger, Hofschreiber von Krauss Maffei versichert. General Guderian schaffte nur 2 000 km – bis kurz vor Moskau. Zum Ural ist es fast doppelt so weit. „Wir wollen mal in Nostalgie machen“, dröhnte der Pressesprecher von Krauss Maffei bei der Übergabefeier des LEO II durch den Lautsprecher und schlug ein Vergleichsfahren mit dem eigens herbeigeholten PANTHER – Panzer, dem Hauptkampfpanzer der Hitler-Wehrmacht vor. Jedenfalls wird auch heute weiträumig geprobt. General Uhle-Wettler: „In unseren Manövern üben wir weitreichende Panzerraid und bewegliche Operationen über weite Räume hinweg.“ Unser ehemaliger Inspekteur bezeichnete das Heer gar als „gepanzerte Lawine“. (a. a. O., S. 66). In Shilo, in der kanadischen Provinz Manitoba, errichtete das Heer dafür eigens einen 32 000 Hektar großen Panzerübungsplatz, um LEOPARD-Verbänden den großräumigen Panzerangriff in der Ebene mit scharfem Schuß zu ermöglichen.

Wie defensiv ist eine *Marine*, die in Spannungszeiten Zerstörer in das Krisengebiet schickt, die ihren Einsatzradius im Norden jetzt schon bis zum Eismeer ausgedehnt hat? Kiep und Dregger wollen „deutsche Marineeinheiten“ auch „im Mittelatlantik oder im Südatlantik oder am Kap“ aufkreuzen lassen, um die „Lebenslinien (der Bundesrepublik) im extremen Fall zu sichern“. (*Spiegel-Interview*, Nr. 30/1980, S. 27). Die bestellten Fregatten und Schnellboote werden zu dieser Kanonenbootpolitik noch besser befähigen. Verteidigen? Mit einer *Luftwaffe*, die mit der „raffiniertesten Tiefangriffsmaschine der Welt“ ausgerüstet wird (vgl. *Die Welt*, 5. 7. 80), mit dem TORNADO, die „leider mehr Offensiv- als Defensivcharakter besitzt“. (SZ, 18. 12. 70). Schon 1973 hebt der damalige Vorsitzende des NATO-Militärausschusses General Steinhoff in Auswertung des Nahost-Krieges die „hohe Eindringtiefe“ dieses Allwetterflugzeuges hervor und wird noch deutlicher: „Die Luftwaffe braucht natürlich einen bestimmten Kern von Flugzeugen, die in der Lage sind, den SAM-Raketenzaun zu durchbrechen, Radar- und Führungsgefechtsstände in der Tiefe auszuschalten, Flugplätze anzugreifen, Nachschub zu bekämpfen.“ (*Spiegel-Interview*, 19. 11. 73). „Unterm Zaun durch“ lautet die entsprechende Anzeige für das TORNADO, was besagen soll, daß es – ähnlich wie die cruise missiles – das gegnerische Radar

unterfliegen kann und von dem sowjetischen Luftabwehrsystem SAM nicht erfaßt würde.

Der Militärexperte und Friedensforscher am Starnberger Max-Planck-Institut, Luftwaffen-Oberstleutnant a. D. Mechttersheimer, weist in einer Studie nach, daß das angebliche Mehrzweckflugzeug TORNADO eigentlich nur als Flächenbomber und Atomwaffenträger zu gebrauchen ist. Da aber die Bundesrepublik bisher keine Verfügungsgewalt über Nuklearwaffen hat, werden für das TORNADO von MBB und Diehl spezielle Flächen- und Streuwaffen entwickelt, die ganze Landstriche unpassierbar machen sollen. „Die Wirkung käme fast der einer kleinen Atombombe gleich“ (*Der Spiegel*, 3. 5. 76). Ein Beobachter beschreibt die Wirkung dieser „Mehrzweckwaffe“ (MW): „Die Einschläge der Munition auf den Boden ergeben einen Eindruck einer mit 300 Meter in der Sekunde voranrasenden Feuerwalze. Kilometerweit bebt die Erde“ (*Stern*, 24. 4. 78).

Fehlt nur noch die Entwicklung der „Bombe“ selbst. Es besteht kein Zweifel, daß bundesdeutsche Atomkonzerne über das Know-how verfügen, um binnen weniger Monate die Produktion von Atom- oder Wasserstoffbomben aufzunehmen. Die geplante Wiederaufbereitungsanlage in Gorleben, der damit verbundene Anfall von großen Mengen „bombenreinen“ Plutoniums, würde die Bundesrepublik „in die Lage versetzen, in kurzer Zeit ein großes Arsenal an Kernwaffen herzustellen“, sagte Frank Barnaby, Direktor des Stockholmer Friedensforschungsinstituts beim Bonner Atomhearing (*FAZ*, 4. 4. 79).

Bankrott oder Krieg?

„Pech, wenn der Gegner TORNADO hat“, so pries noch vor zwei Jahren MBB/Panavia in Zeitschriften-Anzeigen dieses „größte technologische Programm seit Christi Geburt“ (Helmut Schmidt). Seit Apels finanziellem Offenbarungseid in Sachen TORNADO wird endgültig klar, wer hier vom TORNADO heimgesucht wird. Der Wirbelsturm hinterläßt bereits jetzt verheerende Folgen bei den Staatsfinanzen. Wie Apel selbst vorrechnete, ist der neue Kampfbomber bereits achtmal so teuer wie der STARFIGHTER: 70 Millionen DM System-Stückpreis (= Preis für die Maschine plus anteilige Entwicklungskosten, Wartungs- und Bodenreinrichtungen.) 322 Maschinen sind für Luftwaffe und Marine bestellt. Mit seinem Vorgänger, dem STARFIGHTER, hat er offenbar nur noch die hohe Absturzquote gemeinsam: Von acht TORNADO-Prototypen sind bereits zwei zu Bruch gegangen.

TORNADO ist zwar das teuerste, aber doch nur *ein* Projekt im Rahmen der „Waffengeneration der 80er Jahre“. Andere Milliardenprojekte sind: Kampfpanzer LEOPARD II (Krauss Maffei/MaK) insgesamt 7,2 Milliarden DM, Flak-Panzer GEPARD (Krauss Maffei/Siemens) 4,1 Milliarden DM, Flak-Raketen-Panzer ROLAND 2,7 Milliarden DM, Späh- und Transport-Panzer (Thyssen) 1,0 Milliarden DM, Kampfhubschrauber (MBB) 1,6 Milliarden DM, Erdkampfbomber ALPHA JET (Dornier) 3,5 Milliarden DM, Lenk Waffen HOT, MILAN, KORMORAN (MBB) 2,6 Milliarden DM, AWACS (Dornier/Siemens) 1,2 Milliarden DM, Fregatten F-122 (Vulkan Werft) 2,8 Milliarden DM, Schnellboote (AEG) 1,0 Milliarden DM, Kfz-Folgegeneration

(MAN, Daimler, u. a.) 9,4 Milliarden DM ... (Vgl. F. Schmid/Armin Cullmann, Das Pulverfaß, S. 23 u. S. 67 ff). Im Mai 1980 gibt Apel die „Kosten dieser neuen Waffengeneration“ mit „rund 55 Milliarden DM“ an. (Pressemitteilung BMVtg. 29. 5. 80); im Fernsehinterview am 15. Jan. 81 nennt er schon die Zahl 66 Milliarden DM. Genauere Berechnungen kommen allein beim militärischen Großgerät auf ein Gesamtvolumen von 77 Milliarden DM, zahlbar zum überwiegenden Teil in der ersten Hälfte der 80er Jahre (vgl. Jörg Huffscheid, Der Großmachtkurs und seine Folgen, *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Nr. 11/80, S. 1320 f).

Die Zahl 77 Milliarden DM bezieht sich auf den Preisstand von 1978. Waffentechnologischer Größen- und Großmachtwahn, allgemeine Inflation und das „Diktat der Rüstungsfirmen“ (MRCA-Experte Bruno Köppl) lassen die Preise der neuen Waffensysteme in den Himmel schießen. Beim TORNADO gibt Apel die durchschnittliche jährliche Inflationsrate mit 14 % an, ähnlich sind die Preissteigerungen bei anderen Waffensystemen. Die „zweite Waffengeneration“ wird weit mehr als 100 Milliarden DM kosten.

Großspurig verabschiedete sich Leber: „Wer mein Nachfolger wird, braucht nur zu bezahlen, was ich bestellt habe“. Nachfolger Apel bestellte noch dazu, empfahl sich den Generälen als „Rüstungsfinanzierungs-Minister“ und ist jetzt im Sinn des bürgerlichen Rechts pleite. 700 Millionen DM zusätzlich erpreßte er, um wenigstens die Hälfte der aus 1980 noch unbezahlten Rechnungen begleichen zu können. Für 1981 wurden um 50 % mehr für Flugzeuge und Flugkörper im Etat angesetzt. Und es reicht immer noch nicht. Im Gesamtbeschaffungsprogramm fehlen bereits jetzt 10 Milliarden für die nächsten fünf Jahre (*Generalanzeiger*, 20. 11. 80). Zur Finanzierung werden Sozial- und Bildungsausgaben rigoros zusammengestrichen werden, wie es Wörner auf dem Sicherheitspolitischen Kongreß der CDU im Januar 1980 forderte: „Mit der Wohlstandsduselei, der mangelnden Opferbereitschaft muß Schluß gemacht werden“ (Redemanuskript). In der Haushaltsdebatte 1981 übertrafen sich Regierung und Opposition in der Frage, wer dem Volk die größten Opfer abverlangen könne. Im Jahreswirtschaftsbericht mutet die Bundesregierung ihren Bürgern unverbrämt eine Senkung des Lebensstandards zu. Es bestätigt sich Karl Liebknechts Prophezeiung von vor 75 Jahren: „So wird der Militarismus zum gefährlichen Hemmschuh, oft zum Totengräber selbst desjenigen kulturellen Fortschritts, der an und für sich im Interesse der heutigen Gesellschaftsordnung läge. Schule, Kunst und Wissenschaft, öffentliche Hygiene, Verkehrswesen: alles wird aufs äußerste stiefmütterlich behandelt, da wir für Kulturaufgaben, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, bei Molochs Gefräßigkeit nichts übrig haben“. (Lenin/Liebknecht, Militarismus – Antimilitarismus, Ffm o. J., S. 123).

Politik der militärischen Stärke, imperialistische Expansion mit Waffengewalt, Eingliederung in die US-Globalstrategie kommen uns teuer zu stehen. „Bankrott oder Krieg“ titulierte jüngst eine Wirtschaftszeitung einen Artikel über die soziale und ökonomische Misere in Israel, das auf dem Wege ist, sich zu Tode zu rüsten. Auch uns droht der totale Rüstungsstaat, die gleiche Zwangslage, wenn wir uns gegen diesen verhängnisvollen Kurs nicht zur Wehr setzen.

Armin Cullmann Das Pulverfaß. Oder: Friedenspolitik zum Anfassen.

Am 10. September 1980 steht in meinem Kalender: *Mit Pulverfaß Fußgängerzone Kempten im Allgäu*. Dahin fahren wir nun. Wir – das sind Freunde der Münchner Bürgerinitiative für Frieden und Abrüstung, dabei zwei Pulverfaß-Bastler von der DKP.

Wir hatten miteinander überlegt: Wie können wir mit der Bevölkerung so ins Gespräch kommen, daß es nicht gleich nach den ersten Sätzen in der Konfrontation versandet oder im Allgemeinen stecken bleibt? Dieses Allgemeine hatten wir oft genug am Stand erlebt: gegenseitiges Mißtrauen, selbst mit Fakten schwer zu erschüttern, mit nackten Zahlen noch schwerer.

Glaubst du, die Russen wollen Krieg, hatte Jewgeni Jewtuschenko gefragt. Glaubst das ein Arbeiter aus München, eine Hausfrau aus Augsburg, ein Bauer aus dem Allgäu? So direkt darauf angesprochen, ob die Russen Krieg wollen, sagen die meisten nicht ja. Sie sagen aber auch nicht nein. Wenn wir nicht rüsten, kommen die Russen, sagen viele. Ob die Rüstung nicht deshalb so gesteigert wird, weil bei uns, im Westen, einige möchten, daß wieder nach Rußland marschiert wird? So zu fragen, scheint den meisten zu verwegen. Auch der Hinweis auf 1914, 1939 und 1941, als deutsche Truppen die Grenzen nach Osten hin überschritten, nützt wenig. Ja damals, das waren doch andere Zeiten.

Frieden in Europa, das klingt so selbstverständlich. Wenn wir von der Gefahr des Kriegs in Europa sprechen, klingt es in den meisten Ohren unwahrscheinlich. Für den Frieden ist fast jeder.

Aber schon da, wo wir sagen, daß zum Frieden die Abrüstung gehört, scheiden sich die Geister. Generäle der Bundeswehr wollen den Frieden durch Abschreckung, sagen sie jedenfalls. Die Bundesregierung durch Abschreckung und Entspannung. Die CSU durch die Politik der Stärke. Die meisten Leute haben, trotz mancher Enttäuschungen, im allgemeinen Vertrauen zum „Bonner Spektrum“, zur Regierungskoalition die einen, zur Opposition die anderen, und sie haben ein grundsätzliches Mißtrauen gegen „den Osten“, gegenüber der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern. Das überträgt sich ganz schnell auch auf den, der ihren Glauben an dieses Weltbild zu erschüttern versucht. Wer immer wieder von der SS 20 hört, daß sie von den Russen mit drei Atomsprengköpfen auf ihn gerichtet ist, bekommt Angst vor ihr, ein schlechtes Gefühl, wenn er bloß den Namen hört. Wird ihm besser, wenn wir ihm sagen, sie hat in Wirklichkeit nur einen Atomsprengkopf?

Was können wir tun, um diesen Mechanismus aus Ängsten, Mißtrauen, Irrationalismen aufzubrechen? Der Hinweis auf die schönere Welt ohne Waffen bringt nichts. Keinem fällt ein, was er hier und heute dafür tun könnte, uns auch nicht, wenn wir an die Gefahren denken, die uns auf den Nägeln brennen. So viel ist klar: Wenn Strauß „die Straße“ fürchtet, müssen wir auf die Straße gehen. Wenn Schmidt Politik hinter verschlossenen Türen macht, mit den NATO-Militärs, dann müssen wir Politik auf der Straße machen, mit den Bürgern.

Unsere Straße heute ist die Kemptener Fußgängerzone. Ein schöner Nachmittag. Einheimische und Touristen bummeln zwischen Geschäften und der obligaten Kaffeeschänke mit der besten Bohne, trinken eine Tasse im Freien. Das ist er also, der vielberufene „kleine Mann“, den wir erreichen wollen, erreichen müssen, damit er was tut für seinen, unseren Frieden.

Was wir tun, erregt auf alle Fälle schon Aufmerksamkeit. Zweie tragen große Platten heran, ein Metallgestell wird aufgebaut, die Platten werden befestigt, vorne fügen sie sich zu einer Landkarte zusammen, hinten von einem Drahtgewirr überzogen. Bei der Funktionsprobe erscheinen vorne farbige Lichtsignale, bunte Markierungen, und oben drüber steht „Pulverfaß Südbayern“.

Schon während der Montage sammeln sich 30, 40 Menschen vor der entstehenden Schautafel, wollen alles genau sehen, aus nächster Nähe, und der erste drückt selber auf den Knopf: „Da wohn ich, bei uns ist auch was“. Was ist da? Was bedeutet es für ihn, der da wohnt? Gerade darauf wollen wir antworten. „Liebe Kemptener,“ kommts über unser Megaphon, „wir erklären jetzt, warum wir diese Informationswand *Pulverfaß Südbayern*...“ Weiter kommt der Redner nicht, ein Mann springt wie ein Schachterl auf ihn los, hin zur Wand, er will sie umwerfen, schreit: „Lügner, Verleumder, geht auf den Roten Platz, ihr Schweine.“ Einige Zuschauer klatschen Beifall, doch den meisten will die Logik mit dem Roten Platz nicht eingehen, wo es hier doch um Südbayern gehen soll. „Erst einmal ausreden lassen, wird schon ein Schmarrn sein, aber wir sind ja in einer Demokratie.“ Die Neugierde ist größer, und die Lichter und die Zeichen wirken so amtlich, so unwiderlegbar, noch dazu, wenn man sie selber aufleuchten läßt. Eine Frau kommt nach vorn: „Ich muß gleich weg, was ist mit den Raketen da, hier in der Nähe wohne ich.“ Vertrauen in die da oben ist zwar bei vielen vorhanden, aber die Raketen vor der Haustür, da wird's brenzlich. Nix Gwisses weiß man net, sagt man da in Bayern. Drum sollen die auf alle Fälle mal reden.

Der Auflauf, den der Mann mit verursacht hat, tut seine Wirkung, es sind jetzt wohl 200, die im Halbkreis um das „Pulverfaß Südbayern“ stehen und uns zuhören. Auf Knopfdruck leuchten die einzelnen Symbole auf, zu jedem geben wir die Erklärung. Die Lichter, die sich die Bürger nun selber aufstecken, lassen Südbayern in einem ganz neuen Glanz erscheinen. Einem gefährlichen Glanz. Ein neues Bayernbild, Bomber und Bomben statt Berge.

Nach einer halben Stunde stehen die 200 immer noch da, neue drängen nach vorn, um zu sehen, was es da im einzelnen alles gibt: deutsche und amerikanische Kasernen, Truppenübungsplätze, Militärflugplätze mit Einflug- und Tiefflugschneisen, angrenzende Atomkraftwerke und auch schon Atomruinen, Bundeswehrhochschulen, die Zentren für Rüstungsforschung und Rüstungsproduktion, ein Bombenabwurfplatz, die CIA-Sender Radio Free Europe und Radio Liberty, die Geheimdienstzentralen von BND und MAD, und immer wieder Atomraketenstellungen.

Ein paar wollen jetzt wieder provozieren, eine Diskussion verhindern. Die meisten aber wollen ihre Fragen los werden, ihre Einwände. „Ich arbeite selber in einem Rüstungsbetrieb, hier.“ Er zeigt auf die Karte. Die stimmt also. „Ja, aber die Rüstung sichert meinen Arbeitsplatz, und nicht nur meinen.“ Wirklich? In den letzten zehn Jahren hat die Bundesregierung 485 Milliarden für

Rüstung und Militär ausgegeben – und die Arbeitslosen sind mehr geworden. Jetzt setzt sie überall den Rotstift an, ausgenommen wieder Rüstung und Militär, und in Bayern verlassen immer mehr Panzer, Bomber, Raketen die Fabrikhallen – und die Arbeitslosenziffern steigen weiter und weiter. Könnten die Facharbeiter und Ingenieure dieser Betriebe an ihren modernen Maschinen nicht Dinge produzieren, die für uns alle von Nutzen wären, Verkehrsmittel zum Beispiel, die einen in einer knappen Stunde von München ins Allgäu bringen, sicher, bequem und billig?

„Macht das unter Euch aus, ihr Männer, ich muß das genauer wissen mit diesen Raketen“, drängt eine junge Frau. „Das mit den Raketen bei Landsberg stimmt, aber woher wissen Sie, daß da auch Atomsprengköpfe sind?“ Im bayerischen Schwaben steht jetzt schon die Pershing I, es gibt mehrere Flugplätze, von denen aus Atombomber starten können. Wo die Bomber und die Raketen stehen, müssen die Atomsprengköpfe in der Nähe sein, rund 5 000 in der Bundesrepublik Deutschland. Und die Amerikaner verfügen über den Einsatz. In ihrer *Direktive 59* gehen sie aus von der Möglichkeit, daß sie in Europa einen „begrenzten Atomkrieg“ führen. Bisher hatte es geheißsen, daß die Vernichtungskraft der Atomwaffen selbst es ist, die einen Atomkrieg verhindert. Jetzt, wo nach den NATO-Beschlüssen noch mehr und noch gefährlichere Atomraketen bei uns stationiert werden sollen, die Pershing II und die cruise missiles, jetzt soll der Krieg wieder denkbar gemacht werden, jetzt soll er „begrenzt“ geführt werden. Begrenzt auf Europa, begrenzt auf die Gebiete, wo die neuen Mittelstreckenraketen konzentriert sein sollen, auf unser Land also?

Unbeschwert mit dieser Drohung der Bombe kann nur leben, wer ihre Gefährlichkeit verdrängt. Je ungenauer die Angaben darüber sind, desto leichter ist das zu schaffen. Aber nun stehen da zwei und drücken auf einen Knopf: „Da stehen also die Raketen, und da ist der Flugplatz“. – „Ja, und dazwischen, zwischen den Bomben wohnen wir“. – „Ich auch.“

Der Bauer von der Kreuth-Alm zündet noch lange keine Wetterkerze an, wenn's in Frankfurt blitzt und donnert. Erst wenn's vor seinem Haus einschlägt, heißt's „Hilf uns Gott der Herr“. Die Bundesregierung tut alles, um die Dinge so darzustellen, als seien sie weit weg. Die Sache mit den Bomben und den Raketen wird im Unklaren gelassen, bis heute fehlt jede offizielle Auskunft, wo denn die Stellungen und die Bunker und die Verschiebebahnen für die Pershing II und die cruise missiles gebaut werden sollen. Und sickert da und dort etwas durch, so daß Unruhe unter der Bevölkerung entsteht, dann gibt es Beruhigungspillen. In Fürstentfeldbruck etwa reden viele Einwohner über den örtlichen Fliegerhorst: Der zieht Bomben und Raketen an, wenn es einmal kracht. Genau in Fürstentfeldbruck bieten Firmen komplette Atombunker an und Ingenieurbüros ihre Planungen für Schutzräume. Und der Wehrpolitische Arbeitskreis der CSU veranstaltet Vorträge über den zivilen Luftschutz, mit Hinweisen seines 2. Vorsitzenden, wie man selbst im Freien, sechs Kilometer vom Explosionsort entfernt, einen Atombombenabwurf übersteht – bei günstigem Wind, sagt der Referent wörtlich.

Darauf mögen sich die Leute hier nicht verlassen, vor unserer Rüstungswand schon nicht mehr. „Erklärt doch noch mal, wie das mit der Flugzeit der neuen

Raketen ist!“ Knappe fünf Minuten fliegt eine Pershing II von Landsberg am Lech bis Moskau. In Bayern gibt's ein Sprichwort: Aber umgekehrt ist genauso gefahren. Sakrament, die schießen dann zurück! Nach „Europa“, das mag ja noch angehen, aber nach Landsberg. Und die Sowjets haben klar gesagt, und wir verschweigen das auch nicht, sie würden zuerst dorthin zurückschießen, von wo aus sie angegriffen werden.

„Aber wer sagt Ihnen, daß wir die Russen angreifen? Dem Strauß tät ich auch alles mögliche zutrauen, aber trauen Sie das dem Schmidt zu?“ Von den Personen kommen wir rasch zur Politik der NATO: die Macht der Amerikaner in diesem Bündnis, die Unterordnung der Bundesregierung unter die Interessen der USA, die unser Land zum Kugelfang für ihres machen wollen. „Kugelfang“? Raketenfang müßte das heißen, und das angesichts der Gefahr, die mit der Verkürzung der Flugzeit der neuen Raketen auf fünf Minuten entsteht, statt der 25 Minuten Flugzeit der Interkontinentalraketen. Was ist eigentlich, wenn das amerikanische Frühwarnsystem einmal mehr verrückt spielt und auf „Sowjet-Angriff“ schaltet? Bei einer Flugzeit von fünf Minuten fehlen genau die 20 Minuten, in denen man bisher noch Fehler im System suchen, das rote Telefon zwischen Washington und Moskau benutzen konnte, bevor man den berühmten Knopf drückt, der uns dann mitsamt den Raketen vor der Haustür ins Jenseits befördert. Dieser Raketenbeschluß ist verhängnisvoll, vor allem dieser Raketenbeschluß muß vom Tisch.

„Nicht solange uns die SS 20 bedroht“, verteidigt der Sozialdemokrat die Haltung der Bundesregierung. Schon war er wieder in schöner Eintracht mit den CSUlern, mit denen er sich vorhin noch gehakelt hatte wegen der Entspannungspolitik, wegen Strauß und der bayerischen Rüstungsmafia. Dem muß ich nun doch von dem CIA-Schwindel mit den drei Sprengköpfen erzählen. Und wenn jetzt die Russen schwindeln? Ich verspreche ihm die Fotokopie einer todsicher nicht moskauhörigen Quelle. Er gibt mir seine Adresse.

Andere verurteilen schon den Raketenbeschluß der NATO, sehen aber die Schuld zu gleichen Teilen bei Amerikanern und Russen. Und wer da recht hat, wirft einer ein, das ist so kompliziert, da sehen grad noch die Experten durch. So hat er es beim Bund gehört. Klar, die Offiziere versuchen das Ganze wieder auf die ihnen geläufige Expertenebene zu bringen, so mit Overkill und Megatonnen hüben und drüben. Der „kleine Mann“ soll staunen und bloß keine Fragen stellen, die mit den Auswirkungen für ihn selber, für die Bevölkerung hier zu tun haben.

So ist bei der Bundeswehr auch die Frage tabu, was denn eigentlich mit der Bevölkerung geschieht, wenn es zum „Spannungsfall“ kommt. Auf der Informationswand sind deutsche und amerikanische Kasernen rot eingezeichnet, beileibe noch nicht alle. Im Spannungsfall würden diese Truppen aufmarschieren, Richtung Grenze, mit allem Gerät. Im Spannungsfall wollen aber Millionen Zivilisten nach Hause, die ausländischen Kollegen in ihre Heimat, Millionen wollen weg von den Großstädten. Auf Autobahnen und Fernstraßen ginge es dann so zu, wie wenn man den Beginn der Sommerferien, Weihnachten und Ostern zusammenzählt. Was macht dann die Armee? Im Manöver haben sie das mit Großräumgeräten geprobt, und Helmut Schmidt hat damals

gesagt: „Deutsche Offiziere haben geweint“. Dann weinen, wenn es zu spät ist, hilft keinem. Jetzt muß das Pulverfaß Südbayern entschärft werden. Wir bilden uns nicht ein, daß wir aus jedem Saulus in so kurzer Zeit einen Paulus gemacht haben, aber beim Abbauen sind wir sicher, diese Stunden waren nicht umsonst. Auf der Rückfahrt machen wir ein wenig Bilanz: Kein Zweifel, die Politisierung der Bevölkerung während des Wahlkampfs erleichtert uns die Arbeit, an die Dreieinhalbtausend haben in diesen Monaten die Schauwand gesehen und sich dort selber Informationen abgeholt, die sich festsetzen und eingraben, weil sie als dokumentarische, unumstößliche Tatsachen vorgeführt und erlebt werden. Mancher will das schwarz auf weiß nach Hause tragen – 200mal haben wir dabei die Broschüre „Das Pulverfaß“, 100 Seiten Text- und Bildbeweise, verkauft. Die Wand weckt also den Appetit auf gründliches Kennenlernen der Fakten und der Probleme, nachdem sie zunächst die Menschen zum Zuhören und Zusehen, zum Selber-Probieren und Miteinander-Reden bewegt, alles nicht selbsternannte Experten, sondern Jugendliche, Arbeiter, Soldaten, Hausfrauen, Pfarrer, Geschäftsleute, Bauern. Und das spricht sich rum. Inzwischen fordern katholische und evangelische Jugendgruppen, Gewerkschafter und Grüne, Friedensinitiativen und Frauenkomitees unser „Pulverfaß Südbayern“ an. Sie wollen nicht mit dem Pulverfaß in die Luft fliegen. Sie wollen mithelfen, den Zünder für die große Explosion rauszudrehen.

Angelika Lehdorff-Felsko „Frieden – das ist die Zeit zwischen zwei Kriegen“

Ein süßer Panzer! Stück für Stück wird er abgeschnitten und für je – 50 DM verkauft. Sein Standort: ein Gymnasium in Köln. Sein Material: er ist aus Kuchen zusammengesetzt.

Das war eine der vielen Ideen zu dem eintägigen Fest „Kölner Schüler für Frieden“. Vorausgegangen war eine lange Diskussion in der Schülerversammlung, ob man als nächste politische Veranstaltung einen Informationsabend über Kriegsdienstverweigerung durchführen sollte, weil so viele Abiturienten verweigern wollen. Schon bald war man sich einig, daß eine solche Information nicht ausreicht. Die Frage: „Warum muß man zur Bundeswehr?“ führt unweigerlich zur weiteren Fragen: Was tut die Bundeswehr im Ernstfall? Wie sieht der Ernstfall aus?

Man war sich schnell einig drüber, daß es eine Veranstaltung zum größeren Thema Frieden sein müßte, und inzwischen hat die SV begonnen, andere Kölner Schulen anzusprechen, um Ähnliches dort zu initiieren.

Was in diesem Fall aus der Schülerversammlung kam, kommt sonst aus dem Unterricht. Schon seit einigen Jahren erhält man im Geschichts- oder sozialwissenschaftlichen Unterricht auf die Frage nach einem interessierenden Stoff die Antwort, man sollte mal über Krieg und Frieden, über Rüstung und Abrüstung reden.

Fast alle Schüler haben Angst vor einem Krieg – die einen ohne weiteres Wissen darüber, die anderen schon engagiert und bereit, etwas dagegen zu tun. Die Angst ist ihnen gemeinsam: der Krieg wird unmittelbar als Bedrohung der eigenen Zukunft empfunden.

So kommt es, daß ich mit diesem Thema als Lehrerin fast immer beschäftigt bin, jede neue Klasse hat es bislang vorgeschlagen. Die Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit sammeln konnte, lassen sich in vielen Punkten verallgemeinern, das hat auch der Kontakt zu anderen Lehrern an anderen Schulen gezeigt, die ihre Erfahrungen mit Unterrichtsreihen zum Thema Frieden haben. Zwei Punkte scheinen uns nach diesen Erfahrungen wichtig:

1. Ein Thema wie Krieg und Frieden läßt sich im Unterricht nicht behandeln, ohne daß man persönliche Betroffenheit herstellt. Es ist unmöglich, nur Fakten zu bringen und sich einer wertenden Stellungnahme zu enthalten. Zu Beginn der Reihe zeigen wir gewöhnlich einen Film, „War Game“ oder „Die Brücke“. Besser eignet sich „War Game“, weil er die Auswirkungen eines Atombombenangriffs drastisch vor Augen führt. Man kann mit Schülern nicht über Rüstungsvergleich oder gar neue Waffentechniken oder die Abschreckungsstrategie diskutieren, wenn man nicht zuvor die Folgen dieser Waffen sichtbar gemacht hat. Die persönliche Betroffenheit zwingt alle, Stellung zu beziehen für oder gegen Rüstung. Ein Unterricht wäre verfehlt, wenn er die Stellungnahme nicht zustande bringt.

2. Die persönliche Betroffenheit verlangt nach einer sinnvollen Form von Ausweg, nach Aktion. Beim ersten Mal mußten die Schüler mir das noch sagen: „Na und? Damit kann doch jetzt nicht Schluß sein?“ Über Kriegsdro-

hung, über ihre und unsere Angst vor einem neuen Krieg kann man mit den Schülern nur reden, wenn man ihnen gleichzeitig Möglichkeiten anbietet, gegen diese Angst anzugehen.

Häufig wurde mir im Unterricht vorgehalten: „Na, beim nächsten Krieg sind wir sowieso alle auf einen Schlag weg!“ Diese Position ist nicht nur bequem, sondern auch gefährlich. Sie schließt ein, daß man nichts gegen eine derartige Gefahr unternehmen kann, auch gar nicht sollte, weil letztendlich ein solch plötzlicher Tod eher angenehm sei. Gerade anhand des Filmmaterials kann man deutlich machen, daß hier nicht der schnelle schmerzlose Tod zu erwarten ist, sondern das langsame qualvolle Sterben beginnt.

Die resignierende Haltung: „Aber da kann man im Grunde ja doch nichts gegen machen“ fordert auch zum Widerspruch heraus. Nach dem Film hat bisher immer ein Teil der Schüler auf eine solche Haltung fast böse reagiert: „Soll ich denn hier stillsitzen und abwarten, bis das Schlachten beginnt?“

Aus diesem Grund haben wir jetzt begonnen, schon unmittelbar nach dem Film eine Anti-Kriegs-Aktion zu planen. Die Planung begleitet dann die Unterrichtsreihe und gibt zugleich wertvolle Hinweise auf die Besprechung weiterer Punkte im Unterricht.

Wer heute zur Schule geht, ist in einer Zeit aufgewachsen, in der offiziell Frieden herrscht. Gleichzeitig ist er mit dem Krieg, solange er denken kann, tagtäglich in Berührung gekommen: Kriegshandlungen werden per Fernseher ins Wohnzimmer geliefert, sie gehören sozusagen zum Alltag. Gerade für diese Schüler ist es wichtig, sich erst einmal zu vergegenwärtigen, daß wir in Europa noch nie eine so lange Friedenszeit hatten.

An dieser Stelle habe ich gewöhnlich mit der Definition des Begriffes Frieden angeknüpft. Interessanterweise – und das war sehr aufschlußreich auch für die Schüler – definiert sich bei allen „Frieden“ aus dem Begriff „Krieg“. Am prägnantesten hat diese Haltung ein Schüler mit seiner Definition zum Ausdruck gebracht, Frieden sei die Zeit zwischen zwei Kriegen. Er war hinterher selbst schockiert: „Mein Gott, ich setze ja schon voraus, daß der nächste Krieg unausweichlich ist.“ Wenn man in Arbeitsgruppen entwickeln läßt, was Frieden heißt, was er bedeutet, auch, wie schön er sein kann, habe ich immer eine sehr große Bereitschaft entdecken können, auch aktiv dafür einzutreten.

Die Vorbereitungen von Aktionen gegen Krieg sollten parallel zur Unterrichtsreihe laufen. Einmal erscheint so der Unterricht praxisnah, zum anderen stellt sich die Frage nach den Schuldigen an der Aufrüstung von selbst, wenn man Aktionen plant, die in irgendeiner Weise darauf abzielen, anderen die Zusammenhänge zum Thema Rüstung klarzumachen. Von besonderem Interesse ist für die Schüler die Haltung der Bundesrepublik zu Waffenexporten; hier läßt sich auch am deutlichsten die Frage nach den Schuldigen beantworten und ihre Skrupellosigkeit nachweisen.

In welchem Rahmen solche Aktionen ablaufen sollen, dafür kann man keine Rezepte geben, doch sind die Formen und Einfälle umso besser, je enger der persönliche Kontakt innerhalb einer solchen Vorbereitungsgruppe ist. Das trifft auch für die Bereitschaft der Schüler zum Engagement zu.

Das geplante Friedensfestival der Kölner Schüler z. B. hat sich bei uns erst im

Laufe von Wochen entwickelt; maßgeblichen Anteil daran hatte, daß wir uns gerne getroffen haben, gerne und außerhalb der Schule unsere Freizeit zusammen verbrachten. Auf dem Friedensfestival wird eine Podiumsdiskussion stattfinden, zu der auch ein Jugendoffizier eingeladen ist, geplant ist u. a. der Verkauf von Friedenspfeifen mit entsprechender Aufschrift, die von einer Arbeitsgruppe angefertigt werden. Es gibt einen Raum, in dem Anti-Kriegs-Filme im Non-Stop-Programm gezeigt werden, es wird ein Forum mit verschiedenen Gruppen geben, die Anti-Kriegs-Lieder singen; eine ganze Reihe Stände werden den Besucher erwarten, auch ein Stand der Unterstufe, an dem Kriegsspielzeug umgetauscht wird.

Mehrere Schüler haben sich mit Feuereifer auf die Aufgabe gestürzt, aus Büchern passende Fotos zu vergrößern, um so eine Fotoausstellung zustande zu bringen. Eine Ausstellung mit dem Titel „Es ist so schön, Soldat zu sein“, die mehrere Monate in Köln mit großem Erfolg lief, wird von uns übernommen. Um während der Vorbereitung noch mehr Leute in die Friedensgruppe – wie sie sich inzwischen nennt – hineinzuziehen, hat die Schülerzeitung einen Wettbewerb ausgeschrieben. Die besten Gedichte, Kurzgeschichten oder Bilder zum Thema Krieg und Frieden sollen abgedruckt und belohnt werden. Aus den Arbeiten wird eine Sondernummer der Schülerzeitung zusammengestellt, die gleichzeitig als Programmheft für das Friedensfest dient. Außerdem hoffen wir, daß bis zu diesem Fest noch eine Pantomimengruppe, die aus Schülern besteht, ein Programm mit passendem Thema erarbeitet hat.

Eine ganze Reihe witziger Gags am Rande zeugt inzwischen von dem Einfallsreichtum der Schüler. Lief die Arbeit zunächst eher zäh an, so freuen sich inzwischen eigentlich alle auf den nächsten Treffpunkt.

Bei allen bisherigen Aktivitäten von Schülern ist mir aufgefallen, daß das gemeinsame Erlebnis, die gemeinsam verbrauchte Zeit eine ganz wesentliche Rolle beim Gelingen der Aktionen spielen. Schüler sind keine Berufstätigen, die sich einmal im Jahr zu einer großen Friedenskundgebung treffen, aber ansonsten auch viel für sich allein machen können. Sie brauchen vielmehr die gemeinsame Beschäftigung in einer ganz intensiven Form, da die meisten von ihnen bislang keinerlei Erfahrung mit einer kontinuierlich arbeitenden Interessengruppe haben. Die Erfahrung, daß man innerhalb einer solchen Gruppe, die gemeinsam auf ein Ziel hinarbeitet, plötzlich auch andere Ebenen des Gespräches findet, daß man sich gegenseitig sympathischer wird durch die gemeinsame Arbeit, die Erfahrung auch, was die gemeinsame Freude über einen gemeinsam errungenen Erfolg bedeutet, ist außerordentlich wichtig für sie und muß so oft wie möglich wiederholt werden. Von der Zeit an, als die Gruppe zusammen in Urlaub fuhr, sich zum Weintrinken oder zum Frühstück traf, nahm auch schlagartig der Ideenreichtum zum Thema Friedensfest zu. Das ist natürlich ein ziemlich großes Problem. Die Zeit reicht bei mir (und auch bei einigen Schülern) häufig nicht mehr für weitere gemeinsame Aktivitäten. Andererseits ist es ein großes Erfolgserlebnis gerade für einen Lehrer, wenn man nach dem 10. Treffen immer noch feststellt, daß alle beschlossenen Aufgaben sofort freiwillig übernommen und mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt werden, wenn plötzlich Plakate, für deren Fertigstellung man bislang noch niemand benannt hatte, fertig vorliegen, oder wenn beim

nächsten Treffen unvermittelt einer meint: „Ich hab' schon mal die ganzen Gruppen für die verschiedenen Stände angeschrieben, das sollte ja noch aufgeteilt werden.“

Mit der Zeit entwickelt sich so eine beträchtliche Selbständigkeit der Gruppe. Nach meinen Erfahrungen und denen meiner Kollegen läuft am Anfang nichts, wenn der Lehrer nicht dabei ist. Heute brauche ich in dieser Gruppe die Arbeit kaum mehr zu organisieren, weil sich jeder verantwortlich fühlt, weil für jeden das Ergebnis gleich wichtig ist. Ohne unsere sonstigen Gemeinschaftserlebnisse wären wir mit Sicherheit nicht so weit; das Sich-Wohlfühlen in einer solchen Vorbereitungsgruppe ist sehr wichtig auch für die Bereitschaft zu späterem Engagement.

Gerade anhand dieser Erfahrung ist mir klar geworden, daß es im Augenblick keine Möglichkeit für Schüler gibt, sich im Friedenskampf zu organisieren und zugleich diesen „privaten“ Bedürfnissen gerecht zu werden. Die Abrüstungskomitees können diese Aufgabe nicht erfüllen, weil es bei den Schülern um regelmäßige wöchentliche Treffs und um kontinuierliche politische Diskussionen geht, aber auch um regelmäßige Aktionen in nicht zu großen Abständen. Sobald wir an der Schule kein konkretes Aktionsziel mehr vor Augen haben, schläft unsere Arbeit gewöhnlich schnell wieder ein.

Eine größere Organisationsform oder Zusammenfassung der Arbeit könnte gewährleisten, daß die vielen Friedensinitiativen, die es heute unter Schülern gibt, gemeinsam betrieben und anderen bekannt gemacht werden. Bis jetzt sind solche Initiativen relativ zufällige Ergebnisse der Arbeit einzelner Lehrer, die das Thema anschneiden, und einiger zum Engagement bereiter Schüler. Die Friedensarbeit dieser Schüler und Lehrer aus ihrer Zufälligkeit herauszuheben, das wäre nach meiner Ansicht eine durchaus lohnende Aufgabe.

Im Augenblick versucht eine Anzahl von Lehrern in Köln – des Alleine-Vor-Sich-Hin-Wurschtelns müde – sich über Friedenserziehung an der Schule zu informieren und sich gegenseitig zu helfen, Aktivitäten in Gang zu setzen. Wir wollen versuchen, uns jetzt auch mit Schülern zu treffen, woraus vielleicht größere Aktionen entstehen können. Die wichtigste Aufgabe aber besteht meines Erachtens darin, Organisationsformen für die Schüler zu suchen, die sich in der Friedensarbeit betätigen wollen.

Eine solche Gruppe für Schüler müßte eine große Verbindlichkeit gewährleisten, politische Diskussion, gemeinsame Freizeit nebenher, regelmäßige Treffs, regelmäßige Aktionen, auf die man hinarbeiten kann, Erziehung zur selbständigen Arbeit und nicht zuletzt eine Planmäßigkeit der Arbeit.

Eine solche Gruppe für Lehrer müßte ein planmäßiges Herangehen an die Friedenserziehung gewährleisten, die bisher lediglich von Zufälligkeiten abhängig war. Sie müßte gewährleisten, daß man sich gegenseitig Anstöße geben kann, Erfahrungen über die Initiierung von Friedensgruppen austauschen, Unterrichtsreihen über Rüstung und Abrüstung erarbeiten und einander vermitteln und nicht zuletzt auch gemeinsame größere Aktionen vorbereiten kann.

Wer aktuelle politische Begriffe nicht nur als Schlagwörter verwendet, sondern Anstalten trifft, sie hinsichtlich der Bedeutung und der Konsequenzen, die sie im Rahmen der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit der Bundesrepublik haben, zu erörtern, der wird, auch wenn seine Verschleierungsmanöver und seine Ausflüchte noch so geschickt sind, früher oder später dank seiner Wortwahl und dank seiner Argumentationsweise seinen ideologischen Standort preisgeben. Wer beispielsweise statt des Wortes Ungleichheit das Wort Verschiedenheit einsetzt, der versucht, die der Ungleichheit innewohnende Ungerechtigkeit zu beschönigen. Wer beispielsweise schreibt: „Die individuelle Freiheit findet in einer Marktwirtschaft ihren deutlichsten Ausdruck im Recht jedes einzelnen, seine persönlichen Ressourcen, besonders sein Leistungspotential . . . nach eigenem Ermessen auf Märkten einzusetzen, sei es als unternehmerisch Tätiger oder sei es als Kontrahent eines Arbeitsvertrages“, der verdreht nicht allein die Tatsachen, indem er verschweigt, daß der Mehrheit der Bevölkerung hierzulande mangels persönlicher Ressourcen keineswegs die Möglichkeit offensteht, sich für eine lukrative unternehmerische Tätigkeit zu entscheiden. Er verrät mit seiner Behauptung darüber hinaus, daß es sich bei der sogenannten individuellen Freiheit nur um das Privileg einer finanzkräftigen Minderheit handeln kann, die dank ihrer persönlichen Ressourcen tatsächlich imstande ist, zu entscheiden, ob sie sich einer unternehmerischen Tätigkeit widmen oder Kontrahent eines Arbeitsvertrages werden soll. Das Zitat, das man zumal wegen der Unbekümmertheit, mit der hier entscheidende Sachverhalte ausgeklammert werden, als beispielhaft für reaktionäre Argumentationsschemata bezeichnen kann, ist einem Buch mit dem Titel: „Kampf um Wörter?“ entnommen, das im Carl Hanser Verlag erschienen ist. In diesem Buch, das der Direktor des Instituts für Politikwissenschaft an der Universität Stuttgart: Martin Greiffenhagen herausgegeben hat, äußern sich maßgebende Persönlichkeiten, das heißt Professoren, Dozenten, Direktoren und Politiker in zumeist zwischen acht und zehn Seiten umfassenden Statements zu Begriffen, die hierzulande in aller Munde sind. Sie äußern sich unter anderem zu den Begriffen Chancengleichheit, Demokratisierung, Entspannung, Freiheit, Grundrechte, Demokratischer Sozialismus, Sozialstaat, Rechtsstaat und Freie Marktwirtschaft, also zu Begriffen, die ebenso oft gebraucht wie mißbraucht worden sind.

Allerdings sind die in dem Buch enthaltenen Statements nicht etwa der Rede wert, weil darin die durch eine in der Regel willfährige Verwendung verunstalteten einzelnen Begriffe wiederum zurechtgerückt würden. Der Rede wert sind die Statements vielmehr, weil darin, von wenigen Ausnahmen einmal abgesehen, die hier nicht zur Debatte stehen sollen, zu verfolgen ist, mit welchen sprachlichen Tricks und Kunstgriffen diese Begriffe ein weiteres Mal ihres ursprünglichen Inhalts so gründlich beraubt werden, daß sie sich nicht einmal

mehr als Formulierungen von politischen oder sozialen Forderungen der bundesrepublikanischen Wirklichkeit entgegenstellen lassen. Das gilt zum Beispiel für die durch die Verfassung gewährleistete Chancengleichheit, die besagt, daß alle Heranwachsenden, so verschieden ihre Elternhäuser sind, das gleiche Recht auf den Zugang zu den öffentlichen Bildungseinrichtungen haben und daß ihr Bildungsweg von ihren Fähigkeiten und Interessen bestimmt werden soll, nicht vom sozialen Rang und den wirtschaftlichen Mitteln der Eltern.

Dieses Recht empfindet der Niedersächsische Kultusminister Werner Remmers offensichtlich als überaus heikel. In seinem Statement zur Chancengleichheit schreibt er nämlich unter anderem:

„Es geht nicht an, alle Probleme, die man irgendwo in der Familie, im öffentlichen Leben, in der Gemeinde hat, der Schule aufzuhalsen . . . Viele wissen inzwischen sehr genau, wie die Schule auf ihre gesellschaftspolitische Überforderung reagiert: mit der Flucht in die totale Pauk- und Konkurrenzschule . . . Ein Schlüsselwort der Überforderungskrise der Schule ist das Wort Chancengleichheit . . . Rückblickend müssen wir . . . sagen, daß die Machbarkeitsgläubigkeit in Sachen Begabung . . . ganz unerfüllbare Ansprüche und Erwartungen geweckt hat . . . Zur Chancengleichheit gehört . . . vor allem, jeden das lernen zu lassen, was er tatsächlich am besten kann die Verwirklichung von Chancengleichheit ist . . . wahrscheinlich immer weniger eine Frage dessen, was wir an Aufwand investieren, als eine Frage dessen, wie differenziert . . . wir Leistungsverschiedenheiten und Leistungsunterschiede bewerten . . . Wer . . . der Meinung ist, er könne Chancengleichheit dadurch herstellen, daß er die bürgerlichen Glücks-, Status- und Einkommenserwartungen . . . einfach sozialisiert, weiß entweder nicht, was er tut, oder er will diese Privilegien auf höchst inhumane Weise ruinieren.“

Auffallend an diesem Textstück ist zunächst, daß hier die Schule, von der es heißt, sie reagiere auf ihre gesellschaftspolitische Überforderung mit der Flucht in die totale Pauk- und Konkurrenzschule, anthropomorphisiert wird. Dies geschieht offensichtlich in der Absicht, die Verantwortung von den Schulbehörden und vom Lehrpersonal abzuwälzen, die letztlich für die Zustände, die in einer Pauk- und Konkurrenzschule herrschen, zur Rechenschaft gezogen werden müßten, und die ganze Schuld für die angebliche Überforderungskrise der Schule denjenigen zuzuschieben, die auf einer Verwirklichung der Chancengleichheit bestehen, also vor allem den Eltern der Schüler und den Schülern. Daß es sich bei Eltern keineswegs um Angehörige der oberen Schichten, sondern nur um Angehörige der unteren Schichten handeln kann, liegt auf der Hand. Ihnen wird eine sogenannte „Machbarkeitsgläubigkeit in Sachen Begabung“ vorgeworfen, das heißt, es wird ihnen unterstellt, sie glaubten, daß dank der Chancengleichheit auch bei ihren hoffnungslos unbegabten Sprößlingen eine Begabung zutage treten würde. Die für die Leistungen eines Schülers bekanntlich entscheidende Rolle, die das soziale Milieu und vor allem die Wohnungssituation spielen, wird bewußt bagatellisiert durch die Behauptung, daß die Verwirklichung der Chancengleichheit wahrscheinlich immer weniger eine Frage dessen sei, was man an Aufwand investiere, als eine Frage dessen, wie differenziert man Leistungsunterschiede bewerte. Für den

Schüler, den die häuslichen Verhältnisse am konzentrierten Lernen hindern, verwirklicht sich mit einem Wort die Chancengleichheit dadurch, daß sich seine Lehrer beim Zensieren seiner schlechten Arbeiten ein bißchen mehr Zeit nehmen als zuvor. Am verräterischsten ist allerdings der letzte Satz dieses Textstückes, in dem derjenige, der meint, er könne Chancengleichheit dadurch herstellen, daß er die bürgerlichen Glücks-, Status- und Einkommenserwartungen sozialisiert, bezichtigt wird, er wolle diese Privilegien auf höchst inhumane Weise ruinieren. Denn hier bringt der Verfasser des Statements unmißverständlich zum Ausdruck, daß er der Erhaltung bürgerlicher Privilegien der Chancengleichheit gegenüber eine Priorität einräumt.

Sehr viel vager als der Niedersächsische Kultusminister drückt sich der Direktor der Theodor-Heuss-Akademie: Rolf Schroers in einem Statement aus, das sich mit dem Begriff Demokratisierung befaßt:

„Demokratisierung stellt sich immer deutlicher gegen die neue Herrschaft der Sachzwänge, gegen Expertokratie und Technokratie . . . Nicht Volkssouveränität, sondern die Technik erscheint als der wahre Herr des Geschehens. Sie perfektioniert stets ihre eigenen Perfektionen und diese sind nicht identisch mit der Mehrung von Freiheit und Menschenwürde . . . Demokratisierung trifft auf die neue Herausforderung der Technokratie, die Lebens-, Arbeits- und Freizeitwelt scheinbar selbständig unterwirft, ohne daß bisher ein wirksames Instrumentarium entwickelt wurde, die Technik demokratisch zu beherrschen.“

Das Vorgehen dieses Verfassers besteht zunächst einmal darin, die Technik zu verabsolutieren, das heißt, sie aus ihren gesellschaftlichen Relationen herauszulösen. In dem Satz, daß nicht Volkssouveränität, sondern Technik als der wahre Herr des Geschehens erscheine, wird die Technik als etwas einer Naturgewalt Vergleichbares hingestellt, das sich dem menschlichen Zugriff entzieht. Die Frage, wer sich der technischen Errungenschaften auf eine Weise bedient, die der menschlichen Freiheit und der Menschenwürde abträglich ist, kann vom Verfasser nicht gestellt werden, weil sie seine Argumentation gänzlich durchlöchern würde. Nur indem er die in den Unternehmen und Konzernen herrschenden undemokratischen Praktiken und die für diese Praktiken verantwortlichen Unternehmer, Konzernherrscher und die höheren Manager ausklammert, kann er behaupten, daß die Technik die Arbeitswelt scheinbar selbständig unterwerfe, ohne daß bisher ein wirksames Instrumentarium entwickelt worden sei, die Technik demokratisch zu beherrschen. Zwar relativiert er seine Behauptung durch das Wörtchen „scheinbar“. Doch unterläßt er es, die durch dieses Wörtchen erzielte Relativierung zu erörtern. Denn eine solche Erörterung hätte unweigerlich zu einer Erörterung der Auswirkungen der ungleichen Verteilung der Produktionsmittel und zu einer Erörterung der Möglichkeiten einer tatsächlichen Demokratisierung in den Betrieben geführt.

Sehr viel unumwundener als der Direktor der Theodor-Heuss-Akademie äußert sich der Bundesgeschäftsführer der SPD: Egon Bahr in einem Statement, in dem der Begriff Entspannung zur Debatte steht:

„Entspannung hat sich . . . als Ergebnis des nuklearen Patt zwischen den beiden Supermächten entwickelt. Die Einsicht in die Unmöglichkeit oder das

zu große Risiko eines klassischen Sieges aufgrund der beiderseitigen Fähigkeit zu einer tödlichen Antwort im Falle eines ersten feindlichen Schlages führte über das noch immer gültige „Gleichgewicht des Schreckens“ zu der Erkenntnis, daß beide Seiten wachsendes Interesse an der zuverlässigen Verhinderung des dritten Weltkrieges gewannen . . . Unproportionierte einseitige Schritte der Auf- oder Abrüstung stören oder zerstören die Entspannung . . . Die Entspannungspolitik hat in Europa, wo die stärksten Zerstörungspotentiale und damit die objektiv größte Gefahr lokalisiert sind, zu einer Stabilität geführt, die den Alten Kontinent als eine Oase des Friedens erscheinen läßt, wenn man sie mit den anderen Regionen der Unsicherheit und Instabilität . . . vergleicht. So wie die Entwicklung der Waffentechnik eine der wichtigsten Quellen der Entspannung in und für Europa geworden ist, stellt die neue Entwicklung von Waffen (Neutronenwaffen und Mittelstreckenraketen) die Aufgabe, sie in die Erhaltung des annähernden Gleichgewichtes einzupassen.“ Bestürzend an diesem Textstück ist die Art und Weise, in der hier der Ausdruck „Gleichgewicht des Schreckens“ verwendet wird. Dieses Gleichgewicht des Schreckens wird nicht etwa als etwas durch und durch Bedrohliches, potentiell Mörderisches hingestellt, das die Menschheit um ihrer Selbsterhaltung willen möglichst rasch durch Abrüstungsbemühungen annullieren sollte. Es wird vielmehr als etwas Positives hingestellt, nämlich als etwas, dem wir die Entspannung zu verdanken haben. Entspannung ohne das Gleichgewicht des Schreckens erscheint dank der Argumentationsweise des Bundesgeschäftsführers der SPD undenkbar. Sie erscheint nur denkbar als das Resultat des Gleichgewichts des Schreckens. Folglich, wird in diesem Textstück weiter argumentiert, darf am Gleichgewicht des Schreckens nicht gerüttelt werden, weil nicht nur einseitige Schritte der Aufrüstung, sondern auch einseitige Schritte der Abrüstung die Entspannung zerstören würden. Durch die Behauptung, daß auch einseitige Schritte der Abrüstung die Entspannung zerstören würden, gewinnen einseitige Abrüstungsbemühungen unter der Hand einen verantwortungslosen Charakter. Verantwortungsvoll erscheint demgegenüber die unverminderte Fortsetzung des Wettrüstens, weil sie der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts des Schreckens und somit der Entspannung dienlich ist. Der Satz, daß die Entspannungspolitik in Europa, wo die stärksten Zerstörungspotentiale und damit die objektiv größte Gefahr lokalisiert seien, zu einer Stabilität geführt habe, die den Alten Kontinent als eine Oase des Friedens erscheinen lasse, bagatellisiert nicht nur die Bedrohung, in der Millionen und Abermillionen Menschen tagein, tagaus leben müssen. Er suggeriert darüber hinaus, daß Oasen des Friedens vor allem in Ländern und auf Kontinenten entstehen, die mit nuklearen Vernichtungswaffen förmlich gespickt sind. In der Entwicklung der Waffentechnik sieht der Bundesgeschäftsführer der SPD, der in diesem Zusammenhang übrigens nie von Vernichtungswaffen spricht, keinen Grund zur Beunruhigung. Er bezeichnet sie vielmehr als eine der wichtigsten Quellen der Entspannung, ehe er auf die Entwicklung neuer Vernichtungswaffen, nämlich auf die Neutronenwaffe und die Mittelstreckenraketen und die Aufgabe zu sprechen kommt, diese neuartigen Vernichtungswaffen ebenfalls, wie er es nennt, „in die Erhaltung des annähernden Gleichgewichtes einzupassen.“ Auffallend ist an dieser Formu-

lierung nicht allein, daß Egon Bahr diesmal statt vom Gleichgewicht des Schreckens vorsichtshalber nur von einem annähernden Gleichgewicht spricht. Es läßt sich auch nicht übersehen, daß hier der Sachverhalt, daß es sich um eine erneute Aufrüstungsbestrebung handelt, verschwiegen wird und statt dessen schönfärberisch und unpräzise von der Aufgabe, die Neutronenwaffe und die Mittelstreckenraketen in die Erhaltung des annähernden Gleichgewichtes einzupassen, die Rede ist. Im Rahmen der Logik, die auch dem Wahnwitz innewohnt, wenn man sich erst einmal auf ihn eingelassen hat, und im Rahmen der Argumentationsweise Egon Bahrs erscheint auch die Entwicklung der Neutronenwaffe und der Mittelstreckenraketen und ihre sogenannte Einpassung in die Erhaltung eines annähernden Gleichgewichtes des Schreckens, von dem man den Eindruck gewinnt, es würde durch einseitige Aufrüstungsbestrebungen weitaus weniger gefährdet als durch einseitige Abrüstungsbestrebungen, als eine weitere Quelle der Entspannung auf der Welt. Noch beunruhigender als die Äußerungen Egon Bahrs sind die Äußerungen des ersten stellvertretenden Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion: Friedrich Zimmermann, der ebenfalls ein Statement zum Begriff Entspannung verfaßt hat:

„Es kommt zuerst einmal darauf an, das westliche und das östliche, das freiheitliche und das kommunistische Verständnis von Entspannung zu definieren . . . Je lauter die Sowjetunion von Entspannung redete, desto heftiger wurden ihre Anstrengungen auf militärischem Gebiet . . . Moskau denkt nicht daran, auf ein echtes Gleichgewicht zur Friedenssicherung einzugehen. Vereinbarungen über Rüstungsbegrenzung . . . sollen der Sowjetunion im Wettlauf der Systeme die Möglichkeit geben, ihre Rüstungsanstrengungen rationaler zu gestalten. Niemand muß sich jetzt wundern, daß gerade im Zeitalter der Entspannung die Sicherheitslage Europas sich dramatisch verschlechtert hat. Im Vertrauen darauf, daß ja die mit der Sowjetunion geschlossenen Verträge den Frieden sicherer machen, vernachlässigte der Westen in den 70er Jahren die militärische Rüstung . . . An einer westlichen militärischen Nachrüstung führt kein Weg vorbei . . . Das Problem des Westens war es, daß er den Begriff ‚Entspannung‘ beinahe theologisch mystifizierte . . . Entlastend für die Bundesregierung gilt lediglich der Umstand, daß der Westen insgesamt, gerade auch die USA, den Sirenenklängen sowjetischer Entspannungsangebote erlegen sind. . . Die Bundesrepublik, Europa und die Welt werden sich auf eine Phase der Spannungen einzustellen haben. Aufgabe einer verantwortungsvollen Politik muß es sein, diese Phase mit Festigkeit durchzustehen.“

Die Behauptungen, die in diesem Textstück aufgestellt werden, kennzeichnet nicht allein die Tatsache, daß sie allesamt der realen Grundlage entbehren. Kennzeichnend ist für sie darüber hinaus, daß sie ausnahmslos dem selben Zweck dienen, nämlich dem, die Entspannungspolitik als eine Politik hinzustellen, die den Fortbestand der sogenannten freiheitlichen westlichen Welt insofern aufs fahrlässigste gefährdet, als sie angeblich auf die Dauer nur zu einer militärischen Unterlegenheit des Westens führen kann. Um seine in gleicher Weise skrupellosen wie absurden Äußerungen glaubwürdig und berechtigt erscheinen zu lassen, grenzt der erste stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion zunächst einmal das sogenannte freiheitliche und das

kommunistische Verständnis von Entspannung so sorgfältig voneinander ab, daß ein gutgläubiger Leser glauben muß, sie hätten miteinander nicht das geringste gemein. Seinen Aussagen zufolge macht sich nämlich die Sowjetunion die westlichen Entspannungsbestrebungen aufs heimtückischste zunutze, um ihre Rüstungsanstrengungen, die angeblich umso heftiger werden, je lauter sie von Entspannung redet, in aller Ruhe rationeller zu gestalten. Die Sowjetunion wird mit einem Wort als ein alles andere als vertrauenswürdiger Verhandlungspartner hingestellt. In dem Maße aber, in dem ihr die Vertrauenswürdigkeit als Verhandlungspartner abgesprochen wird, werden auch die westlichen Entspannungsanstrengungen nicht nur immer fragwürdiger. Sie gewinnen einen nachgerade selbstzerstörerischen Charakter. Unter den skizzierten Umständen, die der Verfasser des Statements dem Leser als reale Sachverhalte verkaufen möchte, erscheint die Verhandlungsbereitschaft des Westens im höchsten Grade töricht. Die westlichen Politiker, die, wie es in dem zitierten Textstück heißt, den Sirenenklängen sowjetischer Entspannungspolitik erlegen sind, erwecken den Eindruck von ohnmächtigen Tölpeln. Ihre Absicht, den Frieden durch Vertragsabschlüsse mit einem Partner sicherer zu machen, dem zuvor sattsam unterstellt worden ist, daß er zu Vertragsbrüchen neige, wirkt nicht etwa vernünftig, sondern beispiellos unvernünftig. Doch erscheint dies alles nebensächlich in Anbetracht einer ebenfalls jeglicher realen Grundlage entbehrenden Behauptung, nämlich der Behauptung, daß der Westen in seiner Vertrauensseligkeit in den 70er Jahren die militärische Rüstung vernachlässigt habe. Der erste stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion riskiert diese Behauptung, die ihm bei denjenigen, die über die Höhe der bislang keineswegs gekürzten Rüstungsetats der Nato-Länder Bescheid wissen, nichts anderes als Hohngelächter einbringen dürfte, allerdings nicht ohne Grund. Sie soll vielmehr eine sogenannte militärische Nachrüstung, also eine weitere Aufrüstung, an der angeblich kein Weg vorbeiführt, stichhaltig erscheinen lassen. Stichhaltig dürfte den Lesern, die die als Argumente maskierten Finten Friedrich Zimmermanns für bare Münze nehmen, schließlich auch die Äußerung erscheinen, daß sich die Bundesrepublik, Europa und die Welt auf eine Phase der Spannungen einzustellen hätten. Denn in einem gedanklichen Rahmen, in dem die Fortsetzung einer mit allen Mitteln verunglimpften Entspannungspolitik als selbstzerstörerisch hingestellt worden ist, kann als Alternative nurmehr die Spannung, also ein dem Kriegszustand beängstigend nahegerücktes Stadium zur Debatte stehen. Auf die Erörterung der Gefahr eines Kriegsausbruchs läßt sich der erste stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion wohlweislich nicht ein. Als die Aufgabe einer verantwortungsvollen Politik bezeichnet er entsprechend nicht etwa die Beseitigung einer solchen Kriegsgefahr. Er sieht vielmehr die Aufgabe einer verantwortungsvollen Politik darin, die Phase der Spannungen mit Festigkeit, also mit einer Mannbarkeit, die im Lauf der Geschichte schon unzählige Tote gefordert hat, durchzustehen.

Zu einem auf den ersten Blick weitaus harmloser wirkenden Thema äußert sich die Kultusministerin des Landes Rheinland-Pfalz: Hanna-Renate Laurien. In ihrem Statement beschäftigt sie sich mit dem Begriff Freiheit, also einem Begriff, der vor allem in westlichen Demokratien bedenkenlos strapaziert

worden ist und strapaziert wird. In ihrem Beitrag schreibt sie unter anderem: *„Freiheit zu verwirklichen verlangt, das Recht auf Unterschiedlichkeit einzubringen. Gerade wenn die Gleichheit (oder Vergleichbarkeit) der Chancen verbreitet, ja gesichert ist, wird aufgrund der menschlichen Freiheit und der Tatsache menschlicher Unterschiedlichkeit die Verschiedenheit der Ergebnisse sichtbar . . . Freiheit ist immer dem einzelnen zugeordnet und nie dem Kollektiv . . . Es muß demokratiefreie, das heißt von Mehrheitsentscheidung und parlamentarischer Kontrolle freie Gesellschaftsräume geben, wenn Freiheit des Menschen erhalten werden soll . . . Freiheit ist . . . nicht eindeutig inhaltlich fixiert. Sie ist die Chance für die Vielfalt, die Chance für die Wahrheit . . .“*

Auffallend an diesem Textstück ist zunächst, daß erst von einer Gleichheit der Chancen und dann von einer Vergleichbarkeit der Chancen gesprochen wird, was ein himmelweiter Unterschied ist. Denn vergleichbar sind auch völlig ungleiche Chancen. Trotzdem wird in dem zitierten Text die Verschiedenheit der Ergebnisse menschlicher Anstrengungen nicht auf die Ungleichheit der Menschen zurückgeführt, die ungeachtet des formalen Rechts auf Chancengleichheit zwischen dem Nachkömmling mittelloser Eltern und dem Nachkömmling begüterter Eltern weiterbesteht, sondern auf die menschliche Unterschiedlichkeit, die angeblich nur aufgrund der Freiheit zur Geltung kommen kann. Tatsächlich bestehen aber menschliche Unterschiede auch in Unfreiheit weiter. Der musisch Begabte bleibt selbst im Gefängnis musisch begabt, das Mathematikgenie bleibt auch in einer Diktatur ein Mathematikgenie. Zieht man diesen Sachverhalt in Betracht, so wird die Funktion, die in dem zitierten Textstück der Freiheit zukommt, immer unersichtlicher. Ersichtlicher macht sie auch nicht die Hartnäckigkeit, mit der die Kultusministerin des Landes Rheinland-Pfalz den menschlichen Unterschieden eine Priorität gegenüber den menschlichen Gemeinsamkeiten einräumt. Offensichtlich tut sie dies nicht zufällig. Denn es steht außer Frage, daß durch eine Hervorhebung der menschlichen Gemeinsamkeiten die Forderungen, die dann an die Freiheit gestellt würden, ein ganz andersgeartetes Gewicht bekämen. Statt einer Freiheit, über die die Kultusministerin selber schreibt, daß sie nicht eindeutig inhaltlich fixiert sei, stünde die Freiheit von Not, die Freiheit von Arbeitslosigkeit, die Freiheit von sozialer Unsicherheit, die Freiheit von der Unterdrückung des Menschen durch den Menschen im Produktionsprozeß zur Debatte. So betrachtet wird die Freiheit zu einer gesellschaftlichen Kategorie und ist von ökonomischen, politischen und ideologischen Bedingungen abhängig. Doch gerade eine Freiheit, die als gesellschaftliche Kategorie zu begreifen ist und als solche ganz konkrete Inhalte hat, findet die Kultusministerin nicht akzeptabel. Vielmehr schreibt sie nicht allein, daß die Freiheit immer dem einzelnen zugeordnet sei und nie dem Kollektiv. Sie behauptet darüber hinaus, daß zur Erhaltung der Freiheit des Menschen demokratiefreie Gesellschaftsräume vonnöten seien. Weil mit diesen von Demokratie und Mehrheitsbeschlüssen freien Gesellschaftsräumen nur der häusliche Bereich, der Konsumbereich und die durch eine hierarchische Ordnung bestimmten Unternehmen und Konzerne gemeint sein können, schrumpft die so definierte Freiheit, was den häuslichen Bereich betrifft, zur Möglichkeit, einem Hobby nachzugehen oder

die eigenen Marotten großzuzüchten, und was den Konsumbereich betrifft zur Möglichkeit, beispielsweise zwischen fünf Wurstsorten eine Auswahl zu treffen, während sie, was die durch eine hierarchische Ordnung bestimmten Unternehmen und Konzerne betrifft, zum Privileg einer Minderheit wird, Entscheidungen zu treffen und Aktivitäten vom Zaun zu brechen, ohne dabei den Bedürfnissen der Mehrheit der Mitmenschen Rechnung tragen zu müssen. Die Freiheit des Durchschnittsmenschen entpuppt sich mit einem Wort als Freiheitsillusion, die Freiheit einer finanzkräftigen mächtigen Minderheit hingegen gewinnt anarchische Züge.

Zur Freiheit äußert sich in einem Statement über den Begriff der Grundwerte auch der Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion: Helmut Kohl:

„Für mich als Demokrat sind Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit Grundlage und Auftrag meines politischen Handelns. Als Christ verstehe ich diese Grundwerte als Ausdruck eines religiösen Bekenntnisses . . . Für die CDU ist Freiheit weder eine kollektive noch eine individualistische Kategorie . . . Für uns gründet Freiheit in der Würde des Menschen als Person . . . Für uns Christen ist die Solidarität die politische Konsequenz des christlichen Gebots der Nächstenliebe . . . Grundlage der Gerechtigkeit ist die Gleichheit aller Menschen in ihrer personalen Würde – ohne Rücksicht auf Macht, Leistung oder Versagen des einzelnen. Gleichwohl sprechen wir nicht einfach von Gleichheit . . . Wer gesellschaftliche Gleichheit erzwingen will, beseitigt die Freiheit der Menschen – und schafft neue, schlimmere Ungleichheiten. Chancengleichheit hingegen soll das Recht für jeden gewährleisten, sich in gleicher Freiheit so unterschiedlich zu entfalten, wie es seiner Eigenart entspricht. Wer Gleichheit . . . der menschlichen Daseinsform anstrebt, verhindert die Chancengleichheit . . . Wer alles gleichmachen will, kann gleiche Chancen nicht versprechen. Gerechtigkeit verlangt, Gleiches gleich und Ungleiches ungleich zu behandeln.“

Es fällt schwer, sich in diesem begrifflichen Kauderwelsch zurechtzufinden. Da ist zunächst einmal von der Freiheit die Rede, die angeblich in der Würde des Menschen gründet, also in etwas, das theoretisch zwar als unantastbar gilt, in der Praxis jedoch sehr leicht durch menschenunwürdige Verhältnisse angetastet, ja bis zur Unkenntlichkeit beeinträchtigt werden kann. Da ist von Solidarität die Rede, also von einem Begriff, der mit der Arbeiterbewegung eng verflochten ist, für die die Solidarität eine Waffe im Kampf um soziale Gerechtigkeit darstellte und darstellt. Doch als eine Waffe der Arbeiterschaft im Kampf um soziale Gerechtigkeit wird die Solidarität in dem zitierten Textstück am allerwenigsten betrachtet. Diesem Kampfbegriff wird vielmehr eine ganz anders geartete Bedeutung unterschoben. Indem ihn der Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion der christlichen Nächstenliebe gleichsetzt, entschärft er diesen Begriff nach Kräften. Aus dem Kampfbegriff eines Kollektivs, das sich gegen seine Unterdrücker wehrt, wird eine individuelle Tugend, deren Ausübung zwar rührend und anerkennend ist, doch keine nennenswerten gesellschaftspolitischen Konsequenzen nach sich zu ziehen pflegt. Schließlich ist da von der Gerechtigkeit die Rede, als deren Grundlage wiederum die Gleichheit aller Menschen in ihrer personalen Würde bezeichnet wird. Daß diese Gleichheit aller Menschen in ihrer personalen Würde, die, weil sie für

alles mögliche erhalten muß, unter der Hand den Charakter eines Lückenbüßers gewinnt, schon insofern etwas höchst fragwürdiges ist, als sie mit der gesellschaftlichen Gleichheit nichts gemein hat, tritt in den darauffolgenden Äußerungen Helmut Kohls zutage, der die sogenannte Gleichheit aller Menschen in ihrer personalen Würde ebenso eifrig befürwortet wie er die gesellschaftliche Gleichheit, in einer Verleugnung der bürgerlich-demokratischen Traditionen, ablehnt. Seine Ablehnung der gesellschaftlichen Gleichheit sucht er zu begründen, indem er behauptet, daß derjenige, der gesellschaftliche Gleichheit politisch erzwingen wolle, nicht allein die Freiheit beseitige, sondern darüber hinaus neue, schlimmere Ungleichheiten schaffe. Kehrt man diese Behauptung um, wird sie auch nicht plausibler. Dann besagt sie nämlich, daß derjenige, der die gesellschaftliche Ungleichheit aufrecht zu erhalten trachtet, die Entstehung schlimmerer Ungleichheiten verhindere. Die Frage, aus welchem Grund Bestrebungen, eine gesellschaftliche Gleichheit zu verwirklichen, unweigerlich schlimmere Ungleichheiten zur Folge haben sollen, läßt Helmut Kohl wohlweislich offen. Stattdessen wartet er, bemüht, jedermann zu vertrösten, der außerstande ist, in der Ungleichheit einen Inbegriff der Gerechtigkeit zu sehen, mit der Chancengleichheit auf, die, obwohl sie auch das Wort Gleichheit in sich birgt, mit der gesellschaftlichen Gleichheit nicht nur nicht das geringste gemein zu haben scheint. Folgt man den Äußerungen Helmut Kohls, so gewinnt man vielmehr den Eindruck, daß es sich nicht etwa bei der Gleichheit und der Ungleichheit um nicht zu vereinbarende Gegensätze handelt, sondern bei der Gleichheit und der Chancengleichheit. Daß sich Gleichheit und Chancengleichheit nämlich gegenseitig ausschließen, beinhaltet die Behauptung Helmut Kohls, daß derjenige, der Gleichheit anstrebe, die Chancengleichheit verhindere. Kehrt man auch diese Behauptung um, so tritt deutlicher zutage, was der Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion tatsächlich unter Chancengleichheit versteht. Dann lautet die Behauptung nämlich: Wer die gesellschaftliche Ungleichheit aufrecht zu erhalten trachtet, muß die Chancengleichheit fördern.

Ein ganz anderes Thema behandelt Hans Kremendahl, der Privatdozent für Politikwissenschaften an der Freien Universität Berlin ist. In seinem Beitrag hat er es sich vorgenommen, zu definieren, was man unter dem Demokratischen Sozialismus zu verstehen hat:

„Die Grundwerte des Demokratischen Sozialismus . . . entspringen nicht einer Weltanschauung. Der Demokratische Sozialismus kann daher auch nicht selbst Weltanschauung sein. Vielmehr eröffnen humanistische, christliche, klassisch-philosophische, historisch-materialistische und andere theoretische Ausgangspunkte je unterschiedliche, auf der Basis der Grundwerte aber zumindest teilweise konsensfähige Zugänge zu sozialistischem Denken und Handeln. Dies bedingt die Offenheit einer demokratisch-sozialistischen Partei für verschiedene geistige Strömungen und politische Richtungsgruppen in ihrem Innern. Demokratischer Sozialismus ist keine fertige Ideologie, sondern ein Prinzip, um dessen konkrete Ausgestaltung ein ständiges geistiges Ringen erfolgt. . . Das Selbstverständnis der heutigen SPD als Volkspartei ist nicht im Sinne einer prinzipienlosen, lediglich auf Stimmenmaximierung angelegten Allerweltpartei mißzuverstehen. Vielmehr versteht sich das Prinzip des

Demokratischen Sozialismus als ein Angebot für die Zustimmung und Mitwirkung von Menschen aus den verschiedensten sozialen Schichten.“

Dieser Text entbehrt nicht einer gewissen Komik, weil sich sein Verfasser müht, jeder eindeutigen, handfesten Äußerung tunlichst aus dem Wege zu gehen. Entsprechend hat man nach der Lektüre nur höchst vage Vorstellungen davon, was man eigentlich unter dem Demokratischen Sozialismus zu verstehen hat, dessen Offenheit für so gegensätzliche geistige Strömungen, wie es das Christentum, die klassische Philosophie und der historische Materialismus sind, vom Verfasser mit der Beflissenheit eines Vertreters, der einen Artikel an den Mann bringen will, hervorgehoben wird. Obwohl eine Offenheit für geistige Strömungen, die bis zur gegenseitigen Bekämpfung konträr sind, eher Prinzipienlosigkeit verrät als ihr Gegenteil, bezeichnet Hans Kremendahl den Demokratischen Sozialismus als ein Prinzip, um dessen konkrete Ausgestaltung ein ständiges geistiges Ringen gehe. Er zieht dabei nicht in Betracht, daß man nur dann von einem Prinzip reden kann, wenn das geistige Ringen zu einem Ergebnis geführt hat, wenn mit einem Wort ein abgeschlossenes System ausgearbeitet worden ist und zur Verfügung steht. Hans Kremendahl verwendet den Begriff Prinzip, sei es, weil er eine an Kraftmeierei grenzende Entschiedenheit suggeriert, sei es, weil er meint, mithilfe dieses Begriffs über die höchst lückenhafte Programmatik des Demokratischen Sozialismus hinwegtäuschen zu können, offensichtlich nicht ungerne. In dem zitierten Textstück taucht er noch zwei weitere Male auf. Das erste Mal verwendet ihn der Verfasser des Statements, indem er behauptet, daß sich die SPD nicht im Sinne einer prinzipienlosen, lediglich auf Stimmenmaximierung angelegten Allerweltpartei mißverstehe. Das zweite Mal fällt dieser Begriff in der Behauptung, daß sich das Prinzip des Demokratischen Sozialismus als ein Angebot für die Zustimmung und Mitwirkung von Menschen aus den verschiedensten sozialen Schichten verstehe. Unübersehbar ist, daß die erste Behauptung, die einen durch und durch defensiven Charakter hat, im Widerspruch zur zweiten steht. Denn was anderes als eine auf Stimmenmaximierung angelegte Allerweltpartei soll eine Partei schon sein, deren Prinzip es ist, sich für die Zustimmung und Mitwirkung von Menschen aus den verschiedensten sozialen Schichten, also den unteren Schichten, der Mittelschicht und der Oberschicht, anzubieten. Bei der Lektüre des zitierten Textstücks wird deutlich, daß sein Verfasser, indem er den Begriff Prinzip so großzügig verwendet, gewissermaßen eine Flucht nach vorn antritt, daß er diesen Begriff immer dann in der Art eines Alibis einbringt, wenn sich der Verdacht verdichtet, daß es sich beim Demokratischen Sozialismus um eine politische Strömung handelt, die die von ihr umworbenen, aus den verschiedensten Schichten stammenden Anhänger nur mithilfe eines Programmes, das die unterschiedlichsten Interpretationen zuläßt, und mithilfe einer Politik, deren Hauptmerkmal eine an Selbstvergessenheit grenzende Kompromißbereitschaft ist, bei der Stange halten kann.

Nach einer solchen Kompromißbereitschaft sucht man in dem Statement des Innenministers des Landes Baden-Württemberg: Roman Herzog vergebens. In diesem Statement, das den Begriff Rechtsstaat zum Thema hat, schreibt er unter anderem:

„Der staatliche Herrschaftsanspruch hat seine innerste Begründung auch heute

noch nicht in sozialen und technischen Glanzleistungen, sondern . . . in der Garantie innerer Sicherheit . . . Trotzdem ist es nicht übertrieben zu sagen, daß der Schutz der inneren Sicherheit im ersten Vierteljahrhundert der Bundesrepublik zugunsten der Sozialstaatlichkeit . . . in ganz unangemessener Weise in der zweiten Linie stand . . . Es bedurfte jahrelanger Erfahrungen mit wachsender Gewaltkriminalität und vor allem mit einem immer brutaler werdenden . . . Terrorismus, um die Einsicht in die Eindimensionalität und Kurzsichtigkeit der eigenen Positionen zu schaffen . . . Mit der Warnung vor einem Rückfall in polizeistaatliche, ja gar unrechtsstaatliche Methoden und mit der Warnung vor der Erzeugung von Angstpsychosen werden die eigentlichen Probleme häufig verschleiert . . . Der permanente und massive Einsatz polizeilicher Mittel ist nicht schon Polizeistaatlichkeit und eine breit angelegte Fahndung ist noch lange keine Erzeugung von Angstpsychosen . . . Das alles sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein weiteres Vordringen des . . . Terrorismus den Staat eines Tages vor eine Situation stellen könnte, in der er sich eingestehen muß, daß die objektiven Grenzen seiner Sicherheitspolitik und ganz besonders die objektiven Grenzen einer rechtsstaatlichen freiheitlichen Sicherheitspolitik erreicht sind . . . Es sollte niemand die Augen davor verschließen, daß sich dann die Frage nach der Lebensfähigkeit des modernen Staates . . . völlig neu stellen würde, und zwar von einer Seite, die gewiß die . . . Verbindungen zwischen Sicherheit und Freiheit auflösen würde. Eine solche Entwicklung ist nur zu verhindern, wenn verhindert wird, daß ihre Voraussetzungen eintreten . . . Vor allem aber gilt es, der Sicherheit selbst im öffentlichen Bewußtsein wieder jenen Rang zu verschaffen, der ihr zukommt.“

Was einem bei der Lektüre dieses Textstücks nicht entgehen kann, ist die Tatsache, daß seinem Verfasser alle Mittel recht sind, um beim Leser Angst zu erzeugen, und zwar nicht nur Angst vor einem weiteren Vordringen des Terrorismus, sondern auch Angst vor den Reaktionen des Staats und der staatlichen Sicherheitsorgane, die ohnehin durch das Notstandsverfassungsgesetz und durch die Antiterrorgesetze imstande sind, die bürgerlichen Freiheiten ganz beträchtlich zu beschneiden. Denn entgegen den Behauptungen des Innenministers des Landes Baden-Württemberg wurde der Schutz der inneren Sicherheit auch im ersten Vierteljahrhundert der Bundesrepublik keineswegs zugunsten der Sozialstaatlichkeit, die nicht sein Steckenpferd zu sein scheint, vernachlässigt. Vielmehr wurde bereits im Jahr 1968 von der Großen Koalition das Notstandsverfassungsgesetz verabschiedet, das der Bundeswehr die Möglichkeit des Einsatzes zur Unterstützung der Polizei beim Schutz ziviler Objekte und bei der Bekämpfung von Aufständischen gewährt und Grundrechte wie das Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis einschränkt. Zudem begann man im Dezember 1974 die Rechte der Verteidiger zu beschneiden. Es wurde der Verteidigerausschluß ermöglicht. Das Gesetz vom Juni 1976 sah die Überwachung des Schriftverkehrs zwischen Verteidiger und Angeklagtem vor. Und durch die Verabschiedung des Kontaktsperregesetzes im September 1977 kann jedermann, auch ein Unschuldiger, inhaftiert werden, ohne die Möglichkeit zu haben, einen Rechtsbeistand hinzuzuziehen. Auch werden durch die Antiterrorgesetze Polizeikommandos dazu ermächtigt, wann immer sie es im Interesse der Terroristenbekämpfung für notwendig erachten, eine unbe-

grenzte Anzahl Wohnungen zu durchsuchen, eine unbegrenzte Anzahl Bürger festzunehmen und Versammlungen, beziehungsweise Demonstrationen, aus Gründen des Staatsschutzes zu behindern oder aufzulösen.

Dies alles scheint dem Innenminister des Landes Baden-Württemberg noch nicht ausreichend zu sein, um das Ausmaß an innerer Sicherheit herzustellen, das er offensichtlich im Auge hat. Vielmehr geht er in seiner Unerschrockenheit diesbezüglich soweit, daß er die Warnung vor einem Rückfall in polizeistaatliche Methoden und die Warnung vor einer Erzeugung von Angstpsychosen als eine Verschleierung der eigentlichen Probleme bezeichnet. Gegenüber diesen sogenannten eigentlichen Problemen erscheinen ihm der permanente Einsatz polizeilicher Mittel und die breit angelegten Fahndungen, deren Ergebnis vor allem in einer Einschüchterung der Bevölkerung zu bestehen pflegt, unproblematisch. Was nun diese sogenannten eigentlichen Probleme betrifft, so stellt es sich bei der Lektüre des zitierten Textstücks heraus, daß es sich dabei um nichts anderes als Fiktionen oder böse Vorahnungen handelt, die der Innenminister wohl nicht zufällig mit gewissen Mitarbeitern der Springerpresse teilt. In Ermangelung handfester Sachverhalte muß er sich damit begnügen, eine Gefahr heraufzubeschwören: nämlich die Gefahr eines weiteren Vordringens des Terrorismus. Weil es für eine solche Gefahr indes keinerlei Anzeichen gibt, hüllt sich auch der Innenminister des Landes Baden-Württemberg diesbezüglich in Stillschweigen. Außerstande, stichhaltige Anhaltspunkte für die von ihm heraufbeschworene Gefahr zu liefern, läßt er sich erst garnicht darauf ein, seine Unkereien durch Argumente zu untermauern. Vielmehr macht er sich voller Eilfertigkeit daran, die Folgen von etwas, für dessen Eintreten er keinerlei Handhabe hat, in den düstersten Farben zu schildern. Er malt das Schreckensbild eines durch ein weiteres Vordringen des Terrorismus förmlich aus den Fugen geratenden Staats, eines Staats, in dem sich, wie er es nennt, die Verbindungen zwischen Sicherheit und Freiheit lösen würden. Offensichtlich soll dies bedeuten, daß im Falle eines Vordringens des Terrorismus die innere Sicherheit nicht mehr die Funktion hätte, den sogenannten freiheitlichen Rechtsstaat zu schützen, sondern nurmehr die Funktion, den inneren Feind auf Kosten der Rechtsstaatlichkeit zu bekämpfen. Daß der Innenminister des Landes Baden-Württemberg die Gefahr eines weiteren Vordringens des Terrorismus und das Schreckensbild eines perfekten Polizeistaats nur heraufbeschwört, um jedermann den weiteren Ausbau der inneren Sicherheit als eine unumgängliche, vorbeugende Maßnahme plausibel erscheinen zu lassen, liegt auf der Hand. Sein Vorschlag läuft darauf hinaus, einen bloß fiktiven Teufel mit einem leibhaftigen Beelzebub auszutreiben. Sein Statement ist der Versuch, den Leser, den er in Ermangelung triftiger Argumente nicht überzeugen kann, mit Tricks und Finten, die die Bauernfängerei kennzeichnen, zu übertölpeln.

Allerdings ist dieses Statement keineswegs das einzige in dem von Martin Greiffenhagen herausgegebenen Buch, in dem mit den Mitteln der Bauernfängerei operiert wird. Gleichgültig, ob es sich um das Statement zur Chancengleichheit, um das Statement zur Demokratisierung oder um die Statements zur Entspannung, zur Freiheit, zu den Grundwerten und zum Demokratischen Sozialismus handelt, sie haben allesamt eines gemein: statt den Leser überzeu-

gen zu wollen, ziehen es ihre Verfasser vor, ihn zu beschwatzen. Dabei machen sie sich die ohnehin fortgeschrittene Heruntergekommenheit der politischen Begriffe zunutze, die mittlerweile durch die fahrlässige oder auch gezielt irreführende Art und Weise, in der sie hierzulande zumal von den federführenden Persönlichkeiten und den Meinungsmultiplikatoren gebraucht und mißbraucht zu werden pflegen, bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden sind. Der Rede wert sind die zitierten Statements vor allem, weil man bei ihrer Lektüre verfolgen kann, welcher Mittel sich die Begriffsverwirrer, in der Absicht deren Tragweite auf ein Minimum zu reduzieren, beim Verwirren von politischen Begriffen bedienen. Denn die Kenntnis der von den Begriffsverwirrern angewendeten Mittel und ihrer Motive ist vonnöten, um diese Begriffe so gründlich zu entwirren, daß sie ihren ursprünglichen Inhalt wiedergewinnen und sich wiederum als politische und soziale Forderungen der bundesrepublikanischen Wirklichkeit entgegenstellen lassen.

Kurt Eisner Weltliteratur der Gegenwart

Aus dem Vortragszyklus, Frühjahr 1916

Als Kurt Eisner in der Nacht vom 7. auf den 8. November 1918, nach der Gründung des Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, den Volksstaat Bayern proklamierte, kannten nur wenige, was er über die wahren Ziele des deutschen Imperialismus und der Kriegspartei geschrieben hatte. Seine Aufsätze wurden von der Militäzensur und der sozialdemokratischen Presse unterdrückt und konnten erst nach der Revolution veröffentlicht werden.

Bis heute unveröffentlicht sind Eisners acht Vorträge zur „Weltliteratur der Gegenwart“, die er im Frühjahr 1916 meist vor jungen Menschen hielt, und mit denen die Diskussionsabende in der Münchener Gastwirtschaft „Goldener Anker“ begannen, aus denen die Personen – junge Arbeiter, Angestellte, Handwerker und Intellektuelle – hervorgingen, die im Mai 1917 die erste Ortsgruppe der USPD gründeten.

Was gegenüber den Behörden und ihren Spitzeln öffentlich vertretbar war, ohne daß der Referent und die Diskutanten festgenommen wurden, formulierte Eisner in diesen Vorträgen: Aussagen zur Literatur Frankreichs, Rußlands, Amerikas, Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und der skandinavischen Länder, die nicht nur seine Belesenheit unterstreichen, sondern anzeigen, wie er literarische Entwicklungsprozesse in ihrem historischen, sozialen, politischen und weltanschaulichen Zusammenhang interpretierte. Dabei ist unverkennbar, daß Kurt Eisner vor allem die tieferen Ursachen für den Niedergang der Literatur entschlüsseln wollte, der mit der Unfähigkeit der meisten deutschen Schriftsteller, sich dem Chauvinismus und der Kriegsbegeisterung von 1914 zu widersetzen, verbunden war.

In fast allen Vorträgen finden sich Äußerungen von verblüffender Aktualität, auch eine Reihe von Schriftstellern, wie Carl Spitteler, Ibsen, Strindberg, bringt Eisner seinem Publikum in einer Weise nahe, die auch in der Gegenwart Interesse weckt, zumal der Referent *Weltliteratur* als eine Macht begreift, die dem Wahn imperialistischer Kriege diametral entgegensteht; das gilt auch, wenn man die durch die Umstände veranlaßten Aussagen zu Karl Bröger, Heinrich Lersch und Friedrich Nietzsche für problematisch ansieht.

„Weltliteratur ist ein Wort, das noch nicht hundert Jahre alt ist. Es bedeutet nach dem Sinne Goethes nicht etwa die Literatur aller Länder, sondern eine über den Nationen stehende gemeinsame Literatur und er sagt, daß bei dem Zusammenwachsen der Völker der Kultur, die Menschheit als solche gemeinsam eine Literatur schaffen würde. Weltliteratur stammt zwar aus den einzelnen Ländern, wurzelt in den einzelnen Völkern, aber es wächst alles mit der steigenden Kultur zusammen. Und wenn wir heute fragen, ob einmal die Menschheit gemeinsam durch literarische Erzeugnisse erzogen wird, so kann man die Frage bejahen.“

Eisner beläßt es nicht bei dieser Vision, inmitten eines durch den Chauvinismus die Völker zerstörenden Krieges die künftige friedensstiftende Rolle der

Weltliteratur lediglich als ein Ideal zu sehen, er benennt die politische und weltanschauliche Kraft, die der Literatur zu ihrer Macht verhelfen kann:

„Alle Kunst, die Weltanschauung ist, kreist um den Sozialismus. Tolstoj, Zola, France, Strindberg, Spitteler, Shaw. Der Kapitalismus findet merkwürdigerweise keinen Dichter. Es gibt nur Anklageliteratur gegen ihn. Damit bleibt die Kunst Literatur in jenem großen Zuge menschlicher Entwicklung, die aus Nöten, tiefen Qualen zu irgend welcher Erlösung in der Zukunft drängt.“

Wie wenig er davon zu seiner Zeit in Deutschland sah und wozu er jedoch Mut machte, Nationalismus und Kleinmut zu überwinden, ließ er schon in der ersten Vorlesung erkennen (aus der auch die zitierten Passagen entnommen sind):

„Und es scheint mir geradezu ein Unglück für nationale und menschheitliche Kultur, wenn diejenigen, die zur Leitung der Geschicke in der Regierung sind, nicht diese lebendigen Beziehungen zur Kunst haben. Sie haben dann nicht das Wichtigste im Menschen. Sonst würde die Kultur in der alltäglichen Betrieb-samkeit fleißiger Verwaltungsbeamter erstarren. Wir sehen auch aus der Stellung der Dichtung, daß heute die Kunst doch ihre Wirkungsmöglichkeiten bei weitem nicht erschöpft hat. In Deutschland ist die Stellung der Dichter vielleicht am niedrigsten, sie werden zu wenig ernstgenommen. Wer ernst ist, wird Minister, Techniker oder Bankier, aber die Dichter sind ein Volk, das eigentlich ganz nett, aber Kulturbedeutung haben sie nicht, nur wenn sie lange tot sind, hält man ihnen eine Gedächtnisrede. Aber, daß in Deutschland ein Dichter einmal Minister werden könnte, ist ausgeschlossen.“

Die Vorlesung des zweiten Abends hatte zum Thema: „Die Literatur in Deutschland und Österreich.“ Der zweite Teil der Veranstaltung bestand in der Regel aus Lesungen, die – wie ich den von mir zufällig gefundenen maschinengeschriebenen Reden Eisners entnehme – an diesem Abend vorsah:

*Aus chinesischer Kriegsliteratur **

Wildgans: Gedichte

Thomas Mann: Aus den Buddenbrooks

Bernhard Kellermann: Aus dem Roman „Das Meer“

Vergleiche mit gedruckten, von Eisner selbst redigierten Essays zeigen an, daß die im Staatsarchiv München liegenden Manuskriptkopien dem Eisner'schen Text entsprechen.

Friedrich Hitzer

* Vermutlich aus: Klabund, „Dumpe Trommel und berauschter Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriegsliteratur.“ 1915.

Wir haben in Deutschland keine zentrale Persönlichkeit. Und man kann im Zweifel sein, ob überhaupt in einer Vortragsreihe über Weltliteratur die deutsche Literatur der Gegenwart hineingehört. Einmal schon aus dem Grunde, weil die künstlerische Dichtung und Literatur unserer deutschen Gegenwart nicht in ihrer Wirkung über die Grenzen unseres Landes hinausgeht. Theatralische Machware ist ja international. Auch in einer anderen Beziehung kann man den Zweifel äußern, ob wir es bei der deutschen mit Weltliteratur zu tun haben. Jeder großen Kunst muß eine geschlossene Weltanschauung zu Grunde liegen.

Der heutige Abend wird nicht so interessant sein wie die übrigen, da große, im Mittelpunkt stehende, allumfassende Persönlichkeiten fehlen. Die modernen Dichter schufen keine überragenden Gestalten, die Gemeingut der Völker wurden. Wie zum Beispiel die homerischen Gestalten, Don Quichote, Gestalten, die durch Jahrhunderte gehen, die jedes Zeitalter anders sieht und jedes Menschenalter. Hamlet oder Faust, die wandeln mit den Zeiten, leben lebendig mit uns, gehören zu den Unsterblichen der Menschheit. Wir haben weder Weltgestalten als Dichter noch Weltgeschöpfe. Auf der anderen Seite wäre es sehr ungerecht, die deutsche Literatur aus der Weltliteratur auszuschalten. Wenn auch keine zentralen Persönlichkeiten vorhanden sind, so ist sie doch in ihrem künstlerischen Durchschnitt ungemein reich – künstlerische Probleme werden auf neue Art bewältigt. Wir finden fast jedes Jahrzehnt neue Gruppen, in denen versucht wird, künstlerischen Dingen eine neue Form zu geben. Insbesondere bei unserer deutschen Lyrik. Aber gerade bei uns in Deutschland und Österreich ist das Schicksal unserer Kunst, daß der Künstler außerhalb des großen Lebens steht. Er ist ein Spezialist, kein Führer. Es ist ein Mangel an geistiger Weite, an umfassender Kraft, ein Mangel ihrer sozialen Stellung und im tiefsten ein Mangel an Charakter und Gesinnung.

Aber in ihrer Beschränktheit sind die künstlerischen Persönlichkeiten deutscher Zunge doch von bedeutendem Range. Gehen wir zurück um ein Menschenalter, so gibt es überhaupt, wenn man von den großen Schriftstellern älterer Perioden absieht, gar keine Kunst in Deutschland. Es ist jene revolutionäre Stimmung, die in den letzten Jahren des Sozialistengesetzes in den großen Städten sich anhäuft und explodiert. Es sind junge Leute, die plötzlich erkennen, daß es in Deutschland keine Literatur gibt. Es herrscht der Familienblatt-Roman. Es durfte nichts gesagt werden, was irgendwie Probleme behandelte. Alles was ernst und groß und leidenschaftlich im Leben ist, ist von dieser Literatur ausgeschlossen. Nun kommen junge Leute. Sie stammen meist aus den Grenzgebieten des Bürgertums und Proletariats, aus Familien, die im Niedergang begriffen sind. Sie haben noch die Möglichkeit, sich höhere Bildung anzueignen, aber ihre eigene Existenz ist wurzellos und so fühlen sie in sich selbst die große soziale Not der Zeit. Sie geraten in Opposition gegen die ganze bürgerliche Welt, aus der sie jene Reizbarkeit mitbringen, die eine Vorbedingung künstlerischen Schaffens ist. Ich habe die lebhafteste Empfindung, daß ich niemals mehr eine größere literarische Macht der Arbeiterschaft

gefühlt habe, nicht mit dem Verstand, aber mit der Phantasie, als in den letzten Jahren vor dem Sozialistengesetz und in den ersten des neuen Kurses. Wir jungen Leute damals hatten das Gefühl, in der deutschen Sozialdemokratie ruhe die Kraft, die in kurzer Zeit, in Jahrzehnten längstens, eine neue Welt uns gestalten werde. In dieser Zeit wurzelt auch die literarische Revolution. Die jungen Leute dichten sozial, suchen neue Formen für ihre Dichtungen. Die genialsten Träger dieser Blütezeit (Hermann Conradi) gehen frühzeitig an ihrer Leidenschaft zugrunde. Was wir heute an wertvollen Erzeugnissen der Kunst haben, verdanken wir jenen Vorarbeitern der Stürmer und Dränger von damals. Von ihnen selbst hat niemand das gelobte Land erblickt oder erst dann, wenn sie sich ihren jungen Idealen entfremdet hatten.

Es kam der große Einfluß von Vorbildern des Auslandes, von Frankreich Zola, von Rußland Dostojewski, für das Drama der große Einfluß Ibsens. Ibsen war sechzig Jahre geworden, bis seine Gespenster auf die Bühne kamen. Es sind beinahe drei Jahrzehnte her, daß sie in Berlin zur Aufführung kamen. Von dieser Gespensteraufführung ging die ganze deutsche Dramatik aus. Der Eindruck war so mächtig, daß die junge Generation ihren Mittelpunkt in Ibsen fand. Dazu kamen Einflüsse der deutschen Vergangenheit. Es war die Zeit des jungen Goethe, jener zerrissenen Genies des 18. Jahrhunderts. Ein einzelnes Werk übte damals einen besonders starken Eindruck. Ein Literaturhistoriker hatte aus zerknitterten Papieren den Wozzek des jungen Büchner gefunden und neu konstruiert. Mit diesem jungen Büchner fühlten sie sich seelenverwandt. Man kann nicht genug in der modernen Literatur den Spuren des jungen Büchner nachgehen. Er war für Deutschland eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Er war Sozialist, bevor es Sozialismus gab. Er war Revolutionär in einem Lande, wo es keine Revolution gab. Er hatte in seinem Danton das einzige große Drama geschaffen, das einen Hauch der französischen Revolution verkörpert. Im Wozzek folgt die Handlung in wild aufeinanderfolgenden Bildern. Diese Szenenbilder sind zweifellos Vorbilder für Wedekind gewesen, als er „Frühlings Erwachen“ schuf, sein einziges, vielleicht unvergeßliches Werk. Die Stimmung jener ersten gärenden Zeit verliert sich bald. Es sind trübe wirtschaftliche Zeiten, eine Landwirtschaft, die zurückgeht und nun kommt mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts jener ungeheure wirtschaftliche Aufschwung. Es entsteht zum ersten Male eine große Bourgeoisie, die Deutschland wirtschaftlich beherrscht. Damit wandelt sich auch der Typus des deutschen Dichters. Diejenigen, die aus der Gärung der 80er und 90er Jahre den Erfolg geholt haben, sie passen sich wundervoll den Stimmungen an. Der Schriftsteller ist nun ein solider Arbeiter, der in der soliden bürgerlichen Gesellschaft zu Gaste sitzt. Jetzt finden sich Verleger, die mit Werken Geschäfte machen, und ein breites Publikum. Der Schriftsteller wird bürgerlich in Deutschland. Er hat wohl noch gewisse Neigungen für den Sozialismus, aber er ist kein Sozialist mehr. Und so wandelt er sich vom Naturalismus, vom Realismus in eine neue Form romantischer Art. Er ersinnt wieder Märchen, wandelt im Land der Träume und versucht über dem Leben selbst ein edles Reich künstlerischen Daseins zu schaffen. Er ist kein Kämpfer mehr, sondern ein Verschönerer, ein Unterhalter. Aber wie die Industrie in dieser Zeit solide wird, so hat auch diese bürgerlich neue Kunst etwas Gediegenes, es wird mit

Problemen bedeutsam gerungen, aber wenn Sie diese Entwicklung übersehen, begreifen Sie auch, warum der deutsche Dichter kein Führer sein kann. Wir sehen auch noch eine andere Eigentümlichkeit. Alle früheren Perioden hatten eine einheitliche Weltanschauung. Nach dem Abblühen der religiösen Weltanschauung kam immer ein philosophisches System. Das haben wir in unserer Zeit nicht. Aber wir haben etwas ähnliches, etwas Verwandtes. Den größten Einfluß von allen Denkern auf die Kunst hatte Friedrich Nietzsche. Wenn man die Triebkraft unserer Zeit betrachtet, muß man die Gestalt Nietzsches in den Mittelpunkt stellen. Es war aber nicht der wirkliche, sondern ein zurechtgemachter umgedichteter, der wirkliche war gänzlich unbekannt. Nachdem er dem Wahnsinn verfiel, wurde er plötzlich Mode und dann schmückte sich jeder Dichter mit seinen Zitaten. Das war sehr einfach für die Journalisten, da er in lauter Aphorismen spricht. Aber der ganze Einfluß Nietzsches war ein Mißverständnis. Das ist das Unglück aller Philosophen. Man kennt von ihnen bloß das, was sie nie gesagt haben. Worte, wie der „Übermensch“, Wille zur Macht usw. werden umgedeutet. Der zweite große Denker, den unsere Zeit geboren hat, der gar keinen Einfluß auf die Literatur ausgeübt hat, dafür aber auf das Leben, auf die Wissenschaft, auf den Gang der Partei, war Karl Marx. Und es ist für unsere deutsche Literatur das beschämendste, daß wir nicht seine Spur wiederfinden in irgend einem deutschen Werk. Wir haben sozialistisch gestimmte Schöpfungen, aber daß jemand schon bei uns diese große Welttragödie des Klassenkampfes geschrieben hätte, die Kraft, ja den Willen hatte niemand. So haben wir in Deutschland ein Zusammenfassen aus aller Literatur mit dem Bestandteil deutscher origineller Art, aber nichts Überraschendes. Wieviel sich von Hauptmann, Wedekind, Schnitzler in die Zukunft retten wird, ist sehr fraglich. Das Drama unserer Zeit hat heute einen Rang den die vorige Generation nicht gekannt hat. Wir finden überall wertvolle Werke, die die Probleme unserer Zeit mit wirklich künstlerischem Streben zu bewältigen suchen, aber es scheint, daß gerade die Werke weniger erfolgreich sind. Der Naturalismus, der Ausgangspunkt unserer deutschen Literatur, sagt man, ist überwunden. Er hat in der Tat heute kaum noch Anhänger. Jener Versuch, das Leben unmittelbar in allen Einzelheiten nachzuahmen, wie gerade dieser deutsche Naturalismus, ist vielleicht der einzige Stil, der ganz deutsch ist, aus sich selbst, ohne fremde Vorbilder entstanden. Bühnentechnisch für die Wirkung erwies er sich bald als unmöglich. Wir empfinden heute auch bei dem Wertvollsten etwas Gedehtes, Undramatisches. Und doch wurzelt z.B. Hauptmanns Bedeutung wesentlich in diesen Frühwerken und wenn man sie für Fehlgriffe hält, die den notwendigen Ansprüchen der Technik nicht genügen, so ist doch das Friedensfest z.B. weitaus größer als das, was er später problematisch zu schaffen versuchte. Wir feiern seit den letzten Jahren auch die Fünfziger. In anderen Ländern kauft man ein Werk, wenn es neu erschienen ist, bei uns, wenn der Dichter 50 Jahre alt wurde. Und tatsächlich erwartet niemand von uns, daß sich die deutschen Dichter der Gegenwart nach ihrem fünfzigsten Jahre noch entwickeln. Aber es ist ein Irrtum, daß die Jugend- und ersten Mannesjahre gerade die Ewigkeitswerke schaffen. Etwa Ibsen und Strindberg, die das Gewaltigste erst in der Zeit des Mannesalters schufen, wenn sie gleichsam mit dem Leben abgeschlossen

hatten, wenn sie mit aller Weisheit der Erfahrung ihres Lebens geläutert sind, wenn sie über den Dingen stehen und doch die Dinge noch mitfühlen. Dehmel, der als sozialer Lyriker, als Formdichter, als Mytholog der Erotik einst das Größte versprach und schon sehr Großes hielt, ist mit dem 50. Jahre genauso erledigt; er gibt nichts Neues, nichts Größeres mehr, nichts, was die Welt beherrscht. Wenn ich noch einige Züge nenne, die unsere deutsche Literatur der Gegenwart beherrschen, so scheint mir eine Erscheinung von besonderer Originalität und Selbstgewachsenheit zu sein. Ich habe, als ich den Ursprung der deutschen Literatur schilderte, nicht erwähnt, daß die Technik, in der z. B. die dramatischen Personen handeln, gebildet worden ist von Arno Holz und Johannes Schlaf. Hauptmanns großer Erfolg wurzelt in den Werken von Holz und Schlaf. Das ist die Tragik eigensinniger Menschen auch noch heute. Ein Mensch wie Arno Holz hat niemals aus anderen Gründen schaffen können als aus dem Zwang seiner Persönlichkeit. Er hat sich nie gebeugt und nie biegen lassen. Es scheint mir ein Gebot der Gerechtigkeit zu sein, gerade auf ihn hinzuweisen, denn er hat als Fünfter ein Drama geschaffen, „Ignorabimus“, das durch seinen Umfang schon ganz unmöglich ist. Fünf Akte, jeder einen Abend füllend, ein Drama der Wissenschaft und Weltanschauung. Vier bis fünf Personen reden in diesem Drama, jede ganz individuell und in diesem Gespräch wird versucht, das tiefste Problem der Wissenschaft nicht zu lösen, aber lebendig zu machen. Dieses Drama baut sich mit ungeheurer Kraft und Lebendigkeit auf. Keine Bühne wagt sich an dieses Werk heran.

Wir finden heute noch mehrere, die ernste künstlerische Werte schaffen, unter ihnen einen Wertvollen: Herbert Eulenberg, der häufig aufgeführt wird, aber immer ohne Erfolg und nun mit einem neuen Stil zu gestalten versucht.

Es gibt auch noch Gruppen, die Wortkunst üben und durch Klang und Wahl der Worte Stimmungen hervorzurufen suchen. (Dichterschule der Ästheteten.) Sie bilden sich selbst erst zum künstlerischen Menschen, um dann zu gestalten. Wir finden in der neueren Zeit wieder Ansätze zur Wirklichkeit, wo der Künstler sich nicht mehr fühlt als Stimmungsmacher, sondern als Führer. Einer der Neuerer ist Wildgans, der nicht nur tastend vorwärts drängt, sondern schon eine bedeutende Leistung vollbringt. In dem Drama „Armut“ versucht er mit jenen künstlerischen Mitteln der Ästheteten, das soziale Problem der Armut zu gestalten – mit großem Gelingen.

Wenn man die Stoffe unserer Zeit übersieht, so hat in der Dramatik die Erotik eine überragende Bedeutung. Wedekind ist ganz darauf eingestellt. Daneben finden wir namentlich im Roman das ganze Gebiet unseres Lebens stofflich durchgeführt. Es fehlt bei uns eigentlich vollständig der politische Roman. Das Parteileben begeistert weder den Lyriker noch den Romancier. Es ist eigentümlich, daß die einzige Revolution, die wir haben, (1848) immer als Posse oder Satire behandelt wird. Das zeigt den unpolitischen Geist unserer Literaten. Nur Spielhagen behandelt sie als großes Ereignis.

Und nun bricht in dieses Treiben plötzlich die Weltkatastrophe des Krieges ein. Wie hat sie gewirkt? Es ist zunächst fast alles aus seiner Richtung geworfen. Fast alle deutschen Schriftsteller folgten der Mobilmachung auch geistig. Einige blieben stumm, ein Teil der Schriftsteller wurde Kriegsberichterstatte, die anderen machten Kriegsgedichte. Es ist niemals so viel gedichtet worden

wie im August 1914. Es ist gar nicht zu übersehen. Zeitungsredaktionen behaupten, daß sie täglich etwa 1 000 Gedichte bekommen haben. Es zeigt sich in dieser Stimmung eine Eigentümlichkeit unserer deutschen Kultur. Es zeigt ferner, was die berufsmäßigen Dichter waren, daß sie sich vorher im Innern leer und unbefriedigt fühlten, daß sie nichts mehr erlebten und nun durch das, was kam, ihre neue Mission entdeckten. Niemand von ihnen hatte vorher Kriegsgedichte gemacht. Man hätte annehmen müssen, daß ein Aufstand aller Intellektuellen gegen den Krieg hätte stattfinden müssen. Statt dessen fabrizierten sie kriegsbegeisterte Gedichte. Bisher hatten die Schriftsteller nichts gemeinsam mit der großen Masse und nun fühlen sie sich auf einmal hineingerissen in den großen Strudel.

Es ist nicht zu leugnen, daß die große Spannung auch wirklich Gutes hervorgebracht hat, besonders unter Arbeitern, z. B. Karl Bröger, Heinrich Lersch. Aber die große Flut von Kriegspoesien ging im Grunde spurlos an der großen Volksmenge vorüber, denn wenn Sie heute die Soldaten hören, so singen sie immer noch das greuliche Mischmasch aus alten Volksliedern, neuen Gassenhauern und hurrapatriotischem Kitsch. Es ist ja auch seltsam, daß alle Kriegsliteratur Begeisterung für den Krieg enthält. Diese wundervollen Landsknechts-Lieder aus dem 16. Jahrhundert sind viel menschlicher, als die unserer Tage. Ich möchte daran erinnern, daß in allen früheren Kriegen der Krieg niemals als Krieg verherrlicht wurde. Es sind vor kurzem nach chinesischen Motiven Kriegslieder erschienen, die 1 200 Jahre alt sind und in denen menschlich und mit wirklicher Phantasie kriegerische Erlebnisse gestaltet wurden.

Gerhard Köpf
Der halbe Türke

Eine Dorfgeschichte

Wehmütig neige ich den Kopf zur Seite, wenn ich die Zukunftswünsche kindlicher Vergangenheit mit ihrer gegenwärtigen Realität vergleiche und dabei feststelle, wie weit eine Sehnsucht denken kann und wie kurz die Wirklichkeit greift, weil ihre Kräfte nur schwach ausgebildet sind – im Gegensatz zu denen der Phantasie, die meistens noch von der Angst übertroffen wird. Beide sind sie verantwortlich für koloniale Wahrnehmungen, aber auch für koloniale Wünsche, die genau genommen Begierden sind: Zugriffe, Hab-Seligkeiten, die aus der Arroganz der Hautfarbe und dem Zufall ver-

meintlich besserer Bildung herzuleiten sind. Mag sein, daß wir unsere kolonialen Großväter in Güte übertreffen, aber das Elend fotografieren wir immer noch gerne: am liebsten vom Bus aus, hinter kugelsicheren Scheiben, vor tränensicheren Bildschirmen.

Meine kolonialen Wahrnehmungen sind nicht saisonal elegischer Bestandteil aparter Versatzstücke aus dem seidenen Arsenal zivilisierter Herrenreiterei. Ich wuchs in einem Negerdorf im Allgäu an der Tiroler Grenze auf. Wenn wir Kinder laut waren, sagte der Pfarrer, wir seien doch nicht bei den Hottentotten. Die Religion garantierte mir erste Begegnungen mit dem Kolonialismus. Ich blätterte gerne in der alten Buchberger-Bibel. Die Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament sind aufregend illustriert. Sie spielen sich meist in Oasen ab. Ein paar Palmen, wie Schamhaare angeordnet, beweisen es. Während ich die Zeichnungen nachmale, durchpauze, mit Farbe versehe, schule ich meine Bereitschaft zum Verständnis von Oasen- und Judenwitzen, zu denen auch diejenigen passen, in denen Missionare im Topf schwitzen. Ich sehe Expeditionen durch hohes Gras schreiten, dicke Frauen in englischen Tropenanzügen, läppische Männer mit dünnen Beinen, die aus Shorts herauswachsen, schlepende oder verschlagene Eingeborene mit wulstigen Lippen und Kuhaugen. Wie es in Afrika aussieht, sagt mir die Bibel. Neben uns wohnte ein Missionspater, der schlimme Erlebnisse im Busch gehabt haben soll. Wenn ich ihn grüße, sagt er „Kolonialobrist“ zu mir und gibt mir eine Begrüßungsohrfeige. Zu anderen Kindern sagt er „Herr Reichskanzler“.

Ich sehe mich eingewickelt in einen starren, stickigen Postsack, denn ich warte auf meine Mutter, die jeden Abend das Postamt putzt. Ich liege wie ein Päckchen nach Afrika, fröstle, fiebre ein wenig, studiere mit offenem Mund und heißem Kopf die wundersam gezackten Briefmarken, die in einem Schaukästchen in diesem Allgäuer Postamt hängen. Es sind Briefmarken aus Senegal und Togo: mächtige Formate, viel ausholender als die mit Heuß. Sie sind hoch für die zeitlupenschnellen Giraffen, quer für wieselflinke, nervöse Gazellen, die immer gemeinsam auftreten, den Kopf drehen und fliehen. Ich kannte bisher nur „Notopfer Berlin“ – Gazellen sind mir näher.

Manchmal hat meine Mutter zur Aushilfe eine Kollegin mit einem bärtigen Kinn, kaputten, sulzigen Knien und einem Kropf. Sie kennt Gedichte auswendig, die sie mir vorträgt, während sie Brieffächer auswischt oder den Lumpen wringt. Wenn ich ungeduldig bin, weil ich es nicht mehr erwarten kann, nennt sie mich einen Kaffer. Ich weiß nicht genau, was das sein könnte, aber ich fühle mich beleidigt. Nur mein Lieblingsgedicht kann mich wieder versöhnen: Als Kaiser Rotbart lobesam – *Schwäbische Kunde* von Ludwig Uhland. Der bis ins Sattelleder und noch in des Pferdes Rücken geteilte Türke bleibt mir immer vor Augen. Ich sehe das Blut spritzen: zuerst, wenn dem Pferd die Vorderfüße mit einem Hieb querdurch abgeschlagen werden. Ich höre das Pferd schreien. Der Reiter wird sich dabei nach vorne neigen. Das Schwert des Schwaben muß sehr scharf sein und er wird schwäbisch gründlich, chirurgisch exakt vorgehen. Er tut seine Arbeit akkurat und in Form eines Kreuzes. Während die Putzfrau den Verteilertisch wachst, sinkt zur Rechten wie zur Linken ein halber Türke vom Pferd, klafft das Sattelleder auseinander, säuft sich die Decke darunter voll Blut. Ein Schwabenstreich, der mich in meinem Postsack frieren läßt. Als Kind

lasse ich mich mit Mohrenköpfen (oder: Negerküssen) trösten. Ich sammle Orangenpapier, auf dem Neger ihre Augen rollen lassen und freue mich auf den Gipfel der Freundlichkeit, wenn an Weihnachten der Sarotti-Mohr auf mich zustürmt, und ich prüfe, ob er dem Mohren der Heiligen Drei Könige gleicht, die bei uns um die Krippe stehen. Der Missionspater im Religionsunterricht: erzählte er nicht, man könne mit einer Spende ein Heidenkind taufen lassen – ein Negerlein, das Gerhard heißt und nickt wie sein Abbild in der Wallfahrtskirche Maria Rain, jedesmal wenn Geld in den Opferstock fällt? In solche Auftrittssekunden mischt sich Verzweiflung, wenn ich an das Buchstabieren eines so schwierigen Wortes wie „Kolonialwarenladen“ denke. Die Putzfrau muntert mich wieder auf. Wer Gedichte kennt, der kennt auch Lieder mit Melodien, die einem das Wasser in die Augen treiben. Sie handeln von Heimweh und bewirken gerade das Gegenteil, sie heißen *Fern am Indiarande* oder *Der Negerklave*, *Nach der Heimat möcht' ich eilen* und *Freddy*, ein neuer Name, singt im Radio *Brennend heißer Wüstensand*. Wie es in der Fremdenlegion zugehen muß, kannte ich bislang nur von Dick und Doof. Das Kino liefert Erfahrung um Erfahrung: *Das indische Grabmal*, *Der Tiger von Eschnapur*. Wenn ich nicht mehr weiter weiß, schlage ich im Missionskalender nach; aus dem braune Kinder in Lumpen herauslachen, weil ihnen ein weißer Pater die Hand auflegt.

Erst mit der amerikanischen Besatzung waren Schwarze in mein Heimatdorf gekommen. Davor kannte man sie nur aus Büchern. Jetzt wunderten sich die Einheimischen, warum einige Soldaten noch nie ein Spülklosett gesehen hatten. Das einzige Besatzungskind in meiner Heimat hieß Heidrun, ein dunkles, trauriges Mädchen mit Kraushaar und wenig Freundinnen.

Ich hatte es leicht, denn ich reiste inzwischen mit Karl May von Bagdad nach Sтамbul, durchs wilde Kurdistan und bewunderte Hadschi Halef Omar und seine Nilpferdpeitsche. Aber immer hatte ich dabei den halben Türken vor Augen. Abschiedsgeschenke schärften mir die Sinne für koloniale Wahrnehmungen, als ich, ein Experte für Heimweh, nach dem Studium eine Stelle als Tutor für ausländische Germanisten bekam. In meinen hilflosen Kursen versammelten sich Marokkaner, Peruaner, Südafrikaner und Finnen. Es hatte mit Kolonialismus zu tun, wenn die Studentin aus Chile ihrem spanischen Freund fluchend erklärte, was unter Auflehnung zu verstehen sei und was damit ihre Balladen zu tun hätten.

Ich bekam einen echten Poncho geschenkt. Unsere Frauen schmückten sich mit dem Gold aus südafrikanischen Minen und Federn von Vögeln am Amazonas. Kleinkinder tragen die Mützen der Indios. Von Hammerfest bis Marrakesch hat die Mode Wildnis und Zivilisation versöhnt. Eine imaginäre Ethnographie wird geschrieben: schöne Armut, teure Lumpen, getragen von gleissenden Plastikmädchen mit Beinkleidern, die unten verschlossen sind, als würde jederzeit die Niederkunft des Propheten erwartet, reicher Eltern Kinder im Safari-Anzug, deren Lieblingssschlager *Dschinghis Khan* heißt: „Und einer ritt voran, dem folgten alle blind. . .“

Da ich viel auf Bahnhöfen herumstehe – schon als Kind ahmte ich darin Türken nach – kenne ich aber auch die zu engen Mäntel türkischer Frauen, ihre fünferlei Pullover und die schweren Kopftücher ihrer Töchter. Ich weiß,

daß Timbuktu für viele nur noch Ort einer Kaffeepause sein kann und ich kenne die ausführliche Erzählung einer Professorengattin, wie sie im südafrikanischen *Blue Train* durch die Wüste raste, unter der Dusche stand, nachts an Hütten vorbeifliegend, mit dem prickelnden Gefühl, von schwarzen Speisewagendienern in schneeweißen Anzügen begehrt zu werden.

Alles sind dies Bestandteile meines halben Türken, Auftrittsekunden mit Teilchenverzweigung, offene Adern des Kolonialismus, wie auch die Verkleidung im Fasching: Türke war immer sehr einfach. Eine alte Trainingshose, möglichst weit, ein Krummsäbel aus Sperrholz, mit Ofenrohrsilber bemalt, ein Fez mit Quaste, ein buntes Hemd, ein Bolerojäckchen und ein Bart aus Wimperntusche! In fast jeden Kinderfasching ging ich als Türke. In meinem Heimatdorf an der Tiroler Grenze wird heute längst nicht mehr Kinderfasching gefeiert. Heute huschen Pakistani über die alten Rollentabak-Schmuggelwege, die einmal von pockennarbigem Viehhändlern benutzt wurden. Unsere Sprache ist eine Sklavensprache geworden. Die ausländischen Arbeiter lernen zuerst das Kolonialdeutsch, in dem sie beschimpft werden. Die dritte Welt ist vor der Haustür. Jeden Tag bringt mir ein Inder die Zeitung. Der türkische Dichter Hasan Hüseyin fragt:

Also wo ist Afrika?

Also wo ist das gewaltige Asien?

Also wo dann der Schnee
vom vergangenen Jahr?

Während sich die Geschichte langsam aus ihren Händen freisetzt, zählen bei uns vorerst nur die besseren Türken, mit Krawatte, Mercedes und Kultur. Aber Türke bleibt Türke, sagt mir ein Veteran aus meinem Heimatdorf: zahnlos. Sein Leben verdankt er den „Waffenbrüdern“ des Ersten Weltkrieges, aber er sagt „Kümmeltürke“, singt „Rose von Stanbul“, haut sich noch einmal auf die Schenkel vor Gaudi: Kruzitürken. Getürkt sagen Fernsehleute, wenn sie von Fälschung reden. Türkei: immer war dies Orient und Okzident. Die Teile hängen auseinander wie die meines halben Türken, Lappen eines Reißverschlusses, der nicht mehr zugeht. Kolonie: das ist – staatsrechtlich – Ausland und – völkerrechtlich – Inland; das ist ein Gebiet, das ein Staat zur wirtschaftlichen Ausnutzung unterworfen oder gekauft hat. Kolonialismus: das ist eine Stilbezeichnung mit Hinterlist, die viel mit Veranden zu tun hat, auf denen sich Schönheit, Stolz und Reichtum versammeln, um anderen beim Arbeiten zuzusehen. Kolonien sind arrogante Niederlassungen, die zur Hebung des Lebensgefühls ausgenommen werden. Die Zählung ist immer am Zügel sichtbar: ob Herrschafts-, Straf- oder Militärkolonie, ob Dominium, Protektorat oder Mandatsgebiet. Und was ist mit den Türkenvierteln unserer Großstädte? Sie zeigen unseren Kolonialismus an.

Und die intellektuelle Schickeria, die sich den Gewissenstürken hält, als wäre er ein Gewissensjude oder (seit der Buchmesse 1980) ein Gewissensneger? Die Fahrten nach Südwest sind nicht mehr notwendig. Freilich, unsere Soldateska hat vor Madagaskar noch immer die Pest an Bord; Mogadischu ist ein neuer nationaler Bewußtseinsort für Sicherheit geworden. Die Bundeswehr singt das „Safari-Lied“:

Wie oft sind wir geschritten
auf schmale Negerpfad,
wohl durch der Steppe Mitten,
wenn früh der Morgen naht.
Wie lauschten wir dem Klange,
dem altvertrauten Sange
der Träger und Askari:
Heia, heia Safari! ¹

Die Landser des 2. Weltkrieges haben solches „Liedgut“ gepflegt. „In Honolulu, bei den Kaffern und den Zulu / und auf Sankt Pauli ist alles gleich. / Da gehn die kleinen Mädchen / zum Tanze in das Städtchen / ohne Hemd und ohne Höschen, / mit einem Feigenblatt.“ ² Gehört das zum Thema? Ich meine doch, zumal unsere Väter von solchen Vorstellungen (und noch weitaus schlimmeren) geprägt waren, als sie auszogen.

Ihre Söhne sollen nunmehr dieselben Lieder singen? Freilich – mit Literatur, wie ich sie sehe, hat solches „Liedgut“ nichts zu tun. Als ich einen Veteranen, der mit Rommel in Afrika war, fragte, was für ihn untrennbar mit Afrika verbunden sei, sang er mir eine Lili-Marleen-Verballhornung vor: „Aus der Oase / klingt ein dumpfer Ton (. . .) Kannst du mir verraten / wer Afrika erfand?“ ³ Davon enttäuscht, begann ich zu graben. Ich stellte fest, daß das Thema gar nicht existiert. Offenbar gibt es weder ein Bewußtsein noch eine Tradition der Auseinandersetzung mit dem wohlfeilen Thema „Dritte Welt“ in der neueren deutschen Literaturwissenschaft. Sollte ich also doch auf den Schlamm von Kriegserinnerungen angewiesen sein? Weiter: Sollte sich die deutsche Literatur als eine der Daheimgebliebenen herausstellen? Sollten diese Daheimgebliebenen zugleich – im doppeldeutigen Sinne des Wortes – die Zurückgebliebenen sein? Ich bin mit meiner Fragestellung auf Reisebewegungen der deutschen Literatur angewiesen.

Wo soll ich beginnen?

Bei der Kreuzzugslyrik oder bei der Reise Thümmels in die „mittäglichen Provinzen von Frankreich“, bei Goethes Italienreise oder Seumes „Spaziergang nach Syrakus“? Vielleicht ist der polyglotte Chamisso mit seiner (3jährigen) „Reise um die Welt“ für diese Themenstellung doch besser geeignet als Gustav Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ (1906)? Cornelius Friebotts Schicksal in Grimms „Volk ohne Raum“ (1926) ist nach Grass' „Kopfgeburten“ (1980) gänzlich unmöglich geworden: dort wird der Gedanke von den aussterbenden Deutschen reflektiert: „ein Raum ohne Volk“?

Die Reiselust deutscher Autoren ist um 1900 besonders stark. Allgemein herrscht die Vorstellung, es handle sich um die Gegenbewegung zur Ideologie der Heimatkunst. Ich sehe dies nicht so. Die Heimatkunstbewegung ist keine Alternative. Ganghofer versus Zola oder: Droben und draußen besser als drunten und drinnen? Sie signalisiert die radikal-konservative Absicht, alle Kultur landschaftsgebunden und stammesorientiert zu verstehen. Die programmatischen Jahre 1895 bis 1905 – die Zeitschrift „Heimat“ selbst erscheint 1900 bis 1904 – überziehen Bauernmöbel und Titelmalerei, ästhetische Diskussionen und Anregungen zur Eigenproduktion von Heimatliteratur bei kleinbürgerlichen Abonnenten mit ihrem ideologischen Spray. Das Ergebnis

formuliert Hermann Löns: „Naturschutz ist Rassenschutz“. Die Heimatkunsthewegung ist „national produktiv“ (Rossbacher) ⁵, sie fügt sich in den wilhelminischen Nationalismus und der wiederum ist imperial, denn „nicht nur Haus und Städtchen: ganz Deutschland ist unsere Heimat und vom deutschen Geiste aus die ganze Welt“ (Friedrich Lienhard: Vom Reichtum deutscher Landschaft). Heimatkunst ist „weltoffen“. Wie sagte weiland Karl Kraus: „Einen Platz an der Sonne erlangen ist nicht leicht.“ Denn ist er erreicht, so ist sie untergegangen.“ Noch aber war es nicht so weit, noch suchte um die Jahrhundertwende die Heimatkunsthewegung ökonomische, militärische und kulturelle Macht des Kaiserreichs zu harmonisieren. Konkret heißt dies: die Kultur sollte an die Macht der Kanonen angeglichen werden. Nicht die lokalisierende Engräumigkeit im Denken oder die partikularistische Winkel-Tüftelei eines Sonderlings zwischen Wasgau und „heiligen Wassern“ sind wichtige Kennzeichen der Heimatkunsthewegung, sondern daß sie erkennt: im provinziellen Kulturaustausch liegen imperiale Aufgaben einer „nationalen Renaissance“ (Wachler/Münchhausen): „Was der deutsche Kaiser unter den deutschen Fürsten ist, das geborene Haupt, sollte Deutschland unter den übrigen Ländern der Erde sein.“ „Adel der Welt“. So steht es in einer Programmzeitschrift der Heimatkunsthewegung, in Julius Langbehn's „Rembrandt als Erzieher“ (1890) ⁶. „Adel der Welt“, daß heißt auch Beherrschung der Weltmeere im Sinne einer Politik der Agrarierverbände. Kolonien, das heißt: Sicherung von Rohstoffquellen und Erschließen neuer Absatzmärkte ⁷. Das Schlagwort von der Suche nach „Lebensraum“ kommt auf, geprägt 1901 von Friedrich Ratzel, einem Geographen ⁸. „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ (1906) wird den Rekruten in „den Kasernen vorgelesen“ ⁹. Ernst Moritz Arndts Frage von 1813 „Was ist des Deutschen Vaterland“ wird neu gestellt: im April 1898 wird der Flottenverein gegründet, am 18. Oktober 1899 schmettert Wilhelm II. sein „Zur See, mein Volk, zur See“. 1901 hat sich Friedrich Lienhard mit seiner Schrift „Neue Ideale“ beflissen angepaßt. Wie Heimatkunsthewegung und Flottenpolitik zusammenkommen, verdeutlicht Lienhard an der Enge seines elsässischen Dorfes: „Von meinem kleinen Wasgaurdorf und den blühenden Weißdornen am Waldsaum und den vielen Kirchen und Dörfern meines schönen Landes am brausenden Rhein bis hinaus nach den Palmeninseln der Südsee-Welt, du Gotteswelt, wie würd' ich dich fassen und halten, umarmen und lieben!“ Vom deutschen Dorf bis in den Pazifik breitet sich das aus, was Brecht dem Volk abspricht: es wird tückisch. Doch sind Wasgau und Palmeninseln kein Widerspruch in der Weite. Von nahem gesehen sind beide „Orte des nicht-städtischen, nicht-vergrübelten, nicht-industriellen Lebens, der eine aufgewertet im Kampf gegen Berlin, der andere nur möglich durch eine starke Flotte“ ¹¹. Wie aber kommt es, daß im Lichte der Programmatiker der Heimatkunst „England und Amerika“ letztlich „nur germanische Kolonien“ sind (Wachler)? Die Antwort ist so einfach wie niederschmetternd: „Wenn es den alten Völkern zu eng, zu unbehaglich, zu hungrig wurde im dürftigen Lande, so lösten die markigen Männer überaus einfach die soziale Frage: sie durchbrachen die Grenzen ihrer Landschaft und suchten auf diesem geräumigen Stern neue Plätze“ (F. Lienhard).

Heimatkunsthewegung und Kolonialismus sind also durch eine Konjunktion nicht adversativ getrennt, sondern additiv, mehr noch: explikativ verbunden. Wie sehr freilich die Heimatkunsthewegung die Gleichzeitigkeit des Unzeitgemäßen repräsentiert, möchte ich an folgender Auswahl/Liste verdeutlichen: nach 1905 etwa beginnt ein merkwürdiges, bislang schier unerforschtes Phänomen aufzutreten, die Reise in den Osten:

Ernst Barlach: Russisches Tagebuch (1906/07)

Karl Otten: Die Reise durch Albanien (1912)

Hermann Hesse: Aus Indien (1913)

Rudolf Kassner: Der indische Gedanke (1913)

Hans Heinz Ewers: Indien und ich (1911)

Waldemar Bonsels: Indienfahrt (1916)

Hans Bethge: Die chinesische Flöte (1912)

Max Dauthendey: Die acht Gesichter am Biwasee. Japanische Liebesgeschichten (1911)

Alfred Döblin: Die drei Sprünge des Wang-lun (1915)

Klabund: Dumpfe Trommel und berauschter Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriesslyrik (1915)

Wilhelm Grube: Religion und Kultur der Chinesen (1913)

Gotamos Buddhos Reden. Übersetzt von K. E. Neumann (1907)

Bhagavad-Gita. Des Erhabenen Gesang. Übertragen und eingeleitet von Leopold v. Schroeder (1912)

Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber (1910)

Liä Dsi: Das wahre Buch vom quellenden Urgrund. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm (1911)

Tao te King: Das Buch der Alten von Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm (1911).

In all diesen Büchern ist nichts vom Geist der Kolonialherren, wohl aber von der großen Bereitschaft, sich von Neuem und Unbekanntem inspirieren zu lassen. Die Zeit des Expressionismus hungerte nach solcher Nahrung. Philosophisch gestimmt kehrte man heim. Im Jahre 1910 erscheint aber auch ein Roman wie „Der Wehrwolf“ von jenem Hermann Löns, der als Primaner eine unbekannte Schneckenart entdeckt, sie nach Annette von Droste-Hülshoff benennt und 48jährig als Kriegsfreiwilliger in jenem Regiment dient, dem Ernst Jünger als Leutnant angehört.

Obwohl in der Lüneburger Heide handelnd, ist deutscher Kolonialgeist von Anbeginn an dominant:

„Im Anfange war es wüst und leer in der Heide. Der Adler führte über Tage das große Wort, und bei Nacht hatte es der Uhu; Bär und Wolf waren Herren im Lande und hatten Macht über jegliches Getier. Kein Mensch wehrte es ihnen, denn die paar armseligen Wilden, die dort vom Jagen und Fischen lebten, waren froh, wenn sie das Leben hatten und gingen den Untieren liebend gern aus der Kehr.

Da kamen eines Abends andere Menschen zugereist, die blanke Gesichter und gelbes Haar hatten; mit Pferd und Wagen, Kind und Kegel kamen sie an, und mit Hunden und Federvieh. Es gefiel ihnen gut in der Heide, denn sie kamen

daher, wo das Eis noch bis in den Mai auf den Pümpen stand und im Oktober schon wieder Schnee fiel. Ein jeder suchte sich einen Platz und baute darauf ein breites Haus mit spitzem Dach, das mit Reet und Plaggen gedeckt war und am Giebel ein paar bunte Pferdeköpfe aus Holz aufwies. Jeglicher Hof lag für sich.“¹²

Ich möchte meine Erfahrungen von der einen Hälfte meines (halben) Türken komplettieren!

Dazu gehört auch „Eine Farm in Afrika“ (1970), der Erlebnisbericht des Filmschauspielers Hardy Krüger. Er dokumentiert den Gegensatz von „gut gemeint“ und Kunst, weil Krüger „handfeste kommerzielle Interessen mit seinem Besitz in Afrika verbindet“ (Ackermann).

Erst in den letzten Jahren beginnt eine Hinwendung zu Afrika in der deutschen Literatur, die in Sansibar nicht nur den Fluchttraum eines Jugendlichen erkennt. Irmgard Ackermann, die zum Thema 1979 in Dakar sprach, sieht die allmähliche Entwicklung eines öffentlichen Bewußtseins im prozessualen Kontext politischer Bewußtwerdung und Bewußtseinsbildung: „erst durch die Erfahrungen von Vietnam wird eine adäquate, realistische Auseinandersetzung mit dem Thema Afrika in der deutschen Literatur möglich.“¹³ Ende der 60er Jahre erkennt die Germanistin, die als eine der ersten ihrer Zunft das Thema überhaupt aufgriff, eine „Wende zum afrozentrischen Afrikabild, in dem der Europäer nicht mehr als der überlegen distanzierte Beobachter auftritt, der die Auswahl trifft, arrangiert, die Sicht bestimmt, sondern in dem er die Position dessen einnimmt, der einen Bewußtseinsprozeß durchzumachen hat, der seine Sichtweise und seine Anschauung radikal in Frage stellen muß, wenn er verstehen will, was auf dem ihm fremden Kontinent vor sich geht.“¹⁴

Ein genaueres politisches, soziales, historisches Afrikabild wird auf diese Weise langsam erarbeitet. Als Texte zur Auseinandersetzung mit Kolonialismus, Entwicklungspolitik und Apartheid im Gegenwartsroman bespricht Irmgard Ackermann exemplarisch

Karl-Heinz Jakobs: Wüste kehrt wieder. El Had (DDR 1976, BRD 1979),

Thomas Ross: Es tut mir leid um dich, mein Bruder Jonathan (1979),

Uwe Timm: Morenga (1978).

Der Fernsehkorrespondent Gerhard Konzelmann publiziert 1979 sein Buch „Sie alle wollten Afrika. Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung.“ Seine 368 Seiten starke Arbeit findet nicht ungeteilten Zuspruch. Gabriele Venzky bemängelt (*DIE ZEIT* 11. 4. 80) Konzelmanns Kommentar zum deutschen Schauplatz Südwest. Wir schreiben das Jahr 1904, Konzelmann schreibt: „Da brechen im deutschen Territorium Aufstände los. Erst müssen die Hereros – sie verfügen über 30 000 Gewehre – und dann die Hottentotten niedergekämpft werden. Leicht fallen die Siege der Schutztruppe nicht.“ Venzky korrigiert: „Die Wahrheit sieht etwas anders aus: In einem wahren Rache- und Blutrausch metzelt die Schutztruppe fast 80 000 Hereros nieder. Das Volk wird so gut wie ausgerottet. Die kläglichen Überreste vegetieren bis zum heutigen Tage in kümmerlicher Existenz. Dem Autor hingegen reichen zwei Sätze, um Bilanz zu ziehen: ‚Mit dem Sieg über die Völker der Hereros und der Hottentotten durch die deutsche Schutztruppe ist die Aufteilung des

Landes der ‘schwarzen Teufel’ abgeschlossen. Die europäischen Industriestaaten haben Afrika unterworfen.“ Die Ritzten des Materials! Die politische Bewußtwerdung der Studentengeneration von 1968 dokumentiert sich in Uwe Timms Roman der Revolte „Heißer Sommer“ (1974) im Sturm auf das Denkmal des deutschen Gouverneurs von Ostafrika, Hermann von Wissmann, als Symbol der Unterdrückung neben der Hamburger Universität. Ein Jahr später bilanziert Hans Magnus Enzensberger in seinem Balladenbuch „Mausoleum. 37 Balladen aus der Geschichte des Fortschritts“, was aus Che Guevara, dem Idol einer Revolte der „Dritten Welt“ wurde: ein Partyschmuck. „Der Text bricht ab und ruhig rotten die Antworten fort“. – „Nur die Historiker nisten sich ein wie die Motten ins Tuch seiner Uniform.“

Die andere Hälfte des „halben Türken“:

Eingangs habe ich nebenher die These formuliert, die „Dritte Welt“ sei hic et nunc, sei unmittelbare Wirklichkeit vor unserer Haustür. „Wenn fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“ – das gilt nicht mehr.

Die Arbeitsimmigration bringt die „Dritte Welt“ nach Europa. Die westeuropäischen Staaten werden Vielvölkerstaaten. Man legitimierte in den 50er und 60er Jahren die Arbeitereinwanderung („Arbeitskräfte wurden gerufen – Menschen kamen“, M. Frisch) mit einem Mangel an Arbeitskräften, der ausgeglichen werden müsse. Ein billiges Angebot von Arbeitskräften, so wurde von den kapitalistischen Industrienationen kühl kalkuliert, ersetze teure Investitionen. Die Entwicklung ist jedoch vorangeschritten, „aufwärts, aber nicht vorwärts“ (Enzensberger). Mikroprozessoren sowie die Auslagerung von Produktionen in Niedrig-Lohn-Länder lassen den Zwang zum Einsatz ausländischer Arbeitskräfte wegfallen.

Das verlogene Wort vom „Gast“-Arbeiter muß neu semantisiert werden. Es hat mit Sklaverei zu tun und als literarische Kronzeugen nenne ich Heinrich Heine: Das Sklavenschiff, Erich Fried: Markttag auf Kreta, Franz Josef Degenhardt: Tonio Schiavo.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war Afrika das Rohstoffland für Sklaven. Die Quelle(n) des Nils kannte man nicht, aber man wußte um den Vorteil der Sklaverei.

Meine These von der „Dritten Welt mitten unter uns“ stellt ein Thema wie „Kolonialismus und Literatur – außereuropäische Welt in der Sicht der europäischen Literatur“ auf den Kopf. Es müßte lauten: „Die koloniale europäische Welt aus der Sicht außereuropäischer in Europa geschriebener Literatur“. Einfacher ausgedrückt und weniger umständlich: es gibt bereits Autoren der „Dritten Welt“, die in unserem Land leben und in unserer Sprache Literatur schreiben bzw. vertreiben. Noch handelt es sich um Übersetzungen, noch sind Worterklärungen komplizierter Namen oder dunkler Anspielungen notwendig. Wenn aber morgen die Kinder der Türken und Pakistani deutsche Gedichte schreiben, in denen sie die Sehnsucht nach der Heimat ihrer Väter beschwören oder unseren Kolonialherrenstil auf den literarischen Begriff bringen?

In welchem Ausmaß in der Tat von einem Kolonial- wie von einem Herren-Stil gesprochen werden muß, hat mir Günter Herburger auf zweifache Weise verdeutlicht. Einmal sah ich ihn auf einem Foto, auf einer Holzbank sitzend, im

Wartesaal des Bahnhofes Isny im Allgäu, seinem Geburtsort – unter Plakaten auf Griechisch, Türkisch, Jugoslawisch (*ZEIT-Magazin* 13/1977), zum anderen las ich im 1. Band seiner Thuja-Trilogie (Flug ins Herz, 1977) Aussagen zu meinem „halben Türken“: „Nachdem unsere Sprache in der Hitlerzeit Herrensprache gewesen war, ist sie heute zur neuen Sklavensprache geworden.“¹⁵ Herburger macht darauf aufmerksam, daß Schimpfworte die ersten Ausdrücke sind, die ausländische Arbeiter, jene neuen Sklaven, hierzulande begreifen müssen. Damit beginnen sie in unserem Lande zu lernen: „Kolonialdeutsch“.¹⁶ Herburger zitiert in seinem Aufsatz „Für wen ich schreibe“ den Puppenspieler Albrecht Roser, der, im Auftrag des Goethe-Instituts über Lateinamerika fliegend, „nur noch an Maschinenpistolen gedacht habe, als er die Städte sah, in denen Hunderttausende von Kindern ohne Eltern wie kleine Wölfe lebten und Erwachsene gleichermaßen wie Steinzeitmenschen am Rande der Straßen“.¹⁷ Zwischen 1961 und 1973 kamen aus dem Süden Europas, dem Norden Afrikas und dem Nahen Osten 2,5 Mio. Fremdarbeiter in die BRD, in Europa schätzt man derzeit mehr als 10,5 Mio.: „Ob im Münchener Westend, im Frankfurter Bahnhofsviertel . . . oder in der Pariser ‚Goutte d’Or‘, das ausländische Proletariat vegetiert in Westeuropa in düsteren Karawansereien“ (Raoul Hoffmann).¹⁸

Schon können wir lernen aus der biographischen Empirie eines Juan Jimenez oder eines Ömer Batur. Durchweg handelt es sich um Berichte und Erfahrungen in einer fremden Gesellschaft von Kolonialherren: „Du kannst an Kultur mitbringen, was du willst, deine Klassifizierung ist schon vor deiner Ankunft vorgenommen worden. . . Du kannst bestenfalls versuchen, sie ab und zu einmal angenehm zu überraschen und höchstens dazu bringen zu sagen ‚Ja, du bist ein besserer Türke. . .‘“¹⁹

Was will der „halbe Türke“, der auch ein „halber Deutscher“ ist, von uns? Yüksel Pazarkaya, 1973 promoviert über die „Dramaturgie des Einakters“, Lehrbeauftragter an der Universität Stuttgart, Autor mehrerer Gedichtbände, gibt Auskunft: „seht uns doch mit euren weichen Herzen / und euren Tierschutzvereinen / wenigstens als Tiere an, die ihr so sehr liebt“.²⁰

In Cyrus Atabay (Jg. 1929) begegnet uns ein frühes Beispiel eines in deutscher Sprache schreibenden (persischen) Dichters. Freilich ist der Kolonialismus bei ihm kein Thema. Komplizierte Wechselbeziehungen sind schon Themen für Sekundärliteratur: „Gastarbeiter“ als koloniales Wesen, als „Eurosklave“. Jörg Kuglin stellt dieses Thema auf den Kopf: „Der ‚Gastarbeiter‘ in der türkischen Literatur der Gegenwart“. Die Thematik schlägt sich nieder in Romanen und Erzählungen, in türkischer Lyrik, im Kinderbuch, in Reportage und Reisebericht, aber auch „in den Liedern türkischer Arbeiter in der BRD, die auf Platten und Kassetten in Deutschland selbst verbreitet, in der Türkei dagegen fast unbekannt“ sind. Herausragende Themen sind die Zerstörung von Ehe und Familie, Isolation und Vereinzelung des einzelnen Arbeiters und die Feindlichkeit der neuen Umgebung. Hier hat sich eine neue Kolonialkultur ausgebildet. Wie selbständig sich Kolonialkultur neuer Prägung bereits entwickelt hat, ist an dem Lyriker und Schauspieler, Bierzapfer und Rundfunkjournalisten Aras Ören (Jg. 1939) ablesbar. Ören lebt seit 1969 in Westberlin, zunächst als Fremdarbeiter, jetzt als freier Schriftsteller. Er hat bisher sieben

Lyrikbände publiziert:

Was will Niyazi in der Naunynstraße. Rotbuch 1973

Der kurze Traum aus Kagithane. Rotbuch 1974

Privatexil. Rotbuch 1977

Deutschland, ein türkisches Märchen. Claassen 1978

Die Fremde ist auch ein Haus. Rotbuch 1980

Mitten in der Odyssee. Claassen 1980

Zwei seiner Poeme wurden vom Fernsehen verfilmt. Seine Gedichte sind insgesamt in mehr als 30 000 Exemplaren verbreitet. Es handelt sich um Teile einer „ersten literarischen Chronik des Zusammenlebens von Deutschen und Türken“ – nicht von außen und nicht in fernen Tagen.

Hinzu kommen der Gedichtband „Disteln für Blumen“ (1970), die Erzählungen „Der Hinterhof, U-Bahn“ (1972) und „Alte Märchen neu erzählt. Texte – in zwei Sprachen“ (1979). Örens Gedichte handeln von Fabrik und Feierabend, von Familie und Heimweh, von Freunden und dem Zusammenleben mit Deutschen. Der Autor erkennt die gemeinsame Suche nach dem Anteil an Glück und Schönheit, die gemeinsame Abhängigkeit von Illusionen, Sehnsucht und Hoffnung auf ein menschenwürdigeres Leben. Er beschreibt auch die Illusionen derer, die nach Deutschland kommen und meinen, es handele sich um ein kleines Amerika, wo jeder ein Auto, moderne Wohnungen, stangenweise Anzüge, Nylonhemden und ein Geliebte haben kann, die er an der Straßenecke küßt.

Von Einsamkeit ist die Rede, von Rache und türkischen Kindern in Berliner Kellern, von Gefangenschaft und Heimweh und Angst, von den Armen in Berlin, egal welcher Herkunft: „Ausländer sein ist schwer. Du gehörst weder zum einen / noch zum anderen Land. Du bist nicht hier / und nicht dort“ – das ist die Konkretisierung von Kolonie als Inland (völkerrechtlich) und als Ausland (staatsrechtlich). Schließlich überlegt der fremde Sklave auch sein Bild von Afrika:

„Afrika meiner Kindheit-
ein Neger mit roten und grünen Federn
im Kopfputz, wenn er ein unweltliches Wild
vor sich her jagt, wie eine unter schrillen Pfiffen
hereinsinkende Dschungelnacht –
Afrika – tausendundein ersehntes Abenteuer,
unberührte Natur, von weißen Jägern überlistet –
Afrika – Staunen und Rausch des Entdeckers,
der nie betretenen Boden betritt und köstliche
unbekannte Früchte vom Baum pflückt – Afrika –
Sehnsucht, endlich frei zu sein
wie ein Erwachsener.“

Örens Gedichte bringen den Traum von der Versöhnung der Sehnsucht mit der Realität zur Sprache. Sie sprechen vom Alltag und schöneren Lebensbedingungen: z. B. von der Liebe der 15jährigen Emine aus Berlin-Kreuzberg, ihrer Verlobung nach türkischem Ritual und der Kollision ihrer Vorstellungen mit der ihres Kulturkreises. All dies ist literarisch reflektiert. Die neue, veränderte Situation des Verhältnisses von Kolonialismus und Europa wird klar und

deutlich ausgesprochen: „so, wie wir hier *kleine Istanbul* gründen, wollen wir im selben Leben nicht noch einmal in der Türkei *kleine Deutschlands* gründen. Das wäre eine Schizophrenie, die keiner aushält. Es hat sich übrigens gezeigt, daß wir dem europäischen Selbstverständnis in gewisser Weise behilflich sind. Man wird nicht mehr vom *neuen Europa* sprechen können, ohne unseren Anteil daran zu berücksichtigen.“ Ich denke, es ist auch für die deutsche Literaturwissenschaft hohe Zeit, den türkischen Dichter Aras Ören zur Kenntnis und sehr ernst zu nehmen. Sein poetologisches Programm ist zugleich ein humanes und gesellschaftlich durchschauendes:

„Eigentlich sollten meine Gedichte zwischen der türkischen und der deutschen Dichtung eine Brücke bilden. So, wie ich selbst in der türkischen und der deutschen Wirklichkeit lebe. Aber mit der Zeit stellte es sich heraus, daß die beiden Enden der Brücke nicht mehr mit ihren Ufern verbunden waren. Sie konnten es nicht mehr sein. Dabei darf man sich nicht vorstellen, daß sich die Brücke verkürzt hätte. Im Gegenteil, es kommt mir so vor, als wäre die Brücke immer länger geworden, sie dehnt sich noch nach wie vor aus, doch mit noch größerer Geschwindigkeit rücken die beiden Ufer auseinander, denen sie auflieg. Im Laufe der Zeit ist die Brücke ein unabhängiges Stück Wirklichkeit geworden. – Ebenso verhält es sich mit der Situation der Gastarbeiter.“²¹ Daher handeln die Gedichte von Aras Ören nicht nur von der Situation des „Wegwerfarbeiters“²² („Warm wird von seiner Arbeit denen, / die ihre Villen / im Südwesten der Stadt bewohnen“) ²³ und seinen betrogenen Hoffnungen auf das Paradies „Almanya“. Sie verdeutlichen auch die Kolonialherrengesten, die Ören „Geberlaune“ nennt ²⁴, und sie stellen die Zusammenhänge her zwischen den Arbeiterquartieren der Schlesier und Ostpreußen in Berlin-Kreuzberg und dem heutigen „Klein-Istanbul“: „Aber um Kreuzberg wirklich zu sehen, / mußt du das Verhältnis von Arbeit und Lohn, / die Geschichte des Kapitalismus verstehen.“²⁵ Die historisch veränderte Situation, die ein verändertes Kolonialismus-Verständnis erfordert, läßt sich am sinnfälligsten an den Kindern verdeutlichen, weil sie die Schmerzen am stärksten spüren und genau sind in dem, was sie sagen und erleiden: „Meine Heimat ist die Fremde meines Vaters“.²⁶ Der „Fliegende Teppich im Märchen“ und die Lebensbedingungen in der Naunynstraße: dazu zählt auch das „Erwachsenenmärchen vom Fliegenden Teppich“.²⁷ Wir haben es leicht mit unseren Erinnerungen an 1001 Nacht und können daher ohne Aufwand vergleichen. Wiederum wird überdeutlich, wie sehr die „Dritte Welt“ hier bei uns stattfindet. Aras Ören spricht es aus: „Europa, deine Geschichte / ist eine riesige blutende Wunde. / Und wenn das Blut in der Wunde trocknet, / bleibt die Narbe / und bleibt auch morgen im Blick, / in eurem / und in unserem. / Früher hast du übergegriffen / auf andere Weltgegenden, / jetzt kommen die anderen / Weltgegenden her / und bleiben in dir.“²⁸

Auf diese Weise wird Deutschland nicht zum Wintermärchen, sondern zu einem „türkischen Märchen“. Wie weit die Umkehr der Perspektive und der Bedingungen des Kolonialismus schon vorangeschritten sind, zeigt folgender Umstand: in Gedichten, die an den deutschen Schriftsteller F. C. Delius gerichtet sind, schreibt der in Deutschland lebende türkische Dichter Aras Ören über seine kolonialen Wahrnehmungen in Afrika. Wie sieht er Dar Es

Salaam? „Sie selbst verschwanden, die Engländer, / die Bürokratie ließen sie da (. . .) heute eine europalose Europawirklichkeit, / eine armselige, künstliche, überholte, bedrückende / Kopie europäischen Verwaltungsgeistes / in tropischer Hitze. . . “²⁹ Und wie sieht Ören seine eigene Lage?

„Bin ich auch nicht der erste europäische Entdecker, der seinen Fuß hierher setzt, so bin ich doch zweifellos der erste Türke aus Berlin, der, seinerzeit aus einer Zivilisation herausgerissen, erfahren hat, was es heißt, in einer anderen Wurzeln zu schlagen, und der darum versucht, mit Interesse dies alles hier in seine großen Augen und in sein Objektiv hineinzupressen.“³⁰

Es ist nicht zu übersehen: die „Dritte Welt“ ist in Europa, denn Ören sagt zu seinen kolonialen Wahrnehmungen: „Ich sehe das alles mit europäischen Augen.“³¹

Mag sein, daß ich den Kolonialismus-Begriff arg strapaziert habe und bis an seine Grenzen gestoßen bin – was nicht heißt, daß dahinter der Kolonialismus aufhört. Gleichviel: der „halbe Türke“ aus Uhlands „Schwäbischer Kunde“ sitzt in meinem Kindskopf wie der eingeklemmte Bart von Rumpelstilzchen. Die Geschichte beginnt auf dem Dorf. Der „halbe Türke“ ist zuletzt auch deshalb eine Dorfgeschichte, weil er ohne den dörflichen Kolonialismus nicht denkbar ist.

Nachweise

- 1 Rudolf Walter Leonhardt: Lieder aus dem Krieg. München: Goldmann 1979, S. 33
- 2 Leonhardt (Anm. 1), S. 77
- 3 Leonhardt (Anm. 1), S. 170
- 4 Irmgard Ackermann: Zum Afrikabild in der deutschen Gegenwartsliteratur. In: Stimmen der Zeit 9/1979, S. 620 bis 630, hier S. 620
- 5 Karlheinz Rossbacher: Heimatkunstabewegung und Heimatroman. Stuttgart: Klett 1975
- 6 Rossbacher (Anm. 5), S. 63
- 7 Vgl. Peter Zimmermann: Kampf um den Lebensraum. Ein Mythos der Kolonial- und der Blut-und-Boden-Literatur. In: Horst Denkler und Karl Prüm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart: Reclam 1976, S. 165 bis 182
- 8 Rossbacher (Anm. 5), S. 65
- 9 Rossbacher (Anm. 5), S. 65
- 10 Rossbacher (Anm. 5), S. 63
- 11 Rossbacher (Anm. 5), S. 64
- 12 Hermann Löns: Der Wehrwolf. Jena: Diederichs 1923, S. 1
- 13 Ackermann (Anm. 4), S. 621
- 14 Ackermann (Anm. 4), S. 623
- 15 Günter Herburger: Flug ins Herz. Darmstadt: Luchterhand 1977, S. 10
- 16 Herburger (Anm. 15), S. 315
- 17 Günter Herburger: Die amerikanische Tochter. Darmstadt: Luchterhand 1973, S. 13
- 18 Raoul Hoffmann: Paris-Harlem. In: Kürbiskern 3/1979, S. 14
- 19 Kürbiskern 3/1979, S. 70
- 20 Kürbiskern 3/1979, S. 87
- 21 Aras Ören: Privatexil. Berlin 1977, S. 70
- 22 Ören: (Anm. 21), S. 33
- 23 Aras Ören: Was will Niyazi in der Naunynstraße. Berlin 1974, S. 5
- 24 Aras Ören: Die Fremde ist auch ein Haus. Berlin-Poem. Berlin: Rotbuch 1980, S. 11
- 25 Ören (Anm. 24), S. 45
- 26 Ören (Anm. 24), S. 66
- 27 Aras Ören: Der kurze Traum aus Kagithane. Ein Poem. Berlin: Rotbuch 1974, S. 63 bis 66
- 28 Ören (Anm. 24), S. 55
- 29 Aras Ören: Deutschland, ein türkisches Märchen. Düsseldorf: Claassen 1978, S. 70
- 30 Ören (Anm. 29), S. 83
- 31 Ören (Anm. 29), S. 74

Andrzej Lam Die polnische Literatur seit 1945 und die Wandlungen des sozialen Bewußtseins

Am historischen Wendepunkt, als die Kanonen des Zweiten Weltkrieges schon schwiegen, waren für die polnische Literatur drei Tendenzen kennzeichnend. Erstens bestand ein Bedürfnis, mit der 20jährigen Zwischenkriegsperiode des souveränen Polens abzurechnen, sowohl in politischer als auch in kultureller Hinsicht. Diese Abrechnungen fanden schon während des Krieges, in den Zeitschriften des Untergrundes und in der Emigration statt. Zweitens wirkte sich der Druck der Kriegs- und Okkupationszeit aus – eine Erfahrung, die in ihrer Stärke und Tiefe nichts Ähnliches in der polnischen Geschichte hatte. Wenn schon verglichen werden sollte, dann vielleicht mit der geistigen Auswirkung der Niederlage des November-Aufstandes von 1830 in der Generation der Romantiker. Als dritte Tendenz ist die Fragestellung zu sehen, die man in der neuen politischen Lage nicht vermeiden konnte, nämlich welche lebendigen gesellschaftlichen Kräfte und ideologischen Prämissen das weitere Schicksal Polens bestimmen würden. Was blieb unversehrt zwischen den Trümmern und in einer Landschaft der Gräber, deren Opfer sich als vergebens erwiesen hatten. Dazu gehört u. a. das Verhältnis zum Warschauer Aufstand 1944. Welche Grundlagen des moralischen Wiederaufbaus ihre Glaubwürdigkeit und Wirksamkeit bewahrt hatten, welche politische Orientierung realistisch und begehrt war – im Moment, als sich die sowjetische Armee und die Streitkräfte der westlichen Alliierten an der Elbe begegneten und die Frage nach Europas Zukunft auftauchte und in diesem Rahmen auch nach der Zukunft Polens. Würde die Zusammenarbeit der Weltmächte, als Verlängerung der antifaschistischen Kriegsallianz, sich verstärken, oder würden die Widersprüche, und damit die Gefahr eines neuen Krieges, die Oberhand gewinnen. Die Hoffnungen und die Besorgnisse, dieses besondere existentielle Klima des damaligen Europa, konnten nicht ohne Einfluß auf die Schriftsteller bleiben.

Die Literatur zählte ihre Kriegsverluste, aber sie zog auch die Bilanz ihrer Möglichkeiten. Allgemein verbreitet war die Überzeugung, daß sie anders werden mußte, als sie es bisher war. Es dominierten also kritische Einstellungen. Man stellte die von der Vergangenheit ererbte Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft in Frage. In der Auffassung jener Rolle sind schon in der Zwischenkriegsperiode wesentliche Korrekturen eingeführt worden. Allmählich hörten die Schriftsteller auf, eine Art Institution zu sein, die in der Zeit der Teilungen Polens – mangels eigener staatlicher Organe – sich verpflichtet fühlten, auch diejenigen Angelegenheiten zu berühren und derartige Programme auszudrücken, die z. B. zum nationalen Parlament gehören sollten; man sprach auch von der „Regierung der Seelen“. Im souveränen Polen fängt diese Funktion an sich zu verschieben – und zwar in Richtung der Aufhebung der nationalen Komplexe und derartigen Korrespondenzen mit der philosophischen, moralischen und zivilisatorischen Problematik der Epoche, die, von den polnischen Angelegenheiten ausgehend, ihre universellen, auch für andere

wichtigen Aspekte fördern konnten. Diese Wandlung hat schon der Naturalismus und der Modernismus vorbereitet; ein Anzeichen dafür wäre der Nobelpreis für Wladyslaw Reymont, den Autor des epischen Zyklus „Die Bauern“. Gleich nach dem Ersten Weltkrieg begann Stanislaw Ignacy Witkiewicz – genannt Witkacy – mit seinem Schaffen, und es wird sichtbar, wie unterschiedlich in bezug auf die Tradition die Akzente in seinen Dramen und Romanen gesetzt werden: auf die Fragen nach der Zukunft der Kunst im Anlitz der technischen Zivilisation, der Massenbewegungen, des Auftauchens demagogischer Führer und rücksichtsloser Manipulatoren, der Bloßstellung bisheriger Eliten, Autoritäten und geistigen Zentren. Das groteske Chaos, in das die Menschheit verfiel, wird zur Quelle des existentiellen Leidens und der katastrophischen Angst. Dieses Schaffen, das sich parallel zum Aufbau des polnischen Staates entwickelte, erfaßt die neue Lage nicht über die Artikulation praktischer Hinweise, über Apotheose oder Pathos, sondern über eine avantgardistisch deformierende Kunstform. Im Hintergrund sind die Gedanken vorhanden, in welchem Maße das durch unnormale Geschichte verzerrte und in mancher Hinsicht rückständige Bewußtsein sich der Herausforderung der modernen Welt anpassen könnte: Experiment und Provokation zugleich. Eine vergleichbare Figur, obwohl in anderem Stil, erschien in dem Werk von Witold Gombrowicz. Die Nichtauthentizität, Beschränkung auf eine leere Form und Konvention bedrängt am stärksten diejenigen, die sich verpflichtet fühlen, in den Augen der Umgebung als andere zu erscheinen, als sie wirklich sind. Diejenigen also, die sich im Innern als niedriger und jünger – im Sinne eines Mangels an Reife – ansehen, das aber nicht zugestehen wollen, weil es ihnen die subjektiv festgesetzte Rolle nicht erlaubt. Diese Erkenntnis bezieht sich auf das Selbstgefühl der Polen. Das heißt aber nicht, daß dieses Dilemma nur sie betrifft. Es erscheint überall dort, wo der Mensch, aus seiner natürlichen Umgebung herausgeschleudert und des inneren Gleichgewichts beraubt, im Finstern tappend eine Art der Anpassung an die fremde Welt sucht. Die Anachronismen des polnischen Lebens, die veralteten gesellschaftlichen Strukturen zwischen den Relikten des aristokratischen Hochmuts und dem erwachten Streben des Volkes, die Vielheit der durcheinander dringenden Blicke und falscher Widerscheine, die ganze skurille Komödie des scheinbaren Pluralismus, ohne Möglichkeiten einer wirklichen Verständigung und gemeinsamer Sprache sind etwas mehr geworden als ein Gegenstand der grotesken Satire von lokaler Bedeutung. Und wieder – das Selbstbewußtsein dieser Entfremdung führt zum existenziellen Leiden, zur Weltkrankheit. Aber zugleich ist es ein Wegweiser zur Freiheit über die Ablehnung des Hochmuts. Im Vorwort zu „Transatlantik“ kommentierte Gombrowicz seinen Roman aus der Vorkriegszeit, nämlich „Ferdynand“: „Ich sollte vielleicht nicht meine damaligen Erlebnisse zu stark mit der polnischen Wirklichkeit verbinden, da die ganze Welt diese Vision der Verunstaltung begünstigte – doch die näheren Verzerrungen stärker quälen“.

Die erwähnte Problematik könnte man aus der Wahrnehmung der Ungleichheit zwischen den Menschen ableiten – einer Ungleichheit, die nicht in den natürlichen individuellen Unterschieden begründet ist, sondern in den gesellschaftlichen Strukturen, die auf der Hierarchie und auf der Vorherrschaft

beruhen. Witkacy schrieb über „die Notwendigkeit einer Epoche, in der sich große staatliche Organismen bilden, die auf der Macht eines Einzelnen oder einer kleinen Gruppe seiner nächsten Umgebung und auf der Klassenhierarchie beruhen, wobei die niedrigsten Klassen ein relativ jämmerliches Leben zu führen gezwungen sind und sich in diesen Verhältnissen sogar des unschätzbaren Wertes der bloßen Tatsache der Existenz, im Zusammenhang mit dem riesigen Übergewicht der negativen Erlebnisse, nicht bewußt werden können; um es direkt und grob zu sagen: ihr Leben ist eine Tortur“.¹

In der Literatur der Zwischenkriegsperiode entwickelte sich auch eine Strömung, die den Willen der benachteiligten Schichten zu revolutionärer Überwindung ihrer Lage ausdrückte. In der Lyrik gehört hierher der romantisch und radikal gesonnene Wladyslaw Broniewski und auch der Avantgardist Julian Przyboś, in der Prosa Leon Kruczkowski, später Autor des berühmten Dramas „Die Deutschen“ („Die Sonnenbrücke“). Diese Strömung bildete eine Laufbrücke zu Volkspolen, so wie im politischen Leben die Volksfront die künftigen Umwandlungen voraussagte. Es sollte jedoch nicht automatisch und nach dem klassischen marxistischen Schema geschehen. Der Weg Polens war ein Kreuzweg. Am Horizont schwebten die ersten Vorboten des Krieges, der sich bald als die grausamste Hekatombe in der Geschichte der polnischen Nation erwies. Die Literatur reagierte auf diese Vorboten mit katastrophischen Visionen von ungewöhnlicher Stärke: in der Dichtung von Józef Czechowicz und Czesław Miłosz. Der Feind war ein Fremder nicht nur deshalb, weil er auf seine Fahnen den Haß schrieb, sondern auch deswegen, weil er weder viel über die polnische Kultur wußte noch wissen wollte, außer dem, was der Horizont der Verachtung und des Vernichtungswillens zuließ. Schwach zu sein, das heißt auch ein Gegenstand der Ignoranz werden; das Polen der Zwischenkriegsepoche hatte zu wenig Zeit und war zu stark von internen Widersprüchen zerrissen, als daß es seine Stellung in der Welt festigen konnte. Um so größer war die Erniedrigung, um so stärker der Widerstand, und nach dem Kriege – der Wille zur grundsätzlichen Umgestaltung.

Die jungen Dichter, die im okkupierten Warschau ihre Verse schrieben und sie konspirativ veröffentlichten, waren von der einfachen Teilung der Werte in Gut und Böse, die sich z. B. in einem edelmütigen Kämpfer um die Freiheit und in einem dämonischen Feind verkörpern konnten, sehr weit entfernt. Die Soldatentugenden, der Mut und die Opferbereitschaft, die Beharrlichkeit und die moralische Kraft, die Vaterlandsliebe und die Vision einer besseren Welt, das alles mußte sich natürlich in dem Zusammenstoß auf Tod und Leben offenbaren. Entscheidend war aber das Gefühl, des Rechtes, gut zu sein, die Lebenswerte auf eigene Rechnung zu bestimmen, beraubt zu werden. Die Entstellung der Moral, der Terror und die Rücksichtslosigkeit steckten das Bewußtsein an und setzten das elementare Übel frei, indem sie den Menschen zum Spielfeld blinder Mächte und aufgezwungener Stereotype machten. In einem Gedicht von Krzysztof Kamil Baczyński, der im Warschauer Aufstand 1944 fiel, schwebt das Gefühl, in eine fremde Welt hineingeworfen zu werden, ohne irgendeine Utopie wie der tröstlichen Kindheit, des Familienhauses, der Sicherheit:

Sie trennten dich von Träumen, Sohn, die wie ein Falter zittern,
Sie malten eine Landschaft dir aus Bränden und Gewittern,
Sie strickten feuchte Augen dir, mein Sohn, die rot verbluten,
Und mit Gehängten säumten sie den Fluß der grünen Fluten.

Sie prägten dir die Heimat ein, mein Sohn, mit toten Schritten,
Das Eisen deiner Tränen hat sich Wege ausgeschnitten.
Sie zogen dich im Dunkel groß mit Angst, die alle aßen.
Und du gingst blind die unwürdigste aller Menschenstraßen.

Du gingst, mein heller Sohn, die schwarze Waffe in den Händen,
Erlebtest jenen Stundenschlag, mit dem die Übel enden.
Und deine Hand bekreuzte noch die Welt, bevor sie sank.
War es die Kugel, war's das Herz, mein Sohn, was da zersprang?

(Übertragen von Karl Dedecius)

Das Gedicht ist gefühlvoll, aber nicht sentimental. Es artikuliert das Weinen einer Mutter, die das größte aller Leiden getroffen hat. In derartigen Bildern stellte sich das Volk immer den Schmerz der Mutter Gottes unter dem Kreuz vor: lähmendes Leiden, das jedoch nicht imstande ist, die Liebe und den Glauben an die Erlösung zu zerstören. Das Subjekt jedoch, das wirklich in dem Gedicht spricht, hat auch ein anderes Bewußtsein, ein sarkastisches, nämlich ein Opfer zu werden, von der Geschichte zur Nichtigkeit verurteilt. So wie bei Tadeusz Borowski: „Von uns bleibt nichts als eiserner Schrott und dumpfer Spott späterer Geschlechter“. Hier kommt die Ironie der Geschichte zu Wort, die Überzeugung, von ihr manipuliert und zermalmt zu werden. Die Welt der Konzentrationslager, die Borowski aus eigener Erfahrung kennengelernt hat, wird zur Figur der Welt überhaupt: Die gigantischen Anstrengungen, auf der Arbeit von Sklaven gegründet, die, wenn sie überhaupt irgendeine Wahlfreiheit haben, dann nur die der Verlängerung der eigenen Existenz auf Kosten der schnelleren Vernichtung der anderen. Dieses Modell wird in einer Metapher ausgedrückt: die steinerne Welt.

Von ähnlicher Erfahrung ist auch die Dichtung und die Dramaturgie von Tadeusz Różewicz ausgegangen – vom Gefühl geprägt, in einer degradierten Welt zu existieren, in der alle Bestrebungen sich gegen den Menschen wenden. Und er selber wird zum ebenso jämmerlichen wie ratlosen Wesen in seinem Versuch, das moralische Alphabet wiederherzustellen. So als ob die Welt eine unsichtbare Grenze überschritten hätte und jeder Schein des Wachstums ihr eine Todesgefahr bereite. Denselben Druck hat auch Czesław Miłosz gespürt. Dem Grauen der eigenen Zeit setzt er aber die utopischen Täuschungen und großen Träume der menschlichen Kultur in der Überzeugung entgegen, dieser Wachtraum sei der Menschheit nötig, wenn sie fortauern soll. Miłosz weigert sich, die Rolle eines Dichters hinzunehmen, der imstande wäre, die auf romantische Weise erlebte Tragödie der Nation zu wiederholen:

Du hattest geschworen, nie mehr
Klagelieder zu singen.
Du hattest geschworen, nie mehr
An die großen Wunden deines Volkes zu rühren,
Sie nicht zu einer Reliquie zu machen,
Zu einem verfluchten Heiligtum, das die Nachkommen
Jahrhunderte lang noch verfolgt. [...]

Wie soll ich leben in diesem Land,
Wo mein Fuß an die Knochen
Der nicht begrabenen Verwandten stößt?
Ich höre Stimmen, ich sehe Lächeln. Ich kann nichts
Schreiben, weil gleich fünf Hände
nach meiner Feder greifen
Und ihre Geschichte zu schreiben befehlen,
die ihres Lebens und die ihres Todes.²

(Übertragen von K. Dedecius)

Die Literatur fand die Worte und die Formen, die jene Erfahrung ausdrücken konnten, ohne die alten und schon vertrauten Klischees zu benutzen, nur mit großen Hemmungen, und zwar in der Schlichtheit, in der Kühle der herben Relation, in gedämpften Emotionen. Diesmal handelte es sich nicht um eine Nation, von ihrem Ausnahmezustand überzeugt und in den Augen der unempfindlichen Welt zugrundegehend, wie es die Romantiker empfanden. Das Schicksal Polens, so wie in einem anderen Ausmaß das Schicksal der Juden, entblößte das verbrecherische System; dieses Schicksal darzustellen, das bedeutete eine Ermahnung der ganzen Menschheit. Und darum wird auch das Gespräch fortgesetzt auf beiden Seiten der ehemaligen Barrikaden. Die Befreiung Polens in den Jahren 1944/45 hatte einen besonderen Gehalt. Die Abrechnung mit dieser Form der staatlichen Existenz, die unter dem Stoß der fremden Armeen im Jahre 1939 zusammenbrach, hat gleich nach der Niederlage angefangen und dauerte noch lange, auch in der Literatur, auch wenn sich die Akzente allmählich verschoben von leidenschaftlicher Verdammung zu einer differenzierten und nuancierten Bewertung der zwanzigjährigen Souveränitätsperiode Polens. Was aus dem Kriege auftauchte, war so verändert, daß es – besonders den konservativ gesinnten Schichten – sogar als nicht ganz „eigen“ hätte erscheinen können. Die wesentlichen territorialen Verschiebungen und die Bevölkerungsemigrationen, die Umverteilung des historischen Bewußtseins (die Schwächung des Interesses an der neueren Geschichte, die Hinwendung zur älteren Geschichte Polens, besonders des Polens der Piastendynastie, der Befreiungskämpfe und der radikalen Strömungen in der Vergangenheit), die Verstaatlichung der Großindustrie und die Aufhebung des Großgrundbesitzes, die Parole der allgemeinen Bildung und die Hebung der Kultur der Volksschichten, die offizielle Verweltlichung des Lebens und die Tatsache, daß in einem Land mit katholischer Mehrheit eine marxistische Partei den entscheidenden politischen Einfluß erlangte – die Fülle der Aufgaben und Wandlungen, die in demselben Maße Hoffnungen erweckten

wie auch die Unsicherheit, ob die Nation so viel auf einmal aushalten könne, ohne ihre Identität zu verlieren.

Es verstärkte sich jedoch die Linie des politischen Realismus, um so mehr, als sie die authentische Unterstützung gewann nicht nur seitens der bisher benachteiligten Schichten, die sich mit dem neuen Staat identifizierten, sondern auch seitens jener intellektuellen und Künstler, sogar wenn sie nicht alle Motivationen in gleichem Maße teilten. Und die Anwesenheit der Schriftsteller, deren Werke ein Zeugnis der Kontinuität war, im kulturellen, aber auch im ideologischen und politischen Leben, steigerte die Überzeugung, daß das neue gesellschaftliche Modell sich unter Mitwirken der kulturellen Elite gestalten würde. Leopold Staff, Zofia Nakowska, Maria Dabrowska, Jaroslaw Iwaszkiewicz, der aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrte Julian Tuwim, der Soldat der polnischen Streitkräfte im Westen Wladyslaw Broniewski, Julian Przybós, die Offlag-Gefangenen Konstanty Ildefons Gaczyński und Leon Kruczkowski, Czeslaw Milosz und Jerzy Andrzejewski, der in der Emigration mit Wladyslaw Sikorski verbundene Ksawery Pruszyński – lang war die Reihe der Schriftsteller von differenzierter ideologischer und künstlerischer Herkunft, die dem breiteren Publikum bekannt waren und hohe Autorität genießen. Manche Autoren, die zu der kommunistischen Regierung und zur Politik der Sowjetunion wenig Vertrauen hatten, sind in der Emigration geblieben. Es näherte sich aber die Zeit, wo auf den relativen politischen und geistigen Pluralismus die Notwendigkeit der deutlicheren Entscheidungen und Deklarationen folgte.

Die Welt wurde geteilt, existierte – wie man damals sagte – am Rande des Krieges, der eiserne Vorhang wurde heruntergelassen. Immer weniger Raum für souverän differenzierte Haltungen wurde zur Ursache für extreme Anschauungen. Zu viele Abweichungen von Demokratie und Recht waren mit dem Begriff der Logik der Geschichte und mit der historischen Notwendigkeit der Verschärfung des Klassenkampfes gedeutet worden, und diese These rief auch den Doktrinarismus und das Mißtrauen hervor. Manche Schriftsteller haben der offiziellen Auslegung der Zeit vertraut, andere haben ihren Anteil im literarischen Leben beschränkt oder sind zum Schweigen gezwungen worden. Nicht für alle war es leicht, den revolutionären Geist und den realen Fortschritt im Wiederaufbau des Landes (auch der Kulturdenkmäler, z. B. der Warschauer Altstadt) vom vorgeführten Spektakel der nationalen Einheit und des proletarischen Internationalismus zu unterscheiden. Jerzy Andrzejewski, der vor dem Kriege unter dem Einfluß des katholisch geprägten Personalismus stand, Autor des berühmten Romans „Asche und Diamant“, in dem er moralische Aspekte einer Mordtat an einem kommunistischen Parteimann darstellte, hat in seinen Skizzen am Anfang der fünfziger Jahre ein Geständnis gemacht: „Wie könnte der Schriftsteller seine Zweifel auflösen, wenn er sich nicht bewußt ist, wohin sie ihn führen könnten? Ist er damals nicht einem Kind ähnlich, das seinen Finger einer brennenden Kerze nähert, nicht wissend, daß sie ihn verbrennen könnte? (...) Die Partei mit ihren Anweisungen und mit ihrer Kritik verfeinert das Gehör des Künstlers, wenn er nur hören will und nicht auf seiner Taubheit beharrt.“³ Man kann von diesen Worten die weitere Wandlung der Schriftstellerrolle ablesen: er hört auf, ein geistiger Führer der

Nation zu sein, ist auch schon nicht mehr ein Schöpfer, der die Widersprüche seiner Epoche zur künstlerischen Vision erhebt und seinen Zeitgenossen das Bewußtsein ihrer Lage nahebringt; er schildert nur den Weg, auf dem man eine schon vorhandene Wahrheit erreicht und die anderen aufmuntert, damit sie diesen Weg beschreiten. Diese Art der Unterordnung erwies sich in ihren Folgen sogar bedeutender als im einfachen Fall des administrativen Drucks. Es verwundert auch nicht, daß die weitere Literaturentwicklung unter dem Zeichen einer Warnung vor allzu großem Vertrauen in die Wahrheiten verlief, die ihre offizielle, oft in kurzfristigen Rücksichten begründete Deutung haben. Einer Warnung vor der Magie der Macht, besonders wenn sie mit breiten Vorrechten ausgestattet ist. Die Literatur genießt seit der Mitte der fünfziger Jahre ziemlich große Freiheit und weil die Periode des aufgekommenen Zentralismus relativ kurz andauerte, war es möglich, das vielschichtige kulturelle Leben wiederherzustellen. Dieser Prozeß verlief nicht ohne Hindernisse und Störungen, die sich in den nacheinander folgenden Krisen offenbarten. Es festigte sich jedoch darin die neue Rolle eines Schriftstellers, der das soziale Gewissen anregt, indem er die Erscheinungen beobachtet, die sich unter der Oberfläche der pragmatisch-politischen Formeln abspielen. In diesen Rahmenbedingungen entwickelte sich die philosophische Lyrik von Wisłowa Szymborska und Zbigniew Herbert. Der neue Roman betrat das Feld des täglichen Lebens und umfaßte verschiedene Milieus, die eher als ein Objekt der gesellschaftlichen Umwandlungen als ein Subjekt des programmatischen Denkens betrachtet werden; das war der sogenannte „Kleine Realismus“, gegen den sich dann die junge Generation seit 1968 wandte, z. B. Julian Kornhauser und Adam Zagajewski in dem Buch „Eine nicht dargestellte Welt“.

In der Literatur sind die Konflikte mit den Anpassungsschwierigkeiten aufgetaucht, verbunden mit dem Zerfall der traditionellen gesellschaftlichen Strukturen, mit der Schwächung der persönlichen Beziehungen in den anonymen urbanistischen Komplexen, kurz gesagt mit den Widersprüchen zwischen der Unvollkommenheit der industriellen Zivilisation und der Mythologie der Natur und der Authentizität, also zwischen der verlorenen, oft idealisierten Welt und dem Gegenstand des zeitgenössischen Verlangens. Der Blick rückwärts, wie in den Romanen von Andrzej Kuśniewicz, die ersten Bilanzen des ausgehenden Jahrhunderts. Die Paradoxie der Epoche, wie in den Stücken von Slawomir Mrozek. Die Fragen, was die Menschheit von der Zukunft erwarten könnte, wie in der Prosa von Stanisław Lem.

Ungefähr seit der Mitte der siebziger Jahre vertiefte sich die Spaltung zwischen dem sozialen Bewußtsein und jenem Bild des Landes, das offiziell vermittelt wurde. Die Schwelle der Modernisierung (anders gesagt: der wissenschaftlich-technischen Revolution) erwies sich als schwieriger zu überschreiten, als es die Politik der Weltoffenheit und der Annäherung zu den ehrgeizig angegebenen Vorbildern, wie auch die berüchtigte „Propaganda des Erfolges“, suggerieren konnte. Es war eine Notwendigkeit, die gesellschaftliche Initiative zu befreien und ein System des Dialogs zu gestalten, das fähig sein würde, laufend die notwendigen Korrekturen einzuführen und der Willkür der Administration Widerstand zu leisten. Indessen, trotz der Offenbarungen, war der Dialog

gedämpft. Die immer größere Entfernung zwischen der offiziellen Sprache und dem empirischen Bewußtsein verschiedener sozialer Schichten, der Verfall und die Verschiebungen der Autoritäten, hatten ihre Parallele in der Teilung der Literatur und Publizistik in jene, die sich im Rahmen der Auslegung des Rechts zur freien Meinungsäußerung bewegte, und in jene, die außerhalb dieses Systems entstand. Dieses widersprüchliche System mußte zur Selbstaufhebung führen. Die neue Generation der Arbeiter hat das Recht der Kontrolle und der Ablehnung der Lösungen gefordert, die keine gesellschaftliche Zustimmung finden. Es ergibt sich daraus auch die neue Rolle der Literatur: ihr natürlicher Kritizismus gewinnt den Grund und wird selber zum Gegenstand der Kritik seitens dieses erwachten Publikums. Der Schriftsteller steht vor der Instanz der öffentlichen Meinung, die ihre Ziele artikuliert. In dieser Auseinandersetzung erfährt der Schriftsteller, was er eigentlich ist, und das Publikum erkennt, wonach es strebt.

Anmerkungen

¹ In: St. I. Witkiewicz: Narkotyki – Niemyte Dusze. Warszawa 1975, 257. Übers. v. A. L. unter Mitarbeit v. K. Dedecius.

² Aus: Czesław Miłosz: „In Warschau“. In: Ders.: Zeichen im Dunkel. Hg. u. übers. v. Karl Dedecius. Frankfurt 1980 (= es 995), 61 f.

³ Partia i twórczość pisarza, Warszawa 1952, S. 67.

Erhard Jöst Kulturkampf in der Provinz

Im Entwurf seiner kulturpolitischen Forderungen stellte der DGB im Jahre 1978 fest: „Die kulturellen Angebote müssen allen Bürgern zugänglich sein. Sie sind daher in den bisher vernachlässigten Gebieten, vor allem im ländlichen Raum, zu erweitern. Die ländliche Bevölkerung muß in gleicher Weise wie die städtische am kulturellen Leben teilhaben; dafür sind verstärkt Voraussetzungen zu schaffen.“¹

Es scheint geradezu absurd, daß eine Gemeinde kulturelle Veranstaltungen verbieten und dauerhaft von der Kommune fernhalten möchte – und doch gibt es solche Fälle; zum Beispiel die Stadt Bad Mergentheim, wo ich seit Januar 1978 am Deutschorden-Gymnasium als Lehrer, als Vorsitzender der Jungsozialisten und seit Juni 1980 als SPD-Stadtrat tätig bin.

In der Zeit vom November 1978 bis März 1980 haben auf meine Einladung hin unter anderem folgende Persönlichkeiten bzw. Gruppen ein Gastspiel in Bad Mergentheim gegeben: Dietrich Kittner, dreimal Lutz Görner (mit seinem Heine-, Tucholsky- und Bertolt Brecht-Programm), Rolf Linnemann, Günter Wölffle, Dieter Hildebrandt, Zupfgeigenhansel, Günter Wallraff. Außerdem sei die Veranstaltung „Probleme (mit) der Bundeswehr“ genannt, auf der General Gert Bastian referierte, wodurch er erstmals ins Rampenlicht einer breiten Öffentlichkeit geraten ist.² Die rechte Stadtmafia war nicht begeistert. Zunächst richteten sich ihre Angriffe gegen meine Person. Das schärfste Mittel, um gegen einen als mißliebig empfundenen Lehrer vorzugehen, ist immer noch der sogenannte Radikalerlaß. Es genügt in der Regel ein Wink mit dem Zaunpfahl, wenn sich der Lehrer außerhalb der Schule parteipolitisch engagiert, und zwar auf einer Seite, die in der ländlichen Gegend eine „kleine, radikale Minderheit“ darstellt. In meinem Fall ist man folgendermaßen vorgegangen: In den Lokalzeitungen fand sich eines Tages ein Artikel, der u. a. folgenden Passus enthielt: „Bedenklich wertet es die JU, wenn der Juso-Vorsitzende Dr. Jöst in der politischen Auseinandersetzung mit Christdemokraten diesen Fachliteratur kommunistisch gesteuerter Verlage empfehle, sich in Schulpausen in Flugblattaktionen der Jusos gegen den Extremistenbeschuß vor der eigenen Schule einreihe und dann im Unterricht auch noch den Besuch bestimmter Juso-Veranstaltungen empfehle. Hier erwarte die JU künftig mehr Zurückhaltung.“³ Die Absicht ist klar: den Lehrer in der Öffentlichkeit herabzusetzen, ihm Verletzungen der Dienstpflicht anzuhängen, ihn in die Nähe von „Verfassungsfeinden“ zu drängen und bei den Eltern seiner Schüler Mißtrauen zu säen. Was war an den aufgestellten Behauptungen denn dran? Besonders abstrus war der Vorwurf der Empfehlung von Fachliteratur „kommunistisch gesteuerter Verlage“. Ich hatte in einem Leserbrief den JU-Bezirkspressereferenten wegen dessen massivem Einsatz für den „Radikalerlaß“ kritisiert und ihm empfohlen, sich anhand einschlägiger Literatur aus dem Pahl-Rugenstein-Verlag und dem Verlag „Atelier im Bauernhaus“ zur Berufsverbotspraxis erst einmal zu informieren, bevor er weitere Berufsverbote fordere. Die Behauptung, ich hätte vor der eigenen Schule Flugblätter

verteilt, war unwahr und wurde vom Personalrat der Schule und von mir in Presseerklärungen zurückgewiesen. Bei den angeblichen Empfehlungen von Juso-Veranstaltungen im Unterricht handelte es sich um einen Hinweis auf die Lesung von Heinrich Heines „Deutschland – Ein Wintermärchen“ durch den Schauspieler Lutz Görner, einen Rezitationsabend also, den ich im Dezember 1978 als Privatperson und nicht als Vorsitzender der Jungsozialisten organisiert hatte, um eine anschauliche Ergänzung zum Deutschunterricht anzubieten. Ich empfahl den Schülern den Besuch des Heine-Abends, weil wir in jenen Tagen mit der Behandlung des „Wintermärchens“ im Deutschunterricht begannen. In dieser Sache gaben über zwanzig Kollegen in den Tageszeitungen eine Solidaritätserklärung für mich ab und die Schülerversammlung sprach sich „in aller Deutlichkeit gegen jegliche Aktivitäten“ aus, „die auch nur den Anschein erwecken, Lehrer oder Schüler würden durch Außenstehende kontrolliert“. Nach diesen Protesten erfolgte eine „Entschuldigung“: „Auf nochmaliges Befragen haben unsere Informanten (!) nun ihre einstigen Aussagen dahingehend korrigiert, daß der Juso-Vorsitzende Dr. Jöst nicht persönlich beim Austeilen der Flugblätter gesehen worden sei.“⁴ Die Jugendorganisation der CDU gab also zu, ein „Informantensystem“ zu unterhalten, d. h. einen durch geworbene Spitzel funktionierenden Überwachungsapparat.

Danach nahm die CDU die Sache selbst in die Hand. Als ich Mitte des Jahres 1979 in meiner Eigenschaft als Juso-Vorsitzender den Münchner Kabarettisten Dieter Hildebrandt zu einem Gastspiel einlud, blieb ihm die Aula der Volkshochschule auf Beschluß des Verwaltungsausschusses des Gemeinderates versperrt.

Den Antrag, Dieter Hildebrandt nicht in der Aula auftreten zu lassen, ließ die CDU, die in Mergentheim damals über 27 der 32 Gemeinderatssitze verfügte, ausgerechnet einen Buchladenbesitzer einbringen. Als Begründung wurde neben angeblicher „Überlastung des Hausmeisters“, der im übrigen gar nicht gefragt worden war, von einem anderen Stadtrat ins Feld geführt: „Man darf die Jugend, die dort zur Schule geht, nicht vergessen. Wenn sie zu früh an parteipolitische Auseinandersetzungen herangeführt wird, könnte die Neutralität, die Jugendliche noch haben, ungünstig beeinflußt werden.“⁵

Nach dem Willen der CDU und damit des Mergentheimer Stadtrates darf ab Juni 1979 jedenfalls die VHS-Aula der Stadt nur noch für „schulische und hochwertig kulturelle Zwecke“ freigegeben werden; und was schulische Veranstaltungen sind, bestimmen der Leiter der VHS, Oberst a. D. Gauß, und der Direktor des Gymnasiums, OStD Haas, wovon der eine Mitglied, der andere Sympathisant der CDU ist. Eine dieser Persönlichkeiten braucht lediglich eine Veranstaltung als schulische Veranstaltung deklarieren, und schon ist die Aula offen: So geschehen, als der baden-württembergische Justizminister Eyrich im März 1979 der Kurstadt einen Besuch abstattete und in der Aula mit Schülern und Lehrern des Gymnasiums ebenso eine Propaganda-Diskussion führte wie der CDU-Oberbürgermeister der Stadt Bad Mergentheim im Juni 1979.⁶ Außerdem legten die CDU-Stadträte fest, daß die Aula sich für Veranstaltungen aller Art eigne, auch für Konzerte: grundsätzlich aber nur für solche, die das kulturelle Leben bereichern.⁷ Was nun aber hochstehende kulturelle Veranstaltungen sind, das bleibt wieder allein der Entscheidung der CDU-

Zensoren überlassen; ein Kabarett-Abend mit Dieter Hildebrandt – so befanden sie – zähle jedenfalls nicht dazu!
Der kulturfeindliche Gemeinderatsbeschuß löste in der Öffentlichkeit eine heftige Diskussion aus. Als Vorkämpfer der CDU profilierte sich in der örtlichen Presse der Apotheker Biggen:

„An Jusos und Gesinnungsgenossen

Es ist, glaube ich, endlich an der Zeit, die wildgewordenen Jusos und ihre Hintermänner von ihrem selbstgezimmernten Podest herunterzuziehen und sie dorthin zu stellen, wohin sie gehören, nämlich in die linke Ecke!
Wir lassen uns von ihnen weder ‚ihre Kultur‘ noch ihre ‚Kultur‘träger aufnötigen! Die vom Fernsehen abgehalfterte Wühlmaus Hildebrandt als einen der besten Kabarettisten, den Deutschland jemals hervorgebracht hat, zu bezeichnen, halte ich für stark übertrieben; aber alles, was aus dieser Ecke kommt, wird von den eigenen Genossen und den entsprechenden Medien hochgejubelt, bis sie am Schluß tatsächlich selbst daran glauben, große Denker und Dichter in ihren Reihen zu haben.
Ich lebe lieber in einem ‚schwarzen, muffigen‘ als in einem ‚roten‘ Mergentheim.

Hören Sie mit Ihrem Stänkern auf! Hören Sie auf, unsere gar nicht schlechte Jugend gegen das Elternhaus, die Kirche und gegen alles, was früher von Wert war, aufzustacheln – auch mit Hilfe Ihrer sogenannten Gesellschaftskritiker wie Herrn Hildebrandt, Herrn Kittner u. a.! Machen Sie Schluß mit Ihren arroganten und anmaßenden Schreibereien. Wir sind nicht mehr gewillt, uns diese Angriffe länger gefallen zu lassen!!
Sollte wider Erwarten keine Erwiderung kommen, so darf ich annehmen, daß sich die Herren mein Schreiben zu Herzen genommen haben. Wenn jedoch eine geballte Ladung von links und linksaußen auf mich abgefeuert werden sollte, so bin ich als Mitglied des von Ihnen belächelten Historischen Schützen-corps in der Lage, mit einer echten Kanone zurückzuschießen. Damit blasen wir Ihr Strohfeuerchen schon aus.
Peter Biggen“⁸

In meiner Erwiderung stellte ich klar, daß der Text den Tatbestand der Gewaltandrohung erfülle, wir die Sache aber mit Humor nehmen würden.
Den kulturellen Mief in der Provinz glossierte der örtliche SPD-Vorsitzende Werner Birkenmaier:

„Kultur in der Provinz

Nun muß aber Schluß sein mit den Vorwürfen gegen die CDU-Mitglieder des Verwaltungsausschusses und jene, die mit ihnen stimmten. Muß ausgerechnet Dieter Hildebrandt in die Aula, gefolgt von Popgruppen?
Das kulturelle Angebot in der Badestadt ist vielfältig, man muß es nur nutzen! So kann jeder gleich zu Jahresbeginn eine der zahlreichen Karnevalsveranstaltungen besuchen und selbst aus voller Brust die nachdenkenswerten Lieder mitsingen: ‚Und dann geht’s humba humba täterää...‘ – den Mai, den Mozart

des Kalenders, wie ihn der Kabarettist Erich Kästner nannte, kann man hier mit den Männern des neuhistorischen Schützencorps erleben. In der Uniform des Königs Friedrich, der ihre Urgroßväter fusilieren ließ und den Rest zum Frosten nach Rußland schickte, wird der Frühling angetrommelt und -geböllert. Als lebende Spitzwegkulisse kann jeder von Frühling bis Herbst allwöchentlich zu Füßen des Bläserturms dem Lied des Goethe-Feindes Claudius lauschen, das vom Phänomen des geräuschlosen Mondlaufes erzählt. Die deutsche Seele vibriert weihevoll beim großen Zapfenstreich. Da leuchten die Augen feucht und fackelbeflackert sieht man Hals an Hals Adamsäpfel auf- und niedergleiten.

Ganz anders wieder beim ‚Kulminationspunkt des Jahres‘, dem Volksfest, wo laut friedrizianisches Tongut und die vertrauten Weisen aus ‚Des Zwölfenders Wunderhorn‘ tönen und klingen. Man kann Bier dabei trinken und Rettiche essen. Sakrale Feierlichkeiten erzeugen kunstfertige Grünröcke auf großen Jagdhörnern mit der Hubertusmesse.

Wehmütig-archaische Sehnsüchte werden wach an Hohenzollern und Habsburger, an feudalen Glanz, an Zucht und Ordnung, an Thron und Altar. Last but not least Heinz Schenk, der oft mit seinen Bembeln hierher kommt, die oberbayerischen Volkstheater, die vom Wildschützen Jennerwein künden. Dies ist nur ein kleiner Teil des Schüttguts aus dem Wunderhorn altfränkischer Kultur. Fürwahr in Mergentheim haben alle Künste eine echte Heimstatt, die CDU-Gemeinderäte sind keine Kulturmuffel. Wem jetzt noch nicht klar geworden ist, daß in Mergentheim für einen Kabarettisten wie Dieter Hildebrandt kein Bedarf besteht, dem ist wirklich nicht zu helfen.

Werner Birkenmaier
Vorsitzender der
SPD Bad Mergentheim“

Das war für die CDU-Stadtoberen zu viel. Der CDU-MdL Reuter meldete sich zu Wort und bezeichnete Dieter Hildebrandt als einen „Hofsänger einer Partei“, den „sowieso keiner mehr holen“ würde. „Die Stadtverwaltung ist nicht dazu da, solche parteibezogenen Veranstaltungen zu subventionieren.“⁹ Die bürgerlichen Zeitungen versuchten in Kommentaren abzuwiegeln und verteidigten den kulturfeindlichen Gemeinderatsbeschuß, indem sie ihn als unabänderlich hinstellten: „Beschlossen ist beschlossen“ bzw. „Schluß der Debatte!“ überschrieben sie ihre Kommentare.¹⁰ Viele Bürger waren da anderer Meinung. Neun Theologen und mehr als 30 Pädagogen schickten eine Petition ins Rathaus, in der die Rücknahme des „Aula-Beschlusses“ gefordert wurde, weil dieser nicht verfassungskonform sei: Durch ihn würde nämlich das Grundrecht des Bürgers auf Meinungsfreiheit (und dazu gehören auch kulturelle Äußerungen der verschiedensten Trägerschaften) unterdrückt!¹¹ Ein Pfarrer, ehemaliger Schulkamerad des Apothekers, versuchte diesen in einem langen Leserbrief zu beruhigen und forderte ihn zu „Toleranz dem Andersdenkenden gegenüber auf allen Lebensgebieten“ auf. Der Beschluß zur Sperrung der Aula wurde als Maulkorb, das Vorgehen der Initiatoren als eine ironisch-zynische Haltung charakterisiert. Der Pfarrer versuchte es abschließend mit theologischen Argumenten: „Gott liebt eben auch die ‚wildgeworde-

nen Jusos und ihre Hintermänner', wie er die ‚wildgewordenen‘ Apotheker liebt.“

Ein Gymnasialprofessor, der vor dem Oberst a. D. als Leiter der Volkshochschule fungierte, griff gar mit einem holprigen Gedicht „Die Kulturkanone 79“ in die Debatte ein:

Eine Aula, die nicht zu,
läßt mir Tag und Nacht kein' Ruh;
sittlich-örtlich CDU
macht Kultur – und ja kein Buh!

Aula zu, Kanone raus,
aus ist's mit dem roten Graus!
Basta! Schluß! Gott, ei der Daus,
wieder sauber ist das Haus!

Ein im Main-Tauber-Kreis bekannter Maler stellte fest: „Es ist ja nicht alleine die Aula unseres Gymnasiums, die verwehrt wird, sondern überhaupt alles, was von der Basis abweicht, vom Kulturhimmel. Wer ein anderes Leben führen will, als das von ‚Oben‘ für richtig befundene, ist schon ein Außenseiter, ein Ketzer. Im Mittelalter hätte man uns Kult(h)uren schon auf den Scheiterhaufen gebunden, oder (wie schade, daß das heute nicht mehr geht) mit Kanonen aus der Stadt gejagt. Heute macht man das feiner, kultivierter, mit Ignoranz und Ironie.“

„Die CDU könnte ja von mir aus das Damen-Ballett“, war meine Meinung, „das auf ihrem letzten Bundesparteitag mit einer Oben-ohne-Show zur Unterhaltung der Delegierten beitrug, ebenso in Mergentheim präsentieren wie Gerhard Löwenthal oder sonst einen Kabarettisten. Wer so etwas sehen will, der geht hin, wer sich dafür nicht interessiert, der bleibt weg. So einfach könnte das sein!“¹²

Aber trotz der Petition und Forderungen nach Toleranz: Die Aulapforten blieben verschlossen, der Stadtrat bestätigte seinen Beschluß. Als Hort der Liberalität erwies sich damals und erweist sich seither stets die Evangelische Kirchengemeinde, die uns ihren Gemeindesaal (der freilich weniger Zuschauer faßt als die VHS-Aula) zur Verfügung stellte.

Dieter Hildebrandt fragte sich dann bei seinem Auftritt in Bad Mergentheim, weshalb er in der VHS-Aula Auftrittsverbot habe, im Albert-Schweitzer-Saal aber sein Kabarett vorstellen dürfe: „Was ist das für ein Raum, in dem ich hier auftreten darf? Ist das eine Radikalenkatakomben? Oder wird das Ding nachher abgerissen?“

Es bleibt zu erwähnen, daß der Albert-Schweitzer-Saal bei Hildebrandts Vorstellung schier aus den Nähten platzte und daß ein Film über die Auseinandersetzung um seinen Auftritt in Mergentheim im Regionalprogramm Stuttgart des ARD-Fernsehens am 23. 7. 1979 innerhalb der „Abendschau“ ausgestrahlt wurde.

Neben Saalsperren gibt es auch noch andere Mittel, um kulturelle Veranstaltungen zu behindern.

Im Zusammenhang mit dem Hildebrandt-Gastspiel ließ mir der Direktor

meiner Schule einen Brief zukommen, in dem folgendes zu lesen war: „Sehr geehrter Herr Dr. Jöst, parteipolitische Werbung ist im Schulgebäude und auf dem Schulgelände nicht erlaubt. Ich bitte Sie deshalb, den Verkauf von Karten für parteipolitische Veranstaltungen und das Aufhängen parteipolitischer Plakate in der Schule zu unterlassen.“

Hier wurde ein Kabarett-Abend einfach zur parteipolitischen Veranstaltung erklärt!¹³

Eine weitere Möglichkeit der indirekten Behinderung von kulturellen Veranstaltungen besteht darin, daß die bürgerlichen Tageszeitungen der Region Vorankündigungsartikel einfach nicht veröffentlichen, so geschehen, als Günter Wallraff in Bad Mergentheim zu einer Lesung mit anschließender Diskussion angesagt war.

Die TZ druckte noch nicht einmal am Tag der Veranstaltung die Angaben von Zeit und Ort der Lesung in ihrem Veranstaltungskalender. Einige Abonnenten der TZ protestierten in Leserbriefen gegen diese Vernachlässigung der Informationspflicht; ihre Leserbriefe wurden aber nicht veröffentlicht, vielmehr erhielten sie einen „Musterbrief“ zugesandt: „Ihr Leserbrief ist zur Veröffentlichung nicht vorgesehen, da er keine weiteren neuen Tatsachen aufzeigt und wir andererseits die Angelegenheit als abgeschlossen sehen wollen“.

Wir setzten uns daraufhin zur Wehr und brachten von seiten der Jungsozialisten eine kurze Dokumentation heraus. Diese „Mergentheimer Informationen“ standen unter dem Titel „Rechte Ausgewogenheit bei der Tauber-Zeitung. Ein Lehrstück in Sachen Pressefreiheit“; sie enthielten neben unterdrückten Leserbriefen die „Ablehnungsbescheide“ des TZ-Herausgebers, eine Information über den ganzen Sachverhalt, Karikaturen, Dokumente.

Während bei uns das Gastspiel von Günter Wallraff „lediglich“ eine Aufklärungskampagne über die Berichterstattung der Lokalpresse nach sich zog, waren die Auswirkungen, die Wallraffs Auftritt im ca. 40 km entfernten Rothenburg ob der Tauber hervorrief, noch viel gravierender.

In Rothenburg wurde die Wallraff-Diskussionsveranstaltung vom DGB, der IG Metall, dem Goethe-Institut und der dortigen Friedensinitiative getragen. Die Vorbereitungen erledigte Dieter Balb, Redakteur des in Rothenburg erscheinenden „Fränkischen Anzeigers“. Neben der Lesung organisierte er noch eine Diskussion mit Schülern und eine dokumentarische Ausstellung zum Thema „BILD“. Dieter Balb leitete dann auch die Diskussion der Veranstaltung mit Günter Wallraff in der Rothenburger Reichstadthalle. Der große Anklang, den diese Lesung fand, – sie war Wochen vorher ausverkauft – war einigen maßgeblichen Mitgliedern der örtlichen CSU ein Ärgernis. Sie hatten mehrfach versucht, diese Veranstaltung zu verhindern. Schließlich wandten sie sich an das Landratsamt mit der Bitte, zumindest die Abhaltung der Wallraff-Diskussion mit Schülern in der Realschule zu untersagen. Der Plan schlug fehl. Daraufhin suchten die CSU-Kulturkämpfer nach einem neuen Opfer und glaubten, es in Dieter Balb gefunden zu haben. Dieser hatte nämlich auf der Veranstaltung mit Günter Wallraff die Verhinderungsversuche angesprochen und es nachdrücklich begrüßt, daß „solche Versuche, die von einem seltsamen Demokratieverständnis zeugen“, bei der Verwaltung auf Ablehnung gestoßen seien.¹⁴ Soviel Bürgermut hat hierzulande noch ein unerfreuliches Nachspiel:

In einer Erklärung stellte die CSU am 12. 3. 80 im Fränkischen Anzeiger fest:

„Erklärung der CSU

Der Diskussionsleiter Herr Balb hat zur Eröffnung der Wallraff-Veranstaltung in der Reichsstadthalle öffentlich erklärt: „In Rothenburg – ich bedauere es sehr, dies sagen zu müssen – ist von seiten der Christlich-Sozialen Union versucht worden, eine rechtliche Möglichkeit zu finden, um diese heutige Veranstaltung mit Günter Wallraff in der Reichsstadthalle zu verhindern. Umsomehr freuen wir uns heute abend als Veranstalter, daß solche Versuche, die von einem seltsamen Demokratieverständnis zeugen, von der Stadtverwaltung und dem Oberbürgermeister in entschiedener Form abgewehrt wurden.“ Im gleichen Sinn hat sich Herr Balb gestern in der Berichterstattung zu dieser Veranstaltung geäußert. Die CSU stellt dazu fest: Die Behauptungen des Herrn Balb sind unwahr. Sowohl der OB wie auch der Rechtsrat haben auf einer am Sonntag stattgefundenen öffentlichen Versammlung erklärt, daß niemand an sie herangetreten sei, zu dem Zweck, die Veranstaltung zu untersagen oder die Vermietung der Reichsstadthalle rückgängig zu machen. Die CSU fordert deshalb Herrn Balb auf, diese unwahre Behauptung genauso öffentlich wie er sie erhoben hat, zurückzunehmen.

CSU-Ortsverband Rothenburg/Tauber
Traudl Reingruber“

Dieter Balb nahm dazu folgendermaßen Stellung:

„Von Vorurteilen leben

Wenn die CSU jetzt meint, erklären zu müssen, sie wisse von nichts, dann ist dies unwahr. Richtig ist lediglich, daß bei den Versuchen, die Veranstaltung mit Günter Wallraff zu verhindern, kein offizieller Antrag von der CSU gestellt wurde. Das habe ich auch nicht behauptet, ebenso wenig habe ich jemals gesagt, die Vorstandschaft oder die Fraktion hätten die Veranstaltung in der Reichsstadthalle untersagen lassen wollen. Nach meinen zuverlässigen Informationen haben mehrere CSU-Mitglieder, darunter mindestens ein Stadtrat, mit offizieller Stelle gesprochen, ob man nicht etwas gegen die Wallraff-Veranstaltung unternehmen könne. Dabei wurden auch rechtliche Möglichkeiten geprüft.

Dieter Balb
Diskussionsleiter der
Wallraff-Veranstaltung
vom 7. März.“

Auf einem „CSU-Dämmerschoppen“, der am 9. März 1980 stattfand, wurde Dieter Balb, der zur Berichterstattung erschienen war, von den versammelten CSU-Mitgliedern angepöbelt.

Die CSU-Spießbürger trafen Vorbereitungen, um auf die Barrikaden des Kulturkampfes zu gehen. „Da hast Du den kürzeren gezogen, das wirst Du noch merken!“ rief ein CSU-Stadtrat dem Redakteur Balb zu. Der CSU-

Landtagsabgeordnete Maurer belehrte die Anwesenden: „Wallraff, Kroetz, Engelmann schütten kübelweise Schmutz aus und das sollte verhindert werden.“ Und aus der Menge tönte es zustimmend „Der Wallraff ist doch ein Erzkommunist!“

Für den Redakteur Dieter Balb war die Sache aber noch längst nicht ausgestanden. Nach üblicher Manier versuchten die CSU-Haudegen nun, ihn in seiner beruflichen Existenz zu treffen.

Dabei stand ihnen aber der Verleger und Herausgeber des FA, Wolfgang Schneider, im Wege, der sich hinter seinen Redakteur stellte,¹⁵ worauf die CSU den Versuch unternahm, mit einem Anzeigenboykott Druck auszuüben und sich den Verleger gefügig zu machen. Ihre Rechnung ging aber nicht auf, denn dieser blieb bei seiner Entscheidung.

In einem weiteren Anlauf versuchte die CSU-Mannschaft, über ihre Gesinnungsfreunde in der Chefetage der „Fränkischen Landeszeitung“ ihren Willen durchzusetzen. Der „Fränkische Anzeiger“, bei dem Balb beschäftigt ist, erscheint in gemeinsamer Ausgabe mit der „Fränkischen Landeszeitung“, deren vier Herausgeber und Chefredakteure man zumindest als CSU-Sympathisanten bezeichnen kann. Dieses Gremium heizte dem aufmüpfigen Redakteur nun ein.

Schon zuvor hatte man – entgegen der vertraglichen Vereinbarungen – Artikel von Dieter Balb in der Ausgabe der Fränkischen Landeszeitung einfach entfernt und durch andere ersetzt. Auf diese Weise war etwa ein Artikel über die dokumentarische BILD-Ausstellung in Rothenburg in der Ausgabe der FLZ nicht erschienen.

Nun fuhr man schwerste Geschütze auf: Die FLZ-Redaktion distanzierte sich mit einer Erklärung öffentlich von dem Redakteur Dieter Balb: „Die Redaktion der FLZ sieht sich außerstande, die journalistischen Grundsätzen so eklatant entgegenstehenden Aktivitäten des Lokalredakteurs des Fränkischen Anzeigers ihren Lesern, den Lesern der FLZ-Ausgabe Rothenburg ob der Tauber weiterhin zuzumuten, für die sie verantwortlich ist. Deswegen wurde der Artikel aus der FLZ-Ausgabe Rothenburg ob der Tauber vom 15./16. März entfernt, nicht etwa weil die FLZ-Redaktion grundsätzlich gegen die Initiativen Wallraffs kontra Bild wäre, sondern weil die FLZ die gesellschaftspolitisch gefärbte journalistische Tätigkeit des verantwortlichen FA-Redakteurs nicht mehr mitverantworten will und wird.“¹⁶

Es braucht wohl nur der Vollständigkeit halber extra erwähnt zu werden, daß Dieter Balb auch ein an seinen Verleger gerichtetes Schreiben vorgelegt bekam, in dem die Chefredaktion ihr Mißfallen über seine Aktivitäten und seine Berichterstattung äußerte und sich im Wiederholungsfall weitere Schritte vorbehielt.

Aber selbst in der bayerischen Provinz regt sich Widerstand gegen derartige undemokratische Machenschaften. In einem öffentlichen Brief an die FLZ-Chefredaktion protestierten 75 Journalisten aus dem Großraum Nürnberg gegen dieses Vorgehen und forderten die FLZ-Redaktion auf, „die Beschuldigungen öffentlich zurückzunehmen und derartige Angriffe künftig zu unterlassen.“

Der Bayerische Journalisten-Verband sprach von einer „Diffamierungskam-

pagne“ und schrieb an die Verleger und Herausgeber der FLZ: „Besonders gravierend ist, daß sich eine vertraglich verbundene Zeitung zum Mitstreiter einer Kampagne macht, die letztlich auch ihre Freiheitsrechte beschneiden will.“ Dem Verleger der FA hingegen dankte er in einem weiteren Schreiben für seine aufrechte Haltung, denn es sei leider „in der Bundesrepublik keineswegs Übung, daß sich die Verleger bei derartigen Vorfällen so solidarisch hinter ihre Redakteure stellen.“ Schließlich wurde der CSU Rothenburg vom Bayerischen Journalisten-Verband mitgeteilt: „Mit Betroffenheit hat der Bayer. Journalisten-Verband zur Kenntnis genommen, daß die CSU Rothenburg sich zum Fürsprecher einer Diffamierungskampagne gegen unser Mitglied, Dieter Balb, verantwortlicher Redakteur beim „Fränkischen Anzeiger“, gemacht hat.“

Neben dem BJV solidarisierte sich auch die Junge Presse Bayerns mit Dieter Balb und seinem Verleger: „Wir sind darüber empört, daß CSU und FLZ nichts unvernünftigeres zu tun haben, als am Stuhle eines kritischen Journalisten zu sägen (...) Wer andere Leute nicht zu Wort kommen lassen will, der nagt am Geist unseres Grundgesetzes und an unserer Demokratie.“

Einigen Bürgern nahm die CSU übel, daß sie die Wallraff-Veranstaltung besucht hatten. Ein Rothenburger Geschäftsmann, der sich auf der Diskussionsveranstaltung am 7. März zu Wort gemeldet und – obgleich er in seinem Laden die BILD-Zeitung verkauft – dem Schriftsteller Wallraff zu dessen Buch „Zeugen der Anklage“ und seinen Erfolgen in der Auseinandersetzung mit der Rechtsabteilung des Springer-Konzerns gratuliert hatte, wurde sowohl von einigen aggressiven CSU-Eifern in seinem Geschäft aufgesucht und angegriffen als auch durch Telefonanrufe attackiert und beschimpft. Die CSU brachte sogar eine schriftliche Anfrage im Deutschen Bundestag ein und wollte wissen, ob das Goethe-Institut berechtigt sei, als Träger einer Wallraff-Lesung aufzutreten.

Der CSU-Bundestagsabgeordnete Carl-Dieter Spranger hatte dem Leiter des Rothenburger Goethe-Instituts bereits Anfang April gedroht, „es werde eine Anfrage in München geben, ob man dort mit der Unterstützung Wallraffs durch das Goethe-Institut tatsächlich einverstanden sei.“¹⁷

All diese Aktivitäten starteten die CSU-Kulturkämpfer, nur weil ein Schriftsteller, der ihnen nicht genehm ist, eine Lesung in ihrem Herrschaftsgebiet abgehalten hat. Wie weit sind diese Leute eigentlich noch davon entfernt, wieder öffentliche Bücherverbrennungen durchzuführen und Listen mit Namen von „entarteten, undeutschen, kommunistischen“ Autoren herauszugeben? Werden diejenigen Bürger, die an Veranstaltungen mit Schriftstellern, die der CDU/CSU nicht zugeneigt sind, teilnehmen oder diese gar organisieren, bald öffentlich verurteilt sein oder an den Pranger gestellt werden?

Obwohl eine solche Entwicklung möglich scheint, darf man sich nicht entmutigen lassen, denn die hohen Besucherzahlen und der Widerstand gegen die CDU- und CSU-Intrigen beweisen, daß derartige Gastspiele und Kulturangebote nicht nur auf ein großes Interesse und ein vorhandenes Bedürfnis stoßen, sondern auch notwendige Denkanstöße vermitteln und damit langfristig zur Schaffung bzw. Festigung eines demokratischen Bewußtseins beitragen.

„Da, in den kleinen Mittelstädten, wo jeder, der nicht konservativ ist, als

Bolschewist angerüpelt wird,“ schrieb Kurt Tucholsky bereits 1920, „da ist Arbeitsfeld.“¹⁸

Anmerkungen:

¹ Vgl. dazu: Kurt Eichler: Die Kultur im Dorf lassen – aber wie? Erfahrungen der Kulturarbeit in der Provinz, in: Kurbiskern 3/79, S. 102–108, Zitat S. 108.

² Auf unserer Veranstaltung am 9. März 1979 in Bad Mergentheim hatte General Bastian vom „defensiven Charakter der sowjetischen Rüstung“ gesprochen und damit eine bundesweit geführte Kampagne der CDU/CSU gegen seine Person ausgelöst. Vgl. zu diesem Vorgang und seine Folgen meinen Artikel „Chronologie der Abhaltung des Generals Gert Bastian“, in: Deutsche Volkszeitung (DVZ) Nr. 7 vom 14. Februar 1980.

³ Fränkische Nachrichten (FN) und Tauber-Zeitung (TZ) vom 8. 3. 1979.

⁴ FN und TZ vom 13. 3. 1979. Vgl. zu diesen Vorgängen auch die FN und die TZ vom 10./11., 14. und 16. 3. 1979 und den zusammenfassenden Artikel „Die Bauchlandung der Jungen Union“, in: DVZ Nr. 20 vom 17. 3. 1979.

⁵ FN vom 15. 6. 1979; vgl. auch die TZ vom 15. 6. und 19. 6. 1979.

⁶ Überhaupt kann man sagen, daß die CDU-Kommunalpolitiker bei der Vergabe von öffentlichen Räumen im Main-Tauber-Kreis immer recht großzügig verfahren – natürlich nur, wenn es um Veranstaltungen geht, die von Mitgliedern oder Gesinnungsfreunden abgehalten werden. So wurde etwa im ca. 8 km von Bad Mergentheim entfernten Weikersheim im Oktober 1979 sogar das Schloß als Tagungsstätte zur Verfügung gestellt, als dies die CDU-Landesgeschäftsstelle Baden-Württemberg verlangte, um ein „Studienzentrum“ zu gründen. Präsident dieses obskuren „Studienzentrums Weikersheim“ wurde der „furchtbare Jurist“ und ehemalige „Landesvater“ von Baden-Württemberg, Hans Karl Filbinger.

⁷ Vgl. die FN vom 15. 6. 1979.

⁸ Der denkwürdige Leserbrief des Apothekers wurde in der FN vom 22. 6. 1979 sowie in der TZ gleichen Datums abgedruckt.

⁹ Die angeführten Leserbriefe findet man in den Ausgaben der FN und der TZ vom 23. 6. 79; die Ausführungen des MdL Reuter sind in einem Artikel festgehalten, den die TZ am 23. 6. 1979 veröffentlichte; vgl. auch den Artikel der FN vom 23./24. 6. 1979.

¹⁰ Vgl. die FN vom 23./24. 6. 1979 und die TZ vom 28. 6. 1979.

¹¹ FN und TZ vom 17. 7. 1979.

¹² Die Leserbriefe, aus denen Passagen zitiert wurden, sind in den FN bzw. der TZ vom 25., 26., 27. und 28. 6. 1979 nachzulesen. Zu dem umstrittenen „Aula-Beschluß“ sowie über den Auftritt Hildebrandts in Bad Mergentheim am 19. 7. 1979 vgl. außer den bisher angeführten Ausgaben noch die TZ und FN vom 20. 6., 21. 6.; UZ vom 21. 6., Die Neue vom 3. 7., Vorwärts vom 5. 7., Stuttgarter Zeitung vom 13. 7., TZ vom 6. 7., FN vom 7./8. 7., FN und TZ vom 14. 7., 18. 7., 21. 7., 23. 7. und 24. 7. 1979.

¹³ Zu diesem Streit um den Plakat-Aushang im Schulgebäude und zu weiteren derartigen Vorfällen vgl. meinen Aufsatz „Das Dilemma des (Deutsch)lehrers: Schulfucht oder Persönlichkeitsdeformation zum Pauker?“, in: Diskussion Deutsch-Heft 52, 1980, S. 236–245.

¹⁴ Vgl.: Der Springer-Konzern findet keine Gegenargumente zu Günter Wallraff, in: Fränkischer Anzeiger vom 10. 3. 1980.

¹⁵ Vgl. FA v. 17. 4. 1980.

¹⁶ FLZ vom 24. 3. 1980.

¹⁷ FA vom 5./6. 4. 1980.

¹⁸ Kurt Tucholsky: In der Provinz, in: ders., Gesammelte Werke in 10 Bänden, hg. v. Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, Band 2, 1919–1920, Reinbek 1960, S. 327–330, Zitat S. 329.

Beilagenhinweis:

Einer Teilaufgabe liegt eine Bestellkarte des Monitor-Verlags (Deutsche Volkszeitung), Düsseldorf, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Copyright KURBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KURBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KURBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Dammitz Verlag GmbH, München. Gesellschaft: Heino F. von Dammitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuß.

Einzelheft DM 8.50, Jahresabonnement DM 32.– inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27.–. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postcheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KURBISKERN. Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16. ISSN 0023-5016.

**Keine gesicherte Ewigkeit
ist meine Liebe
meine Liebe ist
wiederholbarer Moment
vielleicht
auf Lebenszeit**

Aus: „Nun leb mit mir“ · Weibergedichte
von Gisela Steineckert
(3. Auflage 1981 · Leinen · 6,- DM)

Über die „Weibergedichte“ schrieb G. Gregor in der „Wochenpost“, Berlin: „Eigentlich brauchte man zu diesen Versen gar nicht so viel zu sagen bzw. zu schreiben, nur so viel: Man muß sie einfach lesen, um selbst mit ‚hochzugehn‘, um ‚auf 99‘ zu kommen, denn gerade soviel länger oder kürzer bedruckte Seiten hat dieses zündende Bändchen. Das ist keine billig-emanzipierte Frauen-Lyrik schlechthin; hier sind weibliche Gefühlswelt und Aggressivität (von der bedingungslosen Liebe und Hingabe bis zur bittersten, aber zu überwindenden Enttäuschung) in einer Weise komprimiert und ausgedrückt, die den Leser überrascht.“

Jetzt liegen zwei neue Bücher von Gisela Steineckert vor. Der Band „Vor dem Wind sein“ (1. Auflage 1980. 208 Seiten. Leinen. 8,40 DM) enthält Lieder und Chansons, die im Repertoire bekannter Interpreten zu finden sind.

Die Gedichtsammlung „Lieber September“ (1. Auflage 1981. 120 Seiten. Leinen. 8,20 DM) vereint vielfarbige und variationsreiche Verse, die Lebenskenntnis und Lebensverständnis beweisen.

Alle von Gisela Steineckert vorgelegten Gedichte sind Gedichte einer Frau, die in ihrer Emanzipiertheit Frau bleibt, in ihrem persönlichen Glücksstreben das Fenster zur Welt nicht verhängt.

Verlag Neues Leben Berlin

DDR-1080 Berlin, Behrenstraße 40/41



Ich bestelle die UZ –
UNSERE ZEIT –
Zeitung der DKP
als Tageszeitung
zum Preis von 8,- DM
monatlich.
Mindestbezugszeit 3 Monate.

☐ Tageszeitung

Name _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

Bestellschein

UZ

Ich bestelle die UZ –
UNSERE ZEIT –
Zeitung der DKP
als Wochenendausgabe
zum Preis von 7,50 DM
vierteljährlich.
Mindestbezugszeit 1 Jahr.

☐ Wochenendausgabe

Kündigungen müssen 6 Wochen vor Quartalsende beim Verlag sein

Bitte einsenden an Plambeck & Co, Postfach 920, 4040 Neuss 13

Anmerkungen

CULLMANN ARMIN, 36 Jahre, lebt in München. Schriftsetzer und Publizist. Mit SCHMID FRED Verfasser der Rüstungsdokumentation „Pulverfaß Südbayern“.

DEGENHARDT FRANZ JOSEF, geb. 1931. Schriftsteller und Rechtsanwalt. Zahlreiche Schallplatten und Bücher, u. a. „Zündschnüre“, „Brandstellen“, „Petroleum und Robbenöl“. Siehe auch KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37 *Dazu gehört Mut. Junge Leute gegen die Krise* und Band 60. . . und *ruhig fließet der Rhein*.

DREWITZ INGEBORG, geb. 1923. Berliner. Dramen, Hörspiele, Erzählungen, Romane, historische Biographien und Essays, u. a. „Bettine von Arnim – Romantik Revolution Utopie“ (Biographie), „Wer verteidigt Katrin Lambert?“ (1974); „Das Hochhaus“ (1975); „Gestern war heute – hundert Jahre Gegenwart“ (1978); „Oktoberlicht oder ein Tag im Herbst“ (1969, 1981), die Essays „Zeitverdichtung“ Bd. 1 (1980), Bd. 2 (1981). Demnächst erscheinen politische Reden und Aufsätze „Kurz von 1984“. Mehrere Literaturpreise, 1980 Carl-von-Ossietzky-Medaille der Internationalen Liga für Menschenrechte. Sie ist Mutter dreier Töchter. Hat die Gründung des VS mit vorbereitet, von 1969 bis 1980 fast ununterbrochen stellvertretende Bundesvorsitzende. Im P. E. N.-Präsidium der BRD seit 1966.

EGGEBRECHT JÜRGEN, geb. 1898, lebt in München, vorher Berlin und Hamburg. Erste Veröffentlichungen 1927, „Schwalbensturz“ (1956 Suhrkamp), „Vaters Haus“ (1970 Desch), „Splitterlicht“ (1976 Suhrkamp), „Das zahnlos geschlagene Wort“ Jahrbuch 1 und 2 (1979/1980 Claassen) u. a.

ELSNER GISELA, geb. 1937 in Nürnberg, lebt in München. Siehe KÜRBISKERN 3/80 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 60 . . . und *ruhig fließet der Rhein*.

HEISE HANS JÜRGEN, siehe KÜRBISKERN 4/79 und 2/80.

JANKER JOSEF W., geb. 1922 in Wolfegg/Württ. Volksschule, Lehrzeit, Dienstverpflichtung, Kolonialschule, Meisterschule für Zimmerleute, Fernstudium für Bautechnik, Kriegsdienst, Gefangenschaft, langjährige Sanatoriumsaufenthalte. Textilvertreter, Inspizient und Platzanweiser im Kino. Beiträge in Anthologien, Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunkanstalten. Mitglied des P. E. N.. Vorsitzender der Fachgruppe Literatur (Übernat. Bodensee-Klub) und der Meersburger Drostpreis-Jury 1971, 1975 und 1979. Zahlreiche Literatur- und Kulturpreise, Bundesverdienstkreuz 1980. Die Erzählung „Eisbärte“ entstammt dem Bild-Text-Band „Ansichten und Perspektiven“, Band 8 „Feuchtes Element“. Fotos Reupert Leser.

JÖST ERHARD, geb. 1947 in Mannheim. Studium Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Heidelberg. Dr. phil. 1976. Ab 1976 im Schuldienst tätig, seit 1978 Studienrat an einem Gymnasium. Schreibt in Tages- und Wochenzeitungen der BRD und Österreichs. Letzte Buchveröffentlichung: Die Historien des Neithart Fuchs. Nach dem Frankfurter Druck von 1566 in Abbildung, hrsg. von E. J. (Litterae. Göppinger Beiträge zur Textgeschichte Nr. 49), Göppingen 1980.

KÖPF GERHARD, geb. 1948 in Pfronten/Allgäu, lebt in München. Mitglied des VS.

LAM ANDRZEJ, Professor, Dr., lebt in Warschau. Der Text wurde als Referat vorgetragen auf der Tagung der Evangelischen Akademie Loccum zur polnischen Gegenwartsliteratur vom 7. – 9. 11. 1980.

LEHNDORFF-FELSKO ANGELIKA, geb. 1945. Seit 1974 Lehrerin für Geschichte und Pädagogik in Köln, mit dreijähriger Unterbrechung wegen Berufsverbot; seit 1979 Lehrerin im Angestelltenverhältnis. Zeitschriftenveröffentlichungen.

SCHMID FRED, siehe KÜRBISKERN 4/79.

WORLIČEK MARIANNE, geb. 1940 in Leitmeritz/Böhmen, lebt in München. Nach Studium der Malerei in München, Romstipendium und Filmstudium in Prag Akad. Dipl. Malerin, Film- und Fernsehregisseurin und Dozentin. Seit 1967 Freie Mitarbeiterin des ZDF und BR. Plant für 1981 u. a. die Theaterrückführung von „Wie ein kleiner altruischer Soldat die Ordnung der Welt kurz störte“ und die Verfilmung von „Ich bin vor dem Jahr Null geboren“.

Beilagenhinweis

Einer Teilaufgabe liegt eine Bestellkarte als Eigenwerbung des Verlages bei.

Kleine Arbeiter bibliothek

Bestellung über den Buchhandel

oder direkt bei

Damitz Verlag GmbH

Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

Onjango

Ein angolaisches Tagebuch

Jürgen Leskien

(Band 70, DM 8,-)

Onjango, so heißt die Hütte der Begegnung in den Dörfern Angolas. Da erzählen die Alten Mythen aus der Stammesvorzeit und die Jungen sprechen von der Zukunft. Jürgen Leskien war mit einer Jugendbrigade aus der DDR in Angola. Sein „Onjango“ ist nicht nur ein spannend geschriebener Bericht aus dem heutigen Angola, er vermittelt auch Einsichten in Geschichte und Traditionen des Landes.



Die Stunde der toten Augen

Roman

Harry Thürk

(Band 71, DM 8,-)

„Die Stunde der toten Augen“ ist die Stunde der Letzten aus einer deutschen Fallschirmjägergruppe im Zweiten Weltkrieg. Männer, die an der Ostfront in sinnlosen Todeeinsätzen verheizt werden. Warum sind sie weitermarschiert, bis alles in Scherben fällt? – Der Untergang der Soldaten klagt die Verderber dieser Jugend an. Das Kriegsbuch wird zum Antikriegsbuch, das im Namen der Toten die Lebenden warnt.



Ein Loch zur Welt

Tschechische und slowakische Erzähler

(Band 68, DM 9,80)

In dieser Anthologie sind dreizehn tschechische und elf slowakische Schriftsteller vertreten – fast alle Wortführer einer Generation, die in den siebziger Jahren gereift ist. Als selbstbewußte und engagierte Zeitgenossen befragen die jetzt Dreißig- bis Vierzigjährigen ihre Gesellschaft und sich selbst nach dem Woher und Wohin ihres Weges, ohne dem Warum ungelöster Probleme auszuweichen.



Kleine Arbeiter bibliothek

Bestellung über den Buchhandel
oder direkt bei
Dammitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

Ondjango

Ein angolaneses Tagebuch
Jürgen Leskien
(Band 70, DM 8,-)

Ondjango, so heißt die Hütte der Begegnung in den Dörfern Angolas. Da erzählen die Alten Mythen aus der Stammesvorzeit und die Jungen sprechen von der Zukunft. Jürgen Leskien war mit einer Jugendbrigade aus der DDR in Angola. Sein „Ondjango“ ist nicht nur ein spannend geschriebener Bericht aus dem heutigen Angola, er vermittelt auch Einsichten in Geschichte und Traditionen des Landes.



Die Stunde der toten Augen

Roman
Harry Thürk
(Band 71, DM 8,-)

„Die Stunde der toten Augen“ ist die Stunde der Letzten aus einer deutschen Fallschirmjägergruppe im Zweiten Weltkrieg. Männer, die an der Ostfront in sinnlosen Todeinsätzen verheizt werden. Warum sind sie weitermarschiert, bis alles in Scherben fällt? – Der Untergang der Soldaten klagt die Verderber dieser Jugend an. Das Kriegsbuch wird zum Antikriegsbuch, das im Namen der Toten die Lebenden warnt.



Ein Loch zur Welt

Tschechische und slowakische
Erzähler
(Band 68, DM 9,80)

In dieser Anthologie sind dreizehn tschechische und elf slowakische Schriftsteller vertreten – fast alle Wortführer einer Generation, die in den siebziger Jahren gereift ist. Als selbstbewußte und engagierte Zeitgenossen befragen die jetzt Dreißig- bis Vierzigjährigen ihre Gesellschaft und sich selbst nach dem Woher und Wohin ihres Weges, ohne dem Warum ungelöster Probleme auszuweichen.

